

SCHWALBEN  
ÜBER LIPPOLDSBURG



BENNO LUDWIG MANNS

SCHWALBEN  
ÜBER LIPPOLDSBURG

ROMAN

---

Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH

ISBN 978-3-663-03975-4      ISBN 978-3-663-05421-4 (eBook)

DOI 10.1007/978-3-663-05421-4

Einband von Ernst Böhm, Berlin

Alle Rechte vorbehalten

1943

Softcover reprint of the hardcover 1st edition 1943

## I.

Schwalben flogen über Lippoldsburg.

Soeben war der Mai zur Rüste gegangen. Im fürstlichen Park hatten die Kastanien die Kerzen ausgelöscht, die Blutbuchen trugen schon volles Laub, und der Rotdorn blühte.

In schwelgerischen Tänzen und manchmal wie auf Schaukeln wippend, sirrten Schwalben über den Ratsmarkt. Im Volksmund hieß er die gute Stube von Lippoldsburg.

Vier Straßen und ein Gäßchen mündeten hinein, und zwischen der engsten Straße und dem Gäßchen, gleich als wäre es zwischen breiteren Verkehrswegen fehl am Ort gewesen, hatte als Ausbund all der zierlichen Fachwerkhäuser in rangbedingtem Abstand das heiter beschnitzte und bunt bemalte Rathaus Platz genommen und blickte mit schillernden Butzenscheiben über den Markt in die Spiegelglasfenster des Hotels zur Rose.

Wie das Lippoldsburger Hofbräu und andere Wirtschaftsbetriebe hatte auch die „Rose“ zum Privatbesitz des Fürsten gehört, war aber seit einer Handvoll Jahren Eigentum des preußischen Domänenfiskus.

Und hieß noch Rose?

Und hieß noch Rose!

Unerhört und unverschmerzbar! Schwert und Rose waren die Wappenzeichen der Fürsten von Lippoldsburg!

Der lauschige Ratsmarkt hatte sich um diese Schicksalsniedertracht nicht gekümmert, war noch immer mit Fliesen getäfelt und sauber gefegt, und lustig in der Mitte, just zwischen Rathaus und „Rose“, plätscherte, unbekümmert um die Tücken des Lebens, der Herkulesbrunnen und ließ sich weder von einem Domänenfiskus noch von dem düsteren Bildwerk beirren, das in bronzenener Schönheit aus dem Steinbecken wuchs. Es stellte dar, wie der griechische Halb-gott Herakles den unliebsamen Riesen Antäus erwürgt.

Irgendwann auf die nämliche Art hofften die Unentwegten unter den Lippoldsburgern dem preußischen Domänenfiskus und der Enklave Liebenböhl den Garaus zu machen, und in Feierstunden blickten sie in unerschütterlichem Vertrauen und einsatzbereit zum Wendenberg empor, auf dessen Gipfel, ein halbes Wegstündchen hinter dem Rathaus, die altehrwürdige Feste Lippoldsburg mit dem Schlosse derer zu Lippoldswiel die Türme reckte.

Von dem einen, dem Turm der Schloßkapelle, schlug es elf.

Nun begannen, als hätten sie der fürstlichen Schloßuhr devotest den Vortritt lassen wollen, auch die Türme der Stadtkirchen ihre Meldeschläge. Die Glocken hämmerten aber die Elf nicht alle zur gleichen Zeit, sondern gemächlich hintereinander her. Die Uhren sollten doch nicht – gewissermaßen – aufeinander losschlagen! In Lippoldsburg machte man sich kein Leid um einige Minuten.

Als die letzte Glocke ausgehämmt hatte, waren die Zeiger der Schloßuhr schon wieder sechs Minuten vorwärts gerückt, aber im Herzen der Lippoldsburger war es elf, und weil es auch Sonntag war, machten sich die Herren der bürgerlichen Gesellschaft auf, in der „Rose“, dem Ratskeller oder einer anderen Gaststätte den sonntäglichen Frühschoppen einzunehmen.

Die Straßen waren von alt und jung belebt, und über den Ratsmarkt schwärmten Menschen, als wären die Schwalben ihre Lehrmeister.

Da klopfte aus der Heldrunger Straße das anheimelnde Getrappel eines Vierergespanns, und ein paar Zeigersprünge später rollte mit blitzenden Lackwänden eine offene Galakutsche über den Ratsmarkt, die Equipage des Souveräns!

Die Pferde waren frohgemute Jucker, die schnaubend die Köpfe warfen, als wollten sie die Scheuklappen und die schlohweißen Zügel zu Boden schleudern, die der Kutscher fester strammte als den feurigen Trabern lieb war.

Über den Stoßfedern der hinteren Achse stand auf einem Trittbrett in steifer Dürre ein Groom.

Der Lenker auf dem Kutschbock, im Gegensatz zum bartlosen Groom in wallendem Backenbart, war galonierte Unnahbarkeit. Seine gerundete Fülle steckte in geschäfteten Lackstiefeln, goldumbordetem Dreispitz, hirschlederner Hose, weißseidener Weste, Taftplastron und einem reich bestickten Galarock, scharlachrot mit talergroßen Knöpfen.

Rockelorfräcke dieser Art hatten zur Zeit des Sonnenkönigs die Kavaliere als „Justaucorps“ getragen. Dem Kutscher sah man an: er wußte das.

Unnahbar stand auch der Groom, er jedoch in Kniehose, Spitzenjabot, Joppe und Schnallenschuhen.

Die Menschen auf Markt und Straßen grüßten tief. Barhäuptig verneigten sich Männer und Buben, in geschultem Knicks Frauen und Mädchen. Auch an hastig geöffneten Fenstern flackerte Ehrerbietung.

Im Fond der Equipage saß das Fürstenpaar!

Der Fürst, ein ranker Mann von etwa vierzig Jahren, und seine junge Gemahlin dankten mit huldvollem Gruß. Oh, die Lippoldsburger liebten die beiden! Man erzählte sich viel von ihrem ehelichen Glück.

Da! Was?

Unvermittelt hob der Fürst die Hand. Der Groom schrak zusammen und gab Signal auf einer Trillerpfeife. Der Wagen hielt. Mitten auf dem Markt?

Von der „Rose“ herüber, ein berückendes Lächeln auf den Lippen, schritt wie ein Reh die Primaballerina der Hofoper, Karla de Debarrier, überraschend schön im Zauber ihrer zwanzig Jahre.

Das Fürstenpaar reichte ihr die Hand zum Gruß und plauderte mit ihr.

„Benedenswert!“ hauchte da und dort ein junger Mund, und Herzen klopfen wie Hufegetrappel.

Nochmals huldvolles Händereichen. Ein Knicks der Debarrier vor Ihrer Durchlaucht der Fürstin. Ein Wink. Ein Pfiff. Der Wagen rollte davon.

Durch Spaliere bewundernder Menschen eilte die Debarrier ihrem Heim zu.

„Ein wundervoller Kerl!“ anerkannte Gymnasialprofessor Adrian und warf ihr einen Blick nach. Es war der fesche Pädagoge mit dem „Nun also!“.

„Sie wird uns beschäftigen!“ weisagte in Andacht Sanitätsrat Niewöhner. „Bedenken Sie: Aus bestem Hause und Tänzerin, Dame erster Gesellschaft und Bühnenmitglied, Favoritin des Fürsten – das wäre nicht absonderlich! – aber gleichzeitig der Fürstin! Ungewöhnlich und aufregend!“

Adrian und Niewöhner gehörten zu einem Stammtisch unentwegter Lippoldsburger im Ratskeller, hatten den anmutigen Zwischenfall miterlebt und befanden sich auf dem Wege zum Rathaus.

Niewöhner verglich das bestrickende Bauwerk mit einem Wetterhäuschen, bei dem geschnitzte Persönchen ein und aus gehen. Es war aber nicht nur aus Holz. Eine spätere Zeit hatte dem Gebälk noch Steinwerk beigefügt, die Pforte zu den Amtsräumen ins erste Oberstock verlegt und im Untergeschoß den Ratskeller ausgerichtet.

Neben zwei hölzernen Treppen, die steil emporstrebten und vor dem Portal in einen Gehsteg mit beschnitzter Brüstung zusammenliefen, war zu beiden Seiten ein Erkertürmchen in die Fassade gesteckt, das aus der Hauswand nur mit halbem Leibe heraustrat, über dem Schieferdach aber mit einem Rundstübchen und einer spitzen Haube auf dem Kopf ungeschmälert in die Luft stach. Zwischen diesen Türmchen, die keck, aber einwandfrei wie Schildwachen die Hacken zusammennahmen, saß wie mit baumelnden Beinchen auf dem Dachfirst pausbäckig und drall ein drittes mit Glockenstübchen und Bronzeglocke, die, als die Schloßuhr schon aufgereggt in die zehnte Minute lief und gerade das Getrappel herüberhämmerte, mit spitzem Gebell Glock elf geschlagen hatte.

„Und das mit Recht!“ entschied Niewöhner, dehnte sich ein bißchen und blickte nicht ohne Heimatstolz zur Lippoldsburg hinauf, deren Uhr mit dem gleichen Recht der Zeit vorauseilte.

Ein stämmiger Bau war diese Feste mit kühn gestalteten Mauern, Terrassen und Türmen, in Stein geballte Kraft. Aber

neuere Zeit hatte Zierate dazugetan, ein Schloß hineingebaut und die Wälle bis ins Tal mit einem Park umgeben, gleich als sollte die Lippoldsburg über dem flätigen Ding von Rathaus und den Baukastenhäuschen der Altstadt nicht mehr so grimmig ins Weite schauen wie in der Vorzeit, als noch die Faust derer von Lippoldswiel das Volk fronen und scharwerken ließ. Sie waren ja stammverwandt, Burg und Rathaus, hervorgegangen aus dem gleichen Wald, dem gleichen Felsbruch, dem gleichen schaffenden Geist; denn vor Jahr und Tag war das schmucke Stadthaus noch kein Verwaltungsgebäude gewesen, sondern ein Verlustierungspalästchen derer von Lippoldswiel, darinnen sie Gäste atzten und labten, zu Spielen und Tänzen luden und die Mühsale des Lebens unter die Sohlen zwangen.

Eines Tages jedoch, als die Lippoldswieler dem Rate von Lippoldsburg das Recht stadteigener Gerichtsbarkeit zugestanden, wofür die Bürger in Fehdezeiten den Schutz der Feste zu übernehmen hatten, vermachten sie ihm als Gegenleistung auch ihr Spielhaus.

Das war schon lange her. Eine Zahl über dem Torbogen gab Auskunft, wann es sich zugetragen hatte, und eine Schnitzerei darunter hielt den Wandel im Bilde fest, ritterliche Herren und Frauen beim höfischen Reigen, und daneben ein sensenbewehrtes Gerippe beim Tanz mit armen Sündern am Galgen; denn wo sich vorher sprühende Lebenslust ausgetollt hatte, entschied nun städtische Gerichtsbarkeit über Freiheit und Kerker, Leben und Tod.

Damals wußte das Volk, daß die peinlich Gerichteten zur Geisterstunde mit Spinnenbeinen um den Drudenberg tanzten, umkreist von Druden, Mahren und Alben, bis ihre verschlackten Seelen geläutert waren und sie in die Nachhut des ewigen Heeres einrücken konnten, die als wilde Jagd durch hetzende Wolken ritt; und ein Alb, aber ein wohlgesinnter mit einer märchenschönen Elbin, die ihm eine anständige Gesinnung beigebracht hatte, war es auch gewesen, der vor neunmal hundert Jahren zwischen Mitternacht und Glock eins die ganze gewaltige Lippoldsburg mit Ruck und Schwung vom Drudenberg auf den



Wendenberg hinübergelassen hatte. Als Schutzgeist derer von Lippoldswiel hatte er es nicht länger mit anhören können, wie den Burginsassen in diesem mahrenumspukten Wetterloch, wo jetzt das Häuschen des Hofrats Hildebrand lustig ins Tal schaute, die Winde um die Ohren pfffen.

Im Laufe der Jahrhunderte indessen hatte sich der Unwetterherd verschoben. Um das Hofrathhäuschen strich kaum ein Lüftchen, aber um die Lippoldsburg heulten die Mahren wie einst auf dem Drudenberg, weil einzelne Lippoldswieler, sobald sie Geld brauchten, rund um den Wendenberg die Wälder abholzen ließen. Sie waren erst klug geworden, als die Berge verkarsteten. Jedenfalls äußerte der jetzt regierende Fürst, Albrecht, seinetwegen dürfe der Alb die Lippoldsburg wieder auf den Drudenberg hinüberbuckeln. Leider ständen aber gute Geister dieser Art nicht mehr zur Verfügung, wenn man auch hin und wieder in verstohlenen Ecken eine Elbin sichte, und was an Geistern zu haben wäre, sei nicht mehr so wohlfeil, beispielsweise die Minister im Staat und die Kammerräte in der Privatverwaltung. Trotzdem wären sie alle miteinander nicht kräftig genug, eine Burg zu schleppen. Bürden allerdings trügen auch sie, und gute Geister, nun ja, gute Geister wären sie auch; besonders wenn er aufpasse.

Aber der preußische Landrat in Liebenböhla war ihnen über.

Tief ins Land hinein bis dicht an die Gemarkungen der Residenz und wie ein Klecks auf dem Papier schob sich dreist und ruchlos eine preußische Exklave mit dem aufreizenden Namen Liebenböhla, die unentwegte Lippoldsburger in Raserei versetzte.

Verbrochen hatte sie — dem Halbgott sei's geklagt! — ein Lippoldswieler.

Als das Fürstentum noch Grafschaft gewesen war, hatte Graf Liutger der Jüngere, den das Volk den Brander nannte, das Gebiet Liebenböhla, als müsse er dabei auch seinen Schandnamen büßen, an die Brandenburger verloren, derselbe Brander, den ein erboster Jägersmann, als er sich anschickte, in dessen häusliches Gehege einzubrechen, unter Weidmannsheil mit einer Saufeder erstochen hatte. Er pirschte mit Leidenschaft in frem-

den Gehegen, brandschatzte auch, solange er reiten konnte, und als ihn die Brandenburger erwischten, schnitten sie ihm zur Vergeltung ein Stück aus seiner Grafschaft heraus und steckten es ein; bis zum Paktabschluß auch ihn.

Das war die Geschichte der Enklave. Die Brandenburger hatten den Landfetzen nie wieder herausgerückt, und so gehörte er den Preußen.

Nun war der Vater des jetzigen Fürsten ein Mann gewesen, der Liutger dem Jüngeren insoweit gleich, als er kostspielige Allüren hatte, deren Kosten man nicht wie die Ahnen mit einem Kreuzzug entschuldigen konnte, die er aber wie eine Lieblingskrankheit pflegte. Hörten die Dörfler von Lippoldsburg Äxtegebell und Sägegekreisch im Forst, deuteten sie mit dem Daumen hin, blinzten sich zu und raunten, da müsse wieder eine Fuhr Langholz den wackelnden Thron stützen. Geschah es dann einmal, daß der gewissenhafte Forstmeister sich untertänigst weigerte, diese nichtsnutzige Kahlschlagwirtschaft auch weiterhin mitzumachen, mußten andere Fuhrn rollen, beispielsweise noch zwei Jahre vor dem Heimgang Seiner Durchlaucht das Hotel zur Rose.

Natürlich hatte der Fürst die „Rose“ nicht an Preußen verkaufen wollen, auch nicht sein Kämmerer Freiherr v. Achel. Nur hatte der Landrat von Liebenböhlä, derselbe Bodo v. Winterstetten, der noch jetzt sein Unwesen trieb, höllisch aufgepaßt. Seit Jahren hielt er Ausschau nach einem betriebsnahen Großabnehmer, der von der Liebenböhläer Domäne für Massenverzehr Frischmilch und Butter beziehen konnte. Deren Umsatz war unbefriedigend. Unentwegte Lippoldsburger kauften nichts aus Liebenböhlä! Da kam es dem Landrat wie gerufen, als drei Katzensprünge hinter dem Liebenböhläer Schlagbaum ein fürstliches Hotel in Gold umgewechselt werden sollte. v. Winterstetten reiste in cäsarischen Eilmärschen nach Berlin. Der Fiskus schickte eine Aktiengesellschaft vor, die alle Kauflustigen überbot, übernahm nach dem Ankauf die Aktien, und so war im Handumdrehen die „Rose“ preußisch geworden.

Der Kämmerer wurde entlassen.

Vier Jahre war das her. Zwei erst regierte Albrecht. Aber für die Unentwegten war es eine tägliche Not.

„Nur Geduld!“ rief Adrian. „Die Stunde kommt!“

„Das hoffe auch ich!“ sprach zuversichtlich Niewöhner, warf noch einen Blick auf die sonnenblinkenden Schieferdächer, die hell geweißten Wände und bunten Balken des Rathauses und stieg durch eine Butzenscheibentür unter dem Hauptportal mit Adrian in den Ratskeller.

Eine Rauchwolke kroch herüber, die heftig nach Kanaster roch. Oberförster Dankelmann qualmte auch am Stammtisch Pfeife, und die übrigen Tischgenossen gingen, wie Baurat Ochterbeck sagte, mit Zigarren dagegen an, so daß Wirt und Kellner durch Schwaden sprengten wie die wilde Jagd. Geraucht wurden alle gängigen Sorten: Java, Sumatra, Kuba, Mexiko, Brasil, am Sonntag auch Importen aus dem German-American Importhouse in der Groninger Straße. Adrian, der Oberlehrer mit Privatvermögen, rauchte Henry Clay.

„Haut ihn!“ sagte Dankelmann.

Der Ratswirt fingerte an einem Stellhebel. Ein Rauschen hub an wie ein Windzug im Wald. Unter dem Deckengewölbe rotierte ein Ventilator, sog Rauch ins Freie und schaufelte frische Morgenluft herein.

„Ganz neue Erfindung!“ versicherte seit Jahren der Ratswirt, und immer wieder setzte Oberpostrat Segebiel hinzu: „Aber angenehm!“

Er litt an chronischem Bronchialkatarrh, und fast an jedem Sonntag beschwor ihn der Sanitätsrat: „So gern ich Sie beim Frühschoppen sehe, so dringend rate ich als Arzt: Meiden Sie den Rauch!“

Das nahm sich Segebiel auch immer wieder vor; aber er konnte ja nach dem Mittagessen spazieren gehen und die Bronchien wieder klar machen.

Niewöhner lupfte die Schultern: „Ein Arzt ist kein Polizeidirektor und auch kein Staatsanwalt! Wenn Sie wenigstens nicht noch selber rauchen wollten!“

Auch das nahm Segebiel sich immer wieder vor.

Aber dann war es Zeit, zum Thema überzugehen: „Ja, die Enklave Liebenböhla!“

„Immer wieder“, bekannte Baurat Ochterbeck, „gerate ich in die Irre. Einmal heißt es Enklave, das andere Mal Exklave. Was ist nun richtig?“

„Es ist wie verdreht!“ bekräftigte Landmesser Wiedenrück.

„Aber zum Kuckuck!“ wetterte der Oberförster und wuchtete die Faust auf den Tisch, „das muß doch durchzuforsten sein!“

„Meine Herren“, besänftigte Professor Adrian und schnitt in genießerischer Vorfreude die Spitze von einer Henry Clay, „das ist doch nun also ganz einfach!“

Adrian war Germanist und Altphilologe, schrieb viel und kannte sich aus, ohne zu verkümmern. Dankelmann behauptete von ihm, mit einem alten Griechen oder Römer werde er sich unterhalten können, ohne über eine Vokabel zu stolpern oder einen grammatischen Schnitzer zu machen.

„Alle einmal herhören! Was ex heißt, weiß doch jeder. Nun also! Volkstümlich gesprochen ist alles ex, was aus oder außen ist. Demgemäß ist eine Exklave ein außerhalb gelegenes, eine Enklave ein innerhalb gelegenes Gebiet; weshalb nun also Liebenböhla im Sinne Preußens eine Exklave, im Sinne Lippoldsburgs dagegen eine Enklave ist. Beides richtig und nicht zu bestreiten! Kapiert?“

„Ach so?!“ ging es den anderen auf, sogar dem Sanitätsrat, der mit seinem lateinischen Pensum zu dem Schluß kam: „Man denkt noch viel zu wenig nach!“

„So ist es!“ stimmte Dankelmann zu und paffte eine Kumuluswolke ins Kellergewölbe. „Aber hatte ich nicht recht? Die Sache mußte durchgefurstet werden!“

„Und das Lippoldsburger Hofbräu, meine Herren“, sprach Oberregierungsrat Fechtenkötter, „ist heute wieder ganz vorzüglich!“

Der Ratswirt neigte sich zum Tisch, spitzte wie zum Kuß den Mund, legte Daumen und Zeigefinger zusammen und hob die Hand: „Meine Herren, ich pflege es ja persönlich, und mein Bierdruckapparat ist neueste Erfindung!“

In der „Rose“ tagten die Preußenfreunde, vornehmlich Kommerzienrat Fabritz, der Generaldirektor der Eisenbahnsignalbauanstalten und Führer der Freikonservativen, ferner Gymnasialprofessor Prutz, der bekannte Zoologe, Chrysostomus mit Vornamen, hin und wieder der preußische Landrat v. Winterstetten aus Liebenböhl mit seinem Freunde und Bundesbruder, dem Amtsrichter Siering, weiter Gymnasialprofessor Klobbe und als Pendelgänger zwischen „Rose“ und Ratskeller in jüngerer Zeit der Buchdruckereibesitzer und Zeitungsverleger Berend Hollenried, der Mann mit dem genialen Sohn Hans und dem vielumraunten Chefredakteur Lutz Hildebrand, der jüngst das wütend umstrittene Fiskusgedicht veröffentlicht hatte. Jawohl, es stammte von ihm! Man hatte schon gedacht, es wäre von Hans gewesen. Die Gedichte erschienen unter dem Decknamen Apoll.

Der Kommerzienrat kannte es noch nicht. Er war viel auf Reisen. v. Winterstetten konnte es auswendig:

Verstohlen tasten Faust und Hand  
Nach Knüppel, Speer und Diskus;  
Denn schaurig reitet durch das Land,  
Von Akten schwer, Herr Fiskus.

Oh, stärkt euch, Leute, mit Verlaub,  
Noch schnell durch einen Wisky!  
Her stampft in Mulm und Aktenstaub  
Der Schimmel des Herrn Fiski.

Die Menschen stehen herzensbang  
Vom Ostkap bis nach Frisco.  
Es hängt ein Zopf, zehn Ellen lang,  
Am Schopfe dem Herrn Fisko.

Sie sehen es, vor Schrecken blaß,  
Und stammeln: Pax nobiscum!  
Und hole du, Herr Satanas,  
Beizeiten den Herrn Fiskum!

„Köstlich!“ lachte der Kommerzienrat, bei dem Witz und Humor noch hoch zu Buche standen, und blies in den Schaum

seines Münchener Schoppens. „Aber heute steht das Thema Intelligenzblatt auf der Tagesordnung!“ Er hob den Krug. „Zum Wohle allerseits!“

Man tat Bescheid. Es galt als Vorzug, mit ihm zusammen zu sein. Aufragend war er und kernig, an die Fünfzig alt, die Schläfen leicht ergraut, Brauen und Lippenbart dunkel, eine Persönlichkeit, deren Eindruck haften blieb.

„Silentium für Hollenried!“

Der begann: „Schon vor hundert Jahren führten regelmäßig erscheinende Nachrichtenblätter mit öffentlichen Anzeigen den Kopftitel ‚Intelligenzblatt‘, und Unternehmungen, die Zeitungsredaktionen mit Nachrichten beschickten, hießen Intelligenzkontore.

Bekanntlich versteht man unter Intelligenz eine der Vernunft entsprechende Erkenntnis. Es wäre jedoch abwegig, daraus zu schließen, alle diese Blätter und Kontore hätten die Intelligenz auch b e s e s s e n. In Lippoldsburg jedenfalls nicht.

Sie wissen, die Fürsten unterscheiden peinlich zwischen Staat und privat, und so war es durchaus in der Ordnung, daß Eigentümer des lippoldsburgischen Intelligenzblattes der jeweilige Fürst, Herausgeberin seine Kammer war, während Staat und Regierung nichts damit zu schaffen hatten. Leider erstreckte sich diese säuberliche Trennung nicht auf den Inhalt. Dort paarten sich Regierung und Kammer, Staat und privat, noch nicht einmal durch ein Schwert getrennt, und so kam in seinen Sparten ein journalistischer Wechselbalg zustande, der, sobald er in den Spiegel der öffentlichen Meinung blickte, vor sich selber erschrak.

Nun, war kein Schwert dazwischen, so doch ein Schweizerdegen, allerdings ein Gewaffen eigener Art, ein Setzer nämlich, der nicht nur setzen, sondern auch drucken konnte, Labsal der fürstlichen Kammer in ihrer Knauserie.

Man weiß nicht recht, woher der Schweizerdegen den Namen hat. Das Druckergerwebe hat viele Ausdrücke, über deren Bedeutung sich der Laie den Kopf zerbricht, von Antiqua und Colonel bis zum Zwiebel Fisch. Den kennt kein Koch und kein Fischer. Zustande kommt er, wenn ein Satz, der im Winkelhaken

buchstabenweise zusammengefügt wurde, durcheinandergerät; und solch ein Zwiebfisch, allerdings einer aus Erlassen, Meldungen, Berichten, Gesetzen, Erzählungen und Inseraten war das ‚Fürstlich Lippoldsburgische Intelligenzblatt‘.

Jahrzehntelang war es immer nur ein Schweizerdegen, der im Winkelhaken bis zum ‚Frosch‘ – der Einstellvorrichtung für die Zeilenlänge! – die Kolumnen setzte, in den Schließrahmen spannte und in der Handpresse ausdrückte. Aber ehe er zum Winkelhaken griff, hatte er die neue Zeitung auch noch redigiert.

Vielleicht sind die ersten Schweizerdegen in der Biedermeierzeit entstanden oder zur Geltung gekommen. Sie war ja eine Zeit des Sparens und Sichbescheidens, allerdings nicht für die Fürsten. Die frönten auch jetzt noch dem Prunk und steuerten ihn aus. Deshalb war bei den Bürgern Schmalhans Küchenmeister geworden, ganz zu schweigen von den Kleinbürgern, den späteren Arbeitern, die sich an Brotrinden hungrig aßen, aber nur, wenn sie welche hatten.

Es war die Zeit nach den Freiheitskriegen, aus denen zwei Sieger hervorgegangen waren, aber Sieger, die sich auf dem Wiener Kongreß den Lorbeer aus der Hand winden ließen, weil sie sich nicht vertrugen: die Bürgerlichen, die für ihre Freiheit gekämpft hatten, und die Fürsten, die sie nicht gewährten und ihr Leben fortführten, als wäre nichts geschehen.

Aber der Biedermeier war Lebenskünstler, wenn auch einer aus Not. Er stellte eine geniale Rechnung auf: Läßt sich die Habe nicht verdoppeln, muß man das Doppelte vereinheitlichen und hat dann trotzdem das Zweifache.

Zum Beispiel verzichtete er auf den Schreibtisch. Entbehren konnte er ihn nicht. Auch ohne Schrank für kleine Habseligkeiten war nicht auszukommen. Beides auf einmal konnte er sich nicht leisten, zumal er in seiner engen Häuslichkeit so viele Möbelstücke nicht hätte unterbringen können. Also schreinerte er einen Sekretär, bei dem aus Sparsamkeitsgründen auch die Einfassung für die Schlüssellöcher fehlte, versah ihn mit Schubläden, sogar mit neckischen Geheimfächern und einer Schreibplatte, die ihn zugeklappt zu einem Schrank, aufgeklappt zu

einem Schreibtisch machte. Ein Zaubermöbel nach der Formel: Zwei bis drei gleich eins!

Nach dem gleichen Alchimistenrezept fertigte er aus Holzstäbchen, gläsernen Wänden, Türen und Zwischenböden eine Vitrine, die zugleich Servante, nämlich eine kleine Anrichte war und stellte in diesen Schaukasten das Tablettchen voll Porzellan und Glas, das ihm ein gütiges Geschick vererbt hatte. Weil aber der echte Lebenskünstler seine Armut nicht nur vor anderen, sondern besonders vor sich selber verbirgt, schnitt sich der Biedermeier die hintere Vitrinewand aus einer Spiegelscheibe und sah nun jedes Töpfchen und Täßchen doppelt wie ein Berauschter.

In derartige Zeitläufte paßte der Schweizerdegen wie der ‚Frosch‘ in den Winkelhaken, war dreierlei in einem wie Sekretär und Vitrine, und sicherlich hat auch er so munter bei der Arbeit gesungen wie die übrige Biedermeierschaft, die es fertig bekam, ein Lied der Schweizer Usteri und Nägeli zum Volkslied zu machen und sich in kranken Tagen daran gesund zu singen: Freut euch des Lebens!

Aber da warf, schier wie der Ratswirt am Ventilator, der Weltwille einen Stellhebel herum, und sofort wehte ein anderer Wind. Fernsprecher und Telegraph machten die bisherige Berichterstattung sogar für das Intelligenzblatt zu einem Märchen von einst. Nimmer wieder durfte es unter der Redaktion eines Schweizerdegens bekanntgeben, daß es schon heute über ein Ereignis berichten könne, das sich vor sechs Wochen jenseits der lippoldsburgischen Grenzpfähle zugetragen habe. Die Schnecke Nachricht hatte Räder, schließlich Flügel bekommen, und wie sich aus dem Sekretär Diplomatenschreibtisch, Bücherschrank und Safe entwickelten, aus der Servantenvitrine Büfett, Kredenz und Teewagen, so wurden aus den Intelligenzkontoren Telegraphenbüros und Korrespondenzen, aus dem Schweizerdegen Setzer, Drucker, Geschäftsführer, Redakteure, Buchhalter, Werbefachleute, Inseratenakquisiteure, Reporter und andere Helfer der neuzeitlichen Tagespresse.

Die fürstliche Kammer fügte sich dem Gebot der neuen Zeit, knauserte aber beispießlos mit Löhnen und Gehältern. Zum Volks-



gelächter wurde sie, als zum Entsetzen von Fürst, Regierung und Kammer der Chefredakteur, ehe er auf Grund eigener Entscheidung fristlos ausschied, in der Sparte „Briefkasten der Redaktion“ auf eine Scheinanfrage die Auskunft erteilte: „Sie irren! Die Arbeiter und Angestellten im Verlage Seiner Durchlaucht werden nicht fürstlich, sondern kämmerlich bezahlt!“

Die Folgen waren erschütternd. Man behauptet, der Fürst habe den Kämmerer zerkrümelt und den Innenminister nach außen gekehrt. Einzelheiten wird man erfahren. Hoffentlich habe ich Sie nicht gelangweilt!“ schloß Hollenried.

„Im Gegenteil!“ rief der Kommerzienrat. „Man kann doch nicht fortgesetzt Eisenbahnsignale bauen!“

Vom Rathaus schlug es zwölf. Der Landrat zückte die Taschenuhr, verglich und stellte sie auf zwölf Uhr zehn.

## II.

Fürst Albrecht hatte seinen Kämmerer Helge v. Struck außerordentlich ungnädig empfangen.

„Ein solcher Skandal! Laut Bericht unseres Berliner Gesandten beschäftigt sich die Welpresse mit Lippoldsburg! Sogar die Norddeutsche Allgemeine Zeitung – kein Blatt der Linken, Exzellenz! – zerpfückt uns und versteigt sich zu der Überschrift ‚Ein unsozialer Fürst?‘ – Was können Sie erwidern?“

v. Struck trug grundsätzlich auf zwei Schultern. Dankelmann entschuldigte ihn: „Er hat keine dritte!“

„Wie, Durchlaucht? Die Norddeutsche? Das konservative Organ?“ Er schien fassungslos. „Welche Ungebühr!“ Selten war er so entrüstet gewesen. Aber er raffte sich zusammen. „Sofern sich der Gesandtenbericht bestätigt – noch liegt das Blatt nicht vor! – werden wir die Norddeutsche zu einer Berichtigung zwingen! Paragraph elf des Preßgesetzes!“

Seine Geschäftigkeit schlug fehl. „Berichtigen Sie lieber sich selbst!“ schnaubte der erboste Fürst. „So viele Richtigstellungen, wie erforderlich wären, alle Gazetten zu widerlegen, die sich mit

dieser affaire scandaleuse befassen, können Sie gar nicht schreiben! Lange Reihe bis zum Dutzfelder Sonntagsboten! Überhaupt dumme Idee! Berichtigung wärmt nur auf!“

Der Kämmerer glühte. Aufgeregt fingerte er an seinem Henri-bart.

Dumme Idee? – Das sollte er schlucken? – Niemals! – Doch! – Nein!

Etwas lehnte sich auf in ihm: Nicht immer nur devot sein! Einmal wenigstens untertänigst rebellieren!

Während seine kecke Stupsnase ins Blasse spielte, straffte er sich und wagte die Verwahrung: „Durchlaucht hatten die Kammer angewiesen, das Intelligenzblatt so billig wie möglich zu verwalten, weil Durchlaucht auf dessen Weiterbestand keinen Wert legten, und in einer späteren conversation intime geruhten Durchlaucht zu scherzen: Noch billiger!“

Der Fürst stutzte. Er wußte, es war so.

Es war aber doch nicht so!

„Gedächtnis vorzüglich, Exzellenz! Auffassung dürftig! Nur unbegabte Unternehmer sparen am gerechten Lohn! Natürlich hatte ich andere Maßnahmen erwartet!“

Struck hielt stand. „Andere waren unmöglich, Durchlaucht!“

Der Fürst gefror. „Unmöglich? – Rettungsboot der Nichtskönner!“

Struck blieb straff. „Durchlaucht wollen geruhen, mich anders einzuschätzen!“

Albrecht wandte sich ab. „Vielleicht sind Sie nur zu betagt!“ warf er hin.

„Mit vierzig Jahren kaum!“ zischte Struck und fügte gewandt hinzu: „Das Schicksal war so gnädig, mich auf die gleiche Altersstufe zu stellen wie Eure Durchlaucht!“

Albrecht baute sich vor ihm auf und zerzauste ihn mit einem Lächeln. „Auch das Alter, lieber Struck, ist eine Persönlichkeitsfrage! Versuchen Sie, jünger zu werden!“ Er winkte konzilient. „Für die weitere Zukunft des Intelligenzblattes erwarte ich Ihre Vorschläge! Am liebsten wäre es mir, das Blatt verschwände!“

Der Kämmerer war entlassen.

„Halunke!“ dachte der Fürst, war aber bemüht, sich nicht mehr zu ärgern. Irgendwann hatte er einmal geschrieben: Ärgere dich nicht, sonst freut sich der andere; dann ärgerst du dich!

Vor der Tür traf der Kämmerer mit dem Innenminister zusammen.

„Durchlaucht ungnädig?“ fragte v. Gneesebeck erschrocken.

„Er schäumt wie Sekt, ist aber nicht genießbar!“ flüsterte Struck und stieß die Arme in den Mantel, den der diensttuende Kammerdiener bereithielt. „Adieu!“ rief er dann und stürmte hinaus.

Im gleichen Augenblick wurde der Minister vorgelassen.

„Wo befindet sich“, fragte der Souverän, dessen Ärger noch immer nicht zerkocht war, „dieser Chefredakteur? Ich nehme an, daß Sie ihn wegen Verunglimpfung Ihres Landesherrn hinter Schloß und Riegel setzten!“

v. Gneesebeck, schlank, mager, ausnehmend gepflegt und vornehm, der vor kurzem im engen Kreise eines Familientages derer v. Gneesebeck seinen sechzigsten Geburtstag gefeiert hatte und erst vor wenigen Tagen zurückgekehrt war, hüstelte lahm und schnippte, wie immer im Verlegenheitsfalle, mit Daumen und Zeigefinger über sein graues Schnurrbärtchen. „Der Inkulpat befindet sich in Preußen!“ meldete er sachlich.

Albrecht fuhr auf. „In der Enklave?“

„Sehr wohl, Durchlaucht!“

„Etwa gar beim Landrat?“

„Nein, Durchlaucht! Nur im Gebiet! Vielleicht auch schon nicht mehr!“

„Vielleicht, vielleicht!“ echote Albrecht. „Warum ließen Sie ihn entwischen?“

v. Gneesebeck zog unhöfisch die Krawatte fester. „Als die Notiz erschien, war er schon über die Grenze! Außerdem wollen Durchlaucht den Hinweis gestatten, daß die Gesetze nicht ausreichen, den Verfasser eines so raffiniert geschriebenen Vermerks zu inhaftieren!“

Aufgebracht stützte Albrecht die Fäuste in die Hüften. „Das sagt mir der Polizeiminister? – Ich darf Sie aufklären: Zum Inhaftieren reichen Gesetze immer aus!“

„Ich erlaubte mir zu bemerken“, wehrte sich der Baron, „daß der Inkulpat das Land bereits verlassen hatte! Auch ausgeliefert kann er nicht werden! Ein Druckfehler, wenn auch ein angeblicher, ist weder ein Vergehen noch gar ein Verbrechen! Der Mann ist also fort!“

„Sie dagegen bleiben uns erhalten!“ entfuhr es dem grollenden Herrscher.

Er trat an das breitflächige Fenster seines Arbeitszimmers. Der traulichste Winkel des Burghofs lag davor. Dieser Ausblick versöhnte ihn meist.

Seine Dienstappartements befanden sich in einem einstöckigen Fachwerkbau, der als jüngeres Verbindungsgebäude zwischen Herrenhaus und Kemenate der alten Steinburg gestellt war, anheimelnd im Schmuck seiner bunten Schnitzereien, die an das Rathäuschen im Tal erinnerten, und umrankt von Efeu und wildem Wein. Auf Rasengelände standen, als hätte sich in diesen lauschigen Winkel die alte Zeit geflüchtet, ein Steinbrunnen und eine Linde, die schon einige Lippoldswieler Geschlechter überdauert hatte. In edlem Schwung hatte sie die unteren Äste bis nah an den Boden gekrümmt. Stolz und knorrig strebten die oberen mit dem Wipfel zum Licht.

Einmal in der Woche durften die Lippoldsburger auch diesen Teil der Feste betreten, Kinder durften sogar um die Linde tanzen. Das bringe Glück, sagten die Alten, weil der Lindensproßling, aus dem dieses mächtige Gebilde gewachsen war, einem heiligen Baume entstamme.

Aber das Schandmaul v. Struck hatte einmal gesagt, hier könnten die Lippoldsburger durch die spiegelblanken Scheiben des wandgroßen Fensters ihren Landesherrn regieren sehen.

Albrecht war diese Äußerung zu Ohren gekommen. Er hatte sie spaßig gefunden und lachte jetzt, als er an sie dachte, heimlich in sich hinein. Witzlos war er ja nicht, der Struck, nur eben

eine Kanaille. Er wollte mit ihr fertig werden. Parieren oder ab in den Urwald!

Aber schau, da tanzten seine eigenen Kinder um die Linde, drei entzückende Mädchelchen, schön wie die Fürstin Marietta. Wollten sie Glück erhaschen? Ihr Kindsein war Glücks genug. Aber ihm tanzten sie den Groll entzwei.

Eine Sehnsucht durchfuhr ihn: Hättest du einen Jungen!

„Geruhen Eure Durchlaucht, die Audienz zu beenden?“ näselte die Stimme Gneesebecks in all sein Denken und Sehnen.

Himmel, der war ja auch noch da!

Völlig umgestimmt fragte Albrecht, fern von Amt und Rang: „Wie heißt doch gleich der Reim vom Prinzen, den die Lippoldsbürger Kinder singen?“

Der Minister verfiel in vertrauliches Kichern und deklamierte mit brüchiger Fistelstimme:

„Linse, Bohne, Kresse,  
Mer hawe drei Prinzesse!  
Kresse, Bohne, Linse,  
Mer hawe keine Prinze!“

„Nee, Prinze hawe mer keine!“ sagte in leiser Wehmut der Fürst.

Der Minister glaubte trösten zu müssen. Oft halte die Vorsehung das Beste zurück, gewissermaßen, um die Hochwertigkeit ihrer Gabe im voraus zu kennzeichnen, und trete dann überraschend hervor, um ein Füllhorn des Glücks auf die harrenden Menschen auszugießen. Daran glaube er unverbrüchlich und mit Verlaub — aber nur ganz nebenbei bemerkt und keineswegs in Beziehung zu Hochdero Sehnsucht — auch im Hinblick auf die eigene Ehe, die wider alles Hoffen und Erwarten kinderlos geblieben sei.

„Was wissen wir Menschen mit Bestimmtheit? — Nichts, Durchlaucht! Aber — eh — es gibt noch Wunder!“

Unschlüssig, was er erwidern sollte, zwirbelte der Fürst seinen Schnurrbart. Der war, wie Gneesebeck bemerkte, noch jugendlich blond. Nur die Schläfen waren von leichten Silberfäden

durchspinnen, die jedoch, wie der Hofbarbier und Coiffeur Seiner Durchlaucht allmorgendlich beteuerte, nur mit Anstrengung zu bemerken waren.

Gneesebeck fand, der Fürst sah vorzüglich aus. Eine schlanke, vornehme Persönlichkeit, die Eindruck machte, dachte er anerkennend, ließ aber dabei einen Blick in den Trumeau fallen. Nun, auch er war eine eindrucksvolle Erscheinung! Eben ein Gneesebeck!

Dem Fürsten tat er leid. „An Ihrer Stelle“, erwiderte er, „würde ich das Hoffen nicht aufgeben. Allerdings“, fügte er hinzu, „fliehen die Jahre überraschend dahin!“

Gneesebeck nickte eifrig. „Nicht wahr, Durchlaucht? Ich meine immer, sofern Durchlaucht diesen Vergleich zu gestatten geruhen – eh! – ich meine also, das Postkutschentempo ist vorbei! Wir fahren in Schnellzügen durchs Leben!“

„So ist es, Exzellenz!“ lächelte der Fürst und fühlte einen Hauch Bosheit auf den Lippen. „Auch der Chefredakteur des Intelligenzblattes verschwand in diesem Zeitmaß!“

Gneesebeck sah plötzlich vergrämt aus. Er hatte gehofft, der Inkulpat wäre vergessen.

„Wir wollen ihn laufen lassen!“ entschloß sich der Fürst. „Auf Hasen, die auch der Hund nicht erwischt, kann der Jäger keinen Wert mehr legen. Nebenbei bemerkt, kann ich dem Inkulpaten ein gewisses Verständnis nicht versagen!“

Er reichte dem Minister die Hand. „Ich hoffe Sie bald mit angenehmeren Nachrichten wiederzusehen!“

„Hund?“ erschauerte Gneesebeck. Ein Gneesebeck verglichen mit einem Hund? Und nun auch noch Verständnis für den Hasen?! – Unerhört!

Er verabschiedete sich mit tiefer Reverence: „Durchlaucht!“ und ging rückwärts zur Tür. „Durchlaucht!“ und trat ab.

Im Vestibül klopfte er sich beschwichtigend die Wangen. „Mein Gott“, überlegte er, „wie sähe die Welt aus, hätte die Natur nicht weise vorgesorgt, daß die Gedanken nicht sprechen! Unter ohrenbetäubendem Geschrei würden sich die Menschen gegenseitig ausrotten!“

Verdrossen durchquerte er den Burghof. Vor dem Tor hielt sein Wagen. Ungeduldig scharrtten die Pferde. Stundenlang standen sie schon. Wenn er es richtig überlegte, hatte doch – eh – jede Kreatur ihre Not.

Sein Weg führte an bronzenen Bildwerken vorüber.

Eins verkörperte den Raub der Proserpina.

Ein Weilchen blieb er stehen. Wie war das doch gewesen? – Hieß in der griechischen Mythologie Proserpina nicht Persephone? – Natürlich, und war die Tochter der Mutter Erde, der Gää! – Aber dann wurde es fesselnd! Hades, der Gott der Unterwelt, raubte Proserpina, vermochte sie aber nicht an die Scholle zu bannen. Er raubte zwischendurch auch andere. Daher kehrte sie immer wieder zu ihrer Mutter zurück. Indessen kam schließlich eine Art Vertrag heraus: Ein halbes Jahr blieb sie bei Gää, ein halbes bei Hades.

Da mußte doch jemand vermittelt haben!

Gneesebeck legte die Hand ans Kinn. Wäre die affaire amoureuse der Fürstin Amaltha nicht gewesen, hätte er die Geschichte der Proserpina längst vergessen gehabt. Er hatte kein Gedächtnis für Mythologie – eh – brauchte er ja auch nicht als Verwaltungsjurist! Aber die Sache mit Ihrer Durchlaucht der Hochseligen Fürstin Amaltha war ihm haften geblieben. Amaltha war die Gemahlin Seiner Durchlaucht des Fürsten Edwin II. gewesen, des Hochseligen Großvaters Albrechts I., ein holdseliges Geschöpf, wie männiglich bekundet wurde. Aber Edwin II., ein sonst durchaus edler und feinsinniger Herrscher, der auch die Proserpinagruppe errichtet hatte, war leider – eh – in einer Herzensparzelle nicht ohne Makel: Im Reiche der Tugend benahm er sich wie ein Gott der Unterwelt. Als er nun dieses Standbild hatte aufstellen lassen und die Sage der Proserpina weitere Kreise zog, nannte ihn sein Volk den Hades, was an sich bedauerlich, aber – hähä! – ganz witzig und – eh – auch keineswegs unrichtig war. Seine Durchlaucht waren von einem dunklen Drang besessen, und so lebten Fürst und Fürstin mehr und mehr wie ein Geschwisterpaar, überdies wie eins, das einander nicht sonderlich wohlwill. Sie taten es ohne Aufsehen, zusammen-

gehalten von der Staatsraison. Nur reiste die Fürstin immer wieder zu ihrer Mutter und blieb halbe Jahre fort. Griff der Staat ein, kehrte sie gehorsam zu ihrem – eh – Hades zurück, sichtlich getröstet von einem Herzen, das ihr lieb war, der entzückenden Frau.

Ja ja, die Welt, die – eh – böse Welt!

Gneesebeck wandte der Proserpinagruppe den Rücken, durchstelte, in aufregende Gedanken versunken, das Tor und hatte vor seinem Wagen schon einen Fuß auf das Trittbrett gesetzt, da ließ er ihn enteigert wieder zu Boden gleiten. Aus einer eleganten Mietsdroschke – sehr nobel, sehr anerkennenswert! – stieg – eh – zaubrisch wie die Nacht und hold wie der Tag die Primaballerina der Hofoper, Karla de Debarrier.

Die Blicke des Ministers flatterten wie scheue Vögel. Eine bestrickende Frau! Hinreißend! Dunkel Augen und Haar, pfirsichfarben die Wangen, schwarz das eng sich schmiegende Kleid mit leichter Turnüre, silbern der Umhang mit Astrachan.

Gneesebeck hauchte ihr einen Kuß auf die Hand, verwirrt von ihrer Erscheinung, aber auch durchrüttelt von zuckenden Gedanken, die hin und her zwischen Proserpina und Ballerina flackerten. Ließen da Fäden? Spann sich etwas an, das seine Wachsamkeit zerreißen konnte, ehe es Fessel wurde? Schließlich waren Sommerfäden keine Stricke! Aber die Debarrier war eine Menschenkostbarkeit, die nicht nur einen Hades berauschen konnte!

„Zur Audienz befohlen?“ fragte er heiser und hüstelte belegt.

Sie lächelte gescheit. „Gebeten, Exzellenz!“

„Mille fois pardon!“ entschuldigte sich Gneesebeck. „Das meinte ich! Befohlen werden wir! Geläufige Worte drängen sich vor wie ungezogene Buben!“ Er war hilflos verärgert. „Darf ich hoffen, daß mich dieser kleine Fauxpas Ihrer Huld nicht beraubt?“

„Sie dürfen, Baron!“

Sie lächelte verbindlich und hob die Hand zum Abschied.

Er sah nicht hin, wollte mehr erfahren, gerade jetzt auf dem Wege zum Kämmerer. Zwar ließ ihn die Verwirrung nicht los,



aber eine brennende Neugier erst recht nicht. Auch wollte er diesem – eh – Fürstenliebchen, das sich angemahnt hatte, Seine Exzellenz Minister Freiherrn v. Gneesebeck zu korrigieren, den tödenden Beweis erbringen, daß er alles wußte.

„Sie werden einen interessanten Tag genießen, meine Gnädigste! Ich bin ja über alles im Staat, infolgedessen auch über die Projekte und Ambitionen der Hoftheaterintendanz, bestens informiert. Darf ich um kurze Aufmerksamkeit bitten, Mademoiselle? Sie werden überrascht sein! Also: Hofkapellmeister Anton Eckewart, ein außergewöhnlich talentierter und respektabler Herr, vertonte ein Bühnenspiel vom Glück, dessen Text von Seiner Durchlaucht stammt, geschrieben in Hochdero seltenen Mußestunden. Frappant! Den Wappenzeichen Schwert und Rose gewissermaßen die Feder beigefügt! Phänomenal! Indessen keineswegs exorbitant! Pas du tout! Seine Durchlaucht sind für die Kunst prädestiniert! Es ist wie bei den alten Römern: In arte voluptas – in der Kunst das Vergnügen! In diesem Falle nun besonders genial, als Gewand für ein Märchen vom Glück ein Tanzspiel zu wählen! Das Glück schreitet ja nicht! Das Glück tanzt! Und Sie, mein gnädiges Fräulein, die Sie auf dem Wege sind, beim Fürsten gewissermaßen – eh – die letzte Hand anzulegen, sind das Glück!“

Seine Verwirrung war besiegt. Er hatte sich wieder und wäre durchaus mit sich zufrieden gewesen, hätte ihm nicht ein Lächeln auf den – eh – verteufelt schön geschwungenen Lippen der Debarrier bedeutet, daß sie ihn nicht bedrohlich, sondern putzig fand.

Sie wollte dem Gespräch ein Ende machen und den drohenden Eklat vermeiden. „Ich bin ja nur das Glück in einem Bühnenspiel!“ sagte sie heiter. „Was ist das schon!“

„Vielleicht der Weg zum Glück im Leben!“ flötete Gneesebeck, während sich ein infames Lächeln in sein ledernes Gesicht kniff.

„Kanaille!“ dachte sie flammend, behielt aber ihren Groll für sich und deutete nur leichthin auf seinen Wagen. „Ihre Pferde stampfen ungeduldig, und die Fürstin wartet auf mich!“

Unbezähmt riß er die Augen auf. „Die Fürstin?“

Sie umging die Unterbrechung. „Ihre Durchlaucht wird meine Verspätung verzeihen, wenn ich mitteile, daß wir vor Ihrem Wagen plauderten und ich mich leider zu spät entschloß, Sie abfahren zu lassen!“

Mit einem blitzenden Lachen um Augen und Mund neigte sie grüßend das Haupt und verließ ihn.

Entgeistert sah er ihr nach.

Siehst du, Gneesebeck, so kommt es, wenn man sich zu tief hinabläßt!

Mürrisch in die Polster vergraben, fuhr er davon.

„Zu Seiner Exzellenz Freiherrn v. Struck!“

Im oberen Schloßpark, wo der Kämmerer inmitten Blutbuchen, Eschen, Linden und Kastanien ein bezaubernd schönes Kavalierhaus bewohnte, gewahrte der Minister beim Aussteigen, wie ein befiedertes Tierchen – er wußte, ein Kleiber – hurtig und kopfabwärts in die Tiefe lief.

Das gab zu denken. Alles Tiefere war Gneesebeck unangenehm; seit dem Rencontre vorhin erst recht. Zwang ihn sein Amt hinab, was auf dieser – eh – unzulänglichen Erde nicht immer zu vermeiden war, bewegte er sich nicht geschäftig wie dieser Vogel, sondern in widerstrebender Gemessenheit, besonders auf Stufen von Stand zu Stand, auch niemals Hals über Kopf, sondern so, daß Seine Durchlaucht zu tadeln geruhen, er trüge den Kopf zu hoch.

Schau, da trippelte der Kleiber den Stamm wieder hinauf! Diesmal selbstverständlich das Köpfchen oben!

Die Nutzenanwendung, Gneesebeck? –

Wer mit tunlichster Beschleunigung nach unten läuft, kommt desto schneller wieder oben an!

Im Hinblick auf das Intelligenzblatt, diesen – eh – unseligen Moniteur des lippoldsburgischen Volkes, war diese Erkenntnis nicht reizlos. Dem Minister war ein Name eingefallen. Zu dessen Träger gedachte er sich herabzulassen wie der Kleiber: Hals über Kopf, aber nicht weit vom Stamm und zurück in den – juristisch gesprochen – vorigen Stand.

Struck schien erfreut. Ihre Zusammenkunft nannten sie kleine Assemblée und hielten sie gewöhnlich im Hause des Kämmerers ab. Das Regierungsgebäude und das Wohnhaus des Ministers befanden sich in der Stadt und lagen zu frei.

„Ich komme“, begann Gneesebeck und ließ sich in einen Sessel fallen, „wegen des Moniteurs!“

Struck wiegte sich in einem Schaukelstuhl, einem seinen Eigenschaften angepaßten Sitzmöbel, drehte die Daumen umeinander und erwiderte: „Alle Blätter sommerlich prall! Das Intelligenzblatt welk!“

Gneesebeck lächelte dünn. „Mir ist Berend Hollenried eingefallen! Was halten Sie von dem Mann?“

Struck schaukelte. „Die Fassade seines Neubaus hat der Heldrunger Straße Schwung gegeben. Schwung hat auch er, und was er in drei Jahren erreichte, ist bewundernswert. Nur darf er das nicht wissen!“

Seine Buchdruckerei und graphische Kunstanstalt hatte Berend Hollenried mit allen fachtechnischen Errungenschaften ausgerüstet. Sogar die revolutionierenden Setzmaschinen Mergenthalers, der erst nach Amerika auswandern mußte, ehe sein Land an ihn glaubte, fehlten nicht, ebensowenig die jüngsten Schnellpressen, die unter rotierenden Schriftzylindern walzende Papierrollen bedruckten. Wagemutig, aber nicht ohne Finanzkraft hatte Berend Hollenried seine „Tageszeitung“ dem geistig vermoderten „Intelligenzblatt“ und dem höherwertigen, jedoch politisch farblosen „Generalanzeiger“ gegenübergestellt, zugleich als Kampforgan gegen das Revolverblatt „Freie Presse“.

Die Unentwegten unter den Lippoldsburgern mißtrauten Hollenried. Sie fürchteten, er könne ihre alteingesessene Ruhe zu Leistungen aufwiegeln. Aber andere Schichten waren angenehm berührt, daß ihnen eine Zeitung beschert wurde, die etwas bot und eine eigene Meinung hatte. Ein gelinder Krach erfrischte die Gemüter, nicht minder eine neckische Reiberei an den Stadtvätern und zeitweilig ein Artikelchen, das der Regierung am Zeuge flickte. Derlei hatte man beim „Generalanzeiger“ ver-

mißt und bei der „Freien Presse“ verabscheut, weil die ihre Lauge aus Schmutzkübeln goß.

Redlich abgerackert hatte sich Hollenried, war überraschend schnell vorangekommen, litt aber nach drei Jahren Aufstieg an Kapitalnot. Diesen Zustand witterten Gneesebeck und Struck.

„Die Abonnentenziffer bedingt den Inseratenzugang! Hier liegt der – eh – Hund begraben! Das Inserat bringt Geld! Die Zeitung verschlingt es!“

Der Minister begleitete seine Darlegungen mit höfisch geschultem Fingerspiel. Manchmal schien er zwischen den Fingerspitzen eine Pinzette zu halten, mit der er Körnchengewichte auf eine Goldwaage legte. Es waren Gesten, wie sie der hochselige Vater Seiner Durchlaucht gewünscht hatte, während Fürst Albrecht das Vermächtnis von Hochdero Ahnen auch in dieser Beziehung in oft erschreckender Weise revolutionierte.

Gneesebeck blickte scheu umher. „Hört uns niemand?“

Der Kämmerer schaukelte wieder. „In meinem Hause sind die Wände taub und die Schlüssellocher schwerhörig!“

Schon ehe Struck die Kammer führte, waren die beiden zusammengeschrirrt wie ein Zweigespann. Sie liebten sich nicht. Sie wußten nur zu viel voneinander.

„Also, mein lieber Struck, das Intelligenzblatt muß fallen! Herbst für den Moniteur! Die Druckerei muß verschrottet werden!“

„Nun“, schaukelte Struck, „dann ist sie endlich etwas wert!“

Gneesebeck, überreizt, beehrte auf. „Billige Witze sind nicht angebracht!“

Struck schwang sich auf die Sohlen. „Mein lieber, alter Gneesebeck, Witze sind niemals billig! Entweder sind sie abgehört, dann kosten sie Gedächtnis, oder sie sind erfunden, dann kosten sie Geist!“

Der Minister kaute ein Weilchen, hob wieder die Pinzette und maunzte: „Was soll werden, wenn uns der Einfluß auf eine Zeitung fehlt?“

Man mußte Hollenried fragen, ob er Geld brauche. Durfte man ihm auch vorschlagen, der „Tageszeitung“ den Untertitel

„Intelligenzblatt“ zu geben? Kaum! Der Fürst konnte das als Umgehung eines Wunsches auffassen, der vielleicht morgen Befehl war.

Wenige Tage später wurden sie mit Hollenried handelseinig. Die fürstliche Kammer räumte einen Kredit von 50 000 Mark ein. Als Gegenleistung erhielten Regierung und Kammer Aufsichtsrecht und Weisungsmöglichkeit gegenüber der Redaktion.

Dabei machten Gneesebeck und Struck einen Kunstfehler. Sie regten einen Wechsel in der Chefredaktion an. Assessor Doktor Hildebrand sei höheren Orts schon wegen seines Fiskusgedichtes nicht genehm, weil es vermutlich nicht nur auf den Liebenböhlauer Domänenfiskus gemünzt gewesen wäre. Am besten, er gehe. Das machte Hollenried hellhörig. Höheren Orts? – Er wußte, was das hieß. Niemals: der Fürst! Immer: die Kamarilla! Nach kurzer Überlegung verlangte er vierteljährige Kündigung und blieb dabei. Hätte auch der „Generalanzeiger“ Kapitalbedarf gehabt, Minister und Kämmerer wären mit preschendem Gespann hinübergefahren. Aber diese Tür war vermauert wie die Baumbehausung des Kleibers.

Vorgelesen, genehmigt, unterschrieben, vorbehaltlich der Zustimmung Seiner Durchlaucht.

Fürst Albrecht schrieb an den Rand: Vernünftige Lösung!

Die Zeit war laut. Seit der Kaiser den Rückversicherungsvertrag mit Rußland nicht erneuert hatte und in den „Hamburger Nachrichten“ eine scharfe Kritik Bismarcks erschienen war, hatte die Politik die Stille verloren.

Herbstwind schnob und rüttelte die alte Linde im Burghof. Sie warf die Arme und ächzte. Gneesebeck auch! Er war zur Audienz befohlen und meinte, nun gehe es wieder um „Tageszeitung“ und „Intelligenzblatt“.

Es kam aber anders. Der Fürst fragte: „Was werden Sie sagen, wenn ich im Hoftheater ein von Anton Eckewart vertontes Märchenspiel aufführen lasse? Der Text stammt von mir! Die Musik meines Generalmusikdirektors hat den Vorzug, gut zu sein!“

Das glaubte ihm Gneesebeck aufs Wort. Aber Durchlaucht öffentlich als Textverfasser? Der Minister saß wie auf tänzelndem Pferd.

„Wäre eine Uraufführung im engsten Kreise“, wagte er vorzuschlagen, „am besten auch nicht im Theater, sondern im Schloß, nicht empfehlenswerter? Nur damit die regierungsfeindlichen Parteien und die Presse, kurzum, ein Teil des öffentlichen Lebens –!“

Der Fürst blieb gut gelaunt. „Aber lieber Gneesebeck, ist es denn ein Verbrechen, wenn ein Landesherr in Mußestunden, anstatt Kegel zu schieben oder Böcke zu schießen, sich künstlerisch betätigt? – Der preußische Soldatenkönig malte, und noch nicht einmal schlecht, hat aber trotzdem ein ganzes Land aus dem Sumpf gezogen!“

Gneesebeck ritt. „Durchlaucht“, wandte er ein, „das Volk wußte nichts von des Königs Pinseln und Paletten, kannte nur seinen Zuchtstock und von seinen Farben nur die preußischen!“

Albrecht ließ sich nicht beirren. „Sein Sohn, der Alte Fritz, spielte Flöte –!“

„Im engsten Kreise, Durchlaucht!“

„– und dichtete und komponierte!“

„Auch davon hat sein Volk nichts gewußt!“

Der Fürst lachte aufgeräumt. „Meinen Sie, es hätte rebelliert?“

Der Minister erstarrte, bezwang sich aber und stieß mit heiserer Stimme hervor: „In Bayern, Durchlaucht, unter Ludwig I., hat es rebelliert!“

Albrecht überwand einen Zorn, der ihm durch die Adern fuhr. „Gewiß nicht wegen seiner harmlosen Gedichte, lieber Gneesebeck!“

Dem Minister war anzusehen, daß er nicht an Ludwigs Gedichte, sondern an des Königs Freundin Lola Montez gedacht hatte. „Kamarilla!“ hatte Albrecht im ersten Aufbrausen schelten wollen, „Hofschranzen!“ Er tat es nicht. Überlegen wandte er ein: „Ich muß Ihren Geschichtskennntnissen auf die Beine helfen, Exzellenz! König Ludwig mußte abdanken, weil er einer Tänzerin erlaubt hatte, sich in Regierungsgeschäfte einzumischen!“

Verbissen stammelte Gneesebeck: „Sehr wohl, Durchlaucht! Es war mir bekannt!“

Jetzt konnte sich der Herrscher kaum noch bändigen. Seine Stimme durchschnitt den Raum. „In Lippoldsburg, Herr Minister, regiert der Fürst!“

Gneesebeck ritt und schluckte. „Durchlaucht geruhen, von mir erfahren zu wollen, wie ein Volk sich verhält, wenn die höchste Persönlichkeit – ! –“

„Sie irren!“ fiel ihm Albrecht ins Wort. „Ich fragte nach Ihrem persönlichen Urteil!“

„Sehr wohl, Durchlaucht!“ verteidigte sich Gneesebeck. „Deshalb erlaube ich mir, beispielsweise darauf aufmerksam zu machen, daß sogar einen Goethe, obwohl er nur Minister war, sein Lebelang die Meute umklüfft hat!“

„Nur Minister?“ lachte der Fürst und warf in spitzen Treffern hin: „Das sind auch Sie und dichten nicht! Auch mit Farbenlehre und Zwischenkiefer haben Sie nichts zu schaffen! Meines Wissens sind Sie auch zeichnerisch nicht begnadet! Da müßten Sie doch recht beliebt sein!“

Der alte Diplomat beherrschte sich gut. „Untertänigsten Dank für diesen ausgezeichneten Scherz! Darf ich fortfahren?“

„Aber natürlich!“

„Ich habe gelesen, daß Goethes Verleger, als er zum ersten Male die ‚Gesammelten Schriften‘ herausbrachte – wenn ich nicht irre, in den Jahren 1787 bis 1790 – mit Tausenden von Subskribenten gerechnet hatte. Es wurden aber noch keine sechshundert! Die Welt ist nun einmal so, Durchlaucht! Den Hochgestellten verwehrt sie derlei Ambitionen!“

„Ich habe keine, lieber Gneesebeck!“

Der Fürst sprang auf.

Auch der Minister erhob sich.

„Bitte, behalten Sie Platz, Exzellenz!“ rief Albrecht und schritt umher.

Gneesebeck verbeugte sich dankend, blieb aber stehen.

„Ich habe den Text für Eckewart nur geschrieben, weil er keinen fand. Derlei Spiele lassen sich nicht auf dem Wochen-

markt kaufen. Außerdem hatte Eckewart die Idee bereits vorliegen. Kennen Sie zufällig das Buch ‚Märchen, die keine sind!‘?“

„Mir ist der Titel bekannt, Durchlaucht! Verfasser ist Heiner von Trent!“

„Nun gut! In diesem Buche hatte Eckewart das Märchen ‚Der eine Wunsch!‘ gelesen und sich musikalisch dermaßen hineingelebt, daß er nicht wieder von ihm loskam. Er schrieb an den Verfasser, Anschrift Verlag. Heiner von Trent sollte ihm ein Bühnenspiel schreiben oder einem anderen die Erlaubnis erteilen. Tatsächlich erhielt ich den Brief!“

„Inwiefern, Durchlaucht?“ fragte Gneesebeck verständnislos.

„Darüber nachher! Ich muß noch einen Wandel schildern, der in Eckewart vorging, als er die Debarrier erlebte. Von dem Märchen kam er nicht los, von der Kunst einer Begnadeten erst recht nicht mehr. Nun schrieb er Heiner von Trent, es müsse nicht nur ein Bühnenspiel, es müsse ein Tanzspiel sein!“

„Das konnte Trent nicht leisten!“ riet Gneesebeck vorlaut.

„Doch!“ lachte der Fürst. „Er konnte es!“

„Durchlaucht finden mich verständnislos!“ stotterte der Minister. „Ich meinte, nun hätten Durchlaucht sich eingeschaltet!“

„Nein, Exzellenz! Nur bekannte ich leider in einer plötzlichen Gefühlswallung, daß ich selber Heiner von Trent bin!“

Gneesebeck erblaßte. „Durchlaucht?!“

„Dieser Dichter ist nicht schlecht!“ fuhr Albrecht fort, als rede er von einem anderen. „Die unabhängige Kritik rühmt seine Balladen, den Ernst seiner Satire in den ‚Märchen, die keine sind‘ und hat auch über die ‚Komödie vom klugen Katull‘ nur Gutes gesagt. Vielleicht wird sie abfällig urteilen, weiß sie erst, wer er ist. Nun die Uraufführung! Die Vorbereitungen sind so weit gediehen, daß es für Eckewart eine schwere Enttäuschung bedeuten würde, entschlösse ich mich anders!“

Gneesebeck muffelte an Gedanken herum. Sie mußten, entschloß er sich, um des Landes willen gesagt werden. „Auch Mademoiselle de Debarrier würde enttäuscht sein!“ stieß er hervor. „Man weiß bereits, sie tanzt das Glück!“



Albrecht fuhr auf. „Wer ist ‚man‘?“ – Sehr unhöfisch griff er Gneesebeck am Frackrevers und hielt ihn fest. „Ich habe einen guten Tag, Exzellenz, einen, wie alle sein sollten für unsereinen! Deshalb beherrsche ich mich, zumal ich unterstelle, daß Sie guten Willens sind! Und Sie haben ja recht: Die Debarrier würde enttäuscht sein, weil diese Rolle in eine neue Tanzkultur hineinführt, in künstlerisches Neuland! Aber ihr“ – und Albrecht stieß, ohne es eigentlich zu wollen, den Minister vor die Brust – „ihr Hofschranzen könnt euch nichts vorstellen, was sauber ist!“

Er ließ ihn los.

Aufbegehren wollte Gneesebeck. „Schranzen, Durchlaucht?“

Der Fürst schnitt ihm das Wort ab: „Ich möchte allein sein! Adieu!“

Der Minister ging. Heftiger als gewohnt fiel die Tür ins Schloß. Der Kammerdiener konnte sie nicht mehr fangen.

Gneesebeck fuhr wieder zu Struck.

Der wisperte, die Debarrier besuche den Fürsten nicht mehr durch das Hauptportal, sondern durch eine Pforte am Südwand.

„Aha!“ ging es Gneesebeck auf. „Da braucht sie nicht an der Proserpina vorbei!“

Dann erzählte er aufgeregt von dem Affront „Hofschranzen“ und schloß: „Ein geschickter Trick, die Sache mit der Sauberkeit!“

„Außerordentlich, lieber Gneesebeck! Würdig der Erfindungsgabe eines Heiner von Trent!“

Also „Der eine Wunsch“ hieß das Bühnenspiel?!

„Haben denn Sie noch einen, Gneesebeck?“ stöhnte Struck.

Der Kämmerer schwelgte in Geistessprüngen. Hergeleitet von Bonmot, hieß diese Art zu plaudern bei Hofe „bongmohen“.

Im Oktober tuschelte er dem Minister zu: „Das Weinlaub vor den Arbeitsräumen Seiner Durchlaucht ist schamrot geworden!“ – Im November lachte er verkniffen: „Ich habe einen entzückenden Spitznamen für die Debarrier. Den müssen wir in Marsch setzen: Die dunkle Gefahr!“

Dann sahen sich die beiden in die Augen. Hofschranzen hatte der Fürst gesagt! Diesen Affront wollten sie nie vergessen!

### III.

Sie hatten noch immer ihren Groll im Herzen, als sie um die Weihnachtszeit mit ihren Damen in der Ministerloge des Hoftheaters zur Uraufführung des Märchenspiels erschienen.

„Eine Kämmererloge gibt es leider nicht“, witzelte v. Struck, „sonst würde ich mich auch im Theater nicht in ministerielle Angelegenheiten mischen! Verstehen Sie das, Gnädigste?“ wandte er sich flirtend an die Baronin Gneesebeck.

Die war noch jung, war auch hübsch und lächelte mit Charme. Man sah ihre schönen Zähne dabei, und sie wußte, daß man sie sah. Ihre Ahnenbilder zeigten das nämliche Lächeln und ähnlich schöne Beißer, seit vor hundert Jahren die Tochter eines neugeadelten Landjunkers in den Stammbaum gewachsen war.

„Aber nicht wie eine Mistel!“ liebte sie zu scherzen.

Als Dankelmann das hörte, bemerkte er sachlich: „Aus Mistelbeeren macht man Leimruten. So wird es vor hundert Jahren wohl auch schon gewesen sein!“

Dankelmann bongmohte bürgerlich.

Er saß im Ersten Parkett, strich den Vollbart und hob den Blick zur Ministerloge.

„Eigenartig“, sinnierte er, „einen Rang höher als die Fürstenloge!“

Beide lagen an der Bühne neben dem Orchester.

„Nicht doch!“ verbesserte er sich. „Gar nicht eigenartig! Die Galerie liegt ja noch höher!“

„Gedanken taumeln wie Schmetterlinge, Kohlweißlinge, Pfauenaugen, Trauermäntel!“ sagte sein Weibi, das Sopherl aus Wien.

Gneesebeck flüsterte Struck und den Damen zu: „Eigentlich seltsam, daß Seine Durchlaucht entgegen sonstiger Habitude Hochdero Loge nicht gegenüber der Bühne und außerdem im Ersten Rang haben wollten. Ich scherzte einmal zu guter Stunde gegenüber Seiner Durchlaucht, auf diese Weise sehe der Fürst die Welt nur von der Seite. Was er antwortete, schlagartig, war geistvoll, muß ich sagen. Meine liebe Exzellenz, erwiderte er,

deshalb habe ich die Minister mir gegenüber und überdies einen Rang höher gesetzt. Die sehen das Leben auch noch schräg von oben!“

Die Damen verbargen ihr Lächeln hinter Fächern aus Elfenbein und Seide.

„Wird auch der Premier erscheinen?“ fragte nicht ohne Unbehagen der Kämmerer.

„Zugesagt hat er“, entgegnete Gneesebeck. „Nur quält ihn augenblicklich sein Rheuma!“

„Das kommt von der Luft, in der er lebt!“ wisperte der Kämmerer und grinste.

„Nur gut, daß du es leise gesagt hast!“ zischelte fast gleichzeitig die rundliche Freifrau v. Struck. Die Logentür knarrte, und herein trat mit Gemahlin und Tochter Premierminister Graf Bodenstedt, eine feine Erscheinung, bartlos mit schlohweißem Haar, das Einglas im Auge, eine Chrysantheme im Knopfloch. Seine Ahnen waren alle steinalt geworden, hatten sich aber zeit lebens mit Gliederschmerzen herumgeschlagen.

Er verneigte sich leicht und begrüßte die Damen, sodann die Dioskuren.

Dieser Spitzname stammte von ihm. Klug wie er war, hatte er ihn mit gelinder Bosheit gewählt, um Gneesebeck und Struck zu bedeuten, wie gut er sie kannte.

Die Dioskuren Castor und Pollux der römischen Sage waren unzertrennliche Freunde gewesen, hatten sogar die gleiche Frau geliebt; sagte man.

„Das allerdings“, hatte Bodenstedt hinzugefügt und unergründlich gelächelt, „erhoffe ich von Ihnen nicht!“

Nun war er also doch gekommen! Ob auch ihn der Fürst gefragt hatte?

Dieser Mann konnte schweigen, als müsse er Luft sparen! Die Dioskuren liebten ihn nicht. Schon das bartlose Gesicht sagte ihnen nicht zu. Struck war stolz auf seinen Spitzbart. Auch Gneesebeck hätte nicht um die Welt auf sein Schnurrbärtchen verzichtet.

„Ich bitte Sie! Wie würde ich aussehen?!“

Jetzt betraten mit ihren Damen auch der Finanzminister, der Kultusminister und der Justizminister die Loge.

Schade, daß Lippoldsburg keinen Kriegsminister hätte, meinte Bodenstedt. Der könnte erhärten, daß diese Loge kein Gelände, sondern ein Engpaß wäre.

Instrumente regten sich. Sie schwatzten durcheinander wie die Menschen.

Alle Gesellschaftsklassen waren vertreten, der hohe Adel, der nur bei Hofe und in exklusivsten Zirkeln verkehrte; der Beamtenadel und die höchste bürgerliche Schicht, die ihre Zusammenkünfte in dem nicht weniger exklusiven Gesellschaftshaus „Ressource“ abhielten; der bürgerliche Mittelstand aus der Gesellschaft „Harmonie“ und Minderbemittelte aus unzähligen Vereinen, Gemeinschaften, Klubs und Verbänden.

Sämtliche Damen waren in großer Robe, die Herren zumeist in Frackanzügen, die Offiziere in blitzenden Uniformen.

Weiter schwirrten Instrumentenlaute und Gespräche durcheinander, Geigenschluchzen, Flötengezwitscher, Frauenlachen.

War Seine Durchlaucht noch nicht eingetroffen?

„Jetzt!“

Nur die Minister und ihre Damen und einen Rang unter ihnen die Insassen der Intendantenloge konnten ihn sehen.

„Wie? Auch die Fürstin?“

Beide ohne Gefolge. Nur Diener.

Minister und Kämmerer verbeugten sich tief. Die Damen neigten das Haupt.

Dann nahm das Gezwitscher in der Ministerloge – vorsichtshalber – wissenschaftliche Formen an:

Es war doch etwas Wunderbares um den magischen Glanz des elektrischen Lichtes. Der riesige Lüster aus Bergkristall, ein Geschenk des Fürsten, ließ es in Sonnenklarheit durch den Raum fluten, den vor kurzer Zeit noch Gasbrenner erleuchtet hatten. Die Technik schritt nicht mehr, sie raste vorwärts. Man war doch schon bis zur Ungläubigkeit erstaunt gewesen, als Auer von Welsbach das Gasglühlicht erfunden hatte. Damals war

Prometheus nicht schlechthin bestrumpft, sondern auf Glühstrümpfen zu den Menschen gegangen.

Übrigens wurde die Glühbirne schon erfunden, ehe der Erfinder des Gasglühlichtes geboren wurde. Es kommt eben in dieser Welt nicht gleich jeder an die Reihe. Er muß erst wirklich leuchten, nicht nur so dasein mit einem luftleeren Raum und einem Kohlefaden. Aber die Bühne, die hatte erst durch das elektrische Licht ihre Lebenswahrheit erhalten. Lichteffekte waren eine Bühnenwissenschaft geworden, und auch der Ingenieur hatte nun die Bretter betreten, welche die Welt bedeuten. Jetzt möchte man nur noch wünschen, daß Lebensechtheit auch in die Bewegung aller Bilder käme. Beispielsweise müßte der Walkürenritt — Hojo-toho! Heia-ha! — so natürlich sein, als reihe sich in Blitzesschnelle eine Bildaufnahme an die andere. Aber schließlich durfte man von der Technik nicht alles erwarten!

„Horch!“

Etne Klingel schrillte. Lüster und Wandlampen erloschen. Nur im Orchester und an den Notausgängen glomm noch Licht.

Soeben hatte Anton Eckewart das Podium betreten. Er dirigierte selbst!

Starker Applaus!

„Natürlich die Bürgerlichen! Die mögen ihn am meisten! Der widerborstige Dankelmann da unten hat angefangen!“

Eckewart wandte sich den Musikern zu, klopfte auf und hob den Stab.

Das Vorspiel begann.

Es wob Märchenzauber in den Raum. Vornehmlich Geigen, oft die Harfe, viel Holzbläser. Das Fagott schlug lustige Purzelbäume, der Kontrabaß machte einen Klatsch mit der Bratsche wie die Tante mit der Nachbarin, und Flöte, Klarinette und Querpfefe tanzten sich eins.

Schön war das!

Als nach einem Paukenwirbel die Ouvertüre mit einem Juchzer ausklang, brandete Beifall auf. Diesmal war es der Premierminister, der zuerst applaudierte.

Der Fürst bemerkte es und lächelte. Galt dieser Beifall dem Komponisten oder als Beifallsouvertüre dem Dichter Trent? – Bodenstedt war doch unmusikalisch wie eine Ofentür! Aber die Gräfin, die er einem „on dit“ zufolge auch im Falle politischer Ouvertüren befragte, hatte entzückt gelauscht.

Der Beifall verrauschte. Ein Klingelzeichen. Der Vorhang rollte. Das Spiel begann:

Über die Heide kam das Glück.

Aber Klaas Pott sagte zu Stine, seiner Frau: „Uns geht es gut. Wir haben unseren schuldenfreien Hof, Äcker, Wiesen und Vieh, sind noch jung, und du hast mich, und ich habe dich, und wir beide haben drei Kinder, und die haben uns. Aber manchmal möchte man, daß es einem noch besser geht.“

Da nickt Stine Pott, geborene Grevenstock, und stimmt ihm zu: „Ja, Klaas!“

Der ist noch nicht fertig. „Wenn ich“, fährt er fort, „in Geschichten lese, daß manchmal von einer Fee, einem Zauberer oder gar dem Herrn der Welt drei Wünsche erfüllt wurden, dann frage ich mich, warum gerade du und ich ein solches Glück nie gehabt haben.“

Wieder nickt Stine und ereifert sich: „Ja, Klaas!“

Der ist immer noch nicht fertig. „Käme der Herr der Welt einmal zu uns, dann würde ich nicht dreierlei wünschen. Ich würde sagen: Einen einzigen Wunsch nur erfülle mir!“

Jetzt nickt Stine nicht mehr, sagt auch nicht mehr „Ja, Klaas!“

„Nur einen?“ nörgelt sie. „Dann wärest du dumm!“

Klaas lächelt pffiffig: „Du hast ja keine Ahnung!“

Der Herr der Welt hat das Gespräch gehört. Er kommt aber nicht als Wanderer zu Klaas und Stine, sondern ruft zur Nacht aus der Sternenwelt: „Wacht auf und hört!“ und das Glück erschrickt.

Klaas und Stine reiben schlaftrunken die Augen und blicken verstört umher.

Stine findet als erste die Sprache wieder und flüstert: „Der Herr der Welt hat gerufen, aber wir sehen ihn nicht!“

Die ferne Stimme spricht weiter: „Niemals werdet ihr mich sehen! Aber hören sollt ihr mich, und von dir, Klaas Pott, will ich wissen, ob ich dir Wünsche erfüllen soll.“

„Jawohl“, antwortet Stine, „drei!“

„Schweig!“ befiehlt die Stimme. „Nicht du sollst wünschen!“

Da stammelt Klaas: „Ich habe nur einen Wunsch!“

„Er sei gewährt!“ spricht der Herr der Welt, aber in seiner Stimme ist ein Grollen, als rolle Donner über die Heide.

Dann lautlose Stille, als halte die Nacht den Atem an.

Das Glück erbebt, als ob es sterben wollte.

Aber Klaas zieht wieder ein pfiffiges Gesicht und fragt Stine: „Was sagst du nun?“

Stine kauert noch die Angst auf der Brust. „Was soll ich sagen?“ stottert sie, „ich kenne ja deinen Wunsch nicht!“

Stolz richtet Klaas Pott sich auf: „Hör zu! Dann wirst du nicht mehr behaupten, ich sei dumm; ich habe sogar den Herrn der Welt überlistet. Ich habe den einen Wunsch, daß mir alle Wünsche erfüllt werden!“

„Ach!“ – Stine Pott bleibt der Verstand stehen. Dann fällt sie Klaas um den Hals. – –

Das Glück verläßt das Haus und tanzt in Sommersonne zwischen Heideblumen einen Hymnus an das rechte Leben.

Klaas beginnt zu wünschen. Unzufrieden betrachtet er die schlichten Bauernbetten.

„Ich wünsche, daß wir auf seidenen Pfühlen ruhen, in einem Palast wohnen, von Dienern gebadet und standesgemäß gekleidet werden und dann frühstücken wie der Nabob von Hindostan.“

Alles geschieht. Auch die Kinder liegen auf Seide. Nach einem köstlichen Bad werden alle herrlich gekleidet und von galonierten Dienern zu Tisch geführt. Aber das Frühstück behagt ihnen nicht, Klaas nicht, den Kindern nicht und auch nicht seiner erlauchten Gemahlin Stine.

Da finden sich Speisen, die sie in ihrem ganzen Leben noch nicht einmal abgebildet gesehen haben, und als Klaas eine silberne Schale an den Mund führt, macht ihn ein Diener darauf aufmerksam, daß man in diesem Gefäß die Finger wasche.

„Die wasche ich am Röhrenbrunnen!“ verwahrt sich Klaas.

Ein zweiter Diener erlaubt sich zu bemerken, einen Röhrenbrunnen gebe es hier nicht.

„Natürlich ist einer da!“ widersetzt sich Klaas. „Gleich neben dem Stall!“

Der Diener lächelt untertänigst: „Pardon, monsieur! Auf dem Hofe befindet sich auch kein Stall. Der Hof dieses Palastes besteht aus Malachit und Marmor. Kühe grasen auf den Weiden von Hochdero Rittergut.“

„Ja so, ja so!“ nickt Klaas verloren. „Ich hatte vergessen, was ich bin.“

Er deutet auf eine Speise und fragt den einen Diener: „Was ist das?“

„Chinesisches Schwalbennest!“

„Sind noch Schwalben drin?“

„Nur ihr Inhalt!“

„Pfui Kuckuck! – Und das?“

„Kaviar Malosoll!“

„Oi, oi! – Und dies da?“

„Confiture à la reine!“

„So, so!“ –

„Klaas!“ fällt ihm Stine ins Wort. „Du brauchst doch gar nicht zu fragen, brauchst ja nur zu wünschen, daß wir alles kennen. Dann wissen wir's doch, du Umstandskasten!“

„Richtig, richtig! Auch ans Wünschen muß man sich gewöhnen. Aber ich will dir was sagen, Stine: Früher haben wir um diese Zeit Milch getrunken und Schwarzbrot mit Butter und Schinken gefuttert. Da haben wir so richtig mit Behagen die Zähne hineingegraben, Stine! Wie? Was? Ich wollte schon –!“

„Halt!“ fällt ihm Stine ins Wort. „Wünsche mir nur ja nicht, daß so was Gewöhnliches auf den Tisch komme! Denke an unseren Stand!“

„Was nützt der Stand“, quengelt Klaas, „wenn ich Schwarzbrot und Schinken lieber esse!“

„Vater hat recht!“ schreien die Kinder.



Stine wird zornig.

„Geht hinaus!“ befiehlt sie den Dienern.

Die verbeugen sich und verlassen das Prunkzimmer.

„Pott!“ zischt die erlauchte Gemahlin, „du bist trotz allem ein Dummkopf! Du hast gewünscht, daß wir frühstücken wie der Nabob von Hindostan. Gut! Das Frühstück ist da! Nun brauchst du doch nur zu wünschen, daß es uns auch schmeckt wie dem Nabob!“

„Richtig, richtig!“ gibt er zu. „Ich wünsche, daß uns das Frühstück schmeckt wie dem Nabob von Hindostan.“

Kaum hat er das gesagt, können er, seine Frau und die Kinder keine Speise mehr anrühren.

Der Nabob hat nämlich an diesem Tage eine schwere Magenverstimmung, was Klaas und Stine nicht wissen konnten, weil Klaas nicht gewünscht hat, es zu wissen.

Da meint nun Klaas, einer seiner Wünsche sei nicht erfüllt, und weil er Hunger hat, packt ihn die Wut. Er haut die Faust auf den Tisch und flucht: „Der Teufel soll das Frühstück holen!“

Flugs kommt der Teufel und holt es.

Ach, ist da Stine erschrocken! Auch Klaas schlottert die Angst in den Knochen, und die Kinderchen heulen wie am Spieß.

„Wünsche doch, daß wir ruhig sind!“ weint Stine.

Klaas wünscht es, und sofort sind alle ruhig.

Aber glücklich sind sie nicht, wären es auch nicht, wenn Klaas es wünschte. Glücklich kann nur der sein, der weiß, warum er glücklich ist; und alles, was die beiden und ihre Kinder bisher erlebt haben, ist nicht angetan, sie wissend zu machen.

Käme das Glück! Es ist so nahe, läßt sich aber noch nicht einmal von den Kindern haschen.

Trotzdem gehorcht Klaas, als Stine befiehlt: „Wünsche, daß wir glücklich sind!“

Als ob das zu machen wäre! Sofort fragt der Verstand: Warum seid ihr glücklich? An Paläste gewöhnt man sich wie an Hütten. Auch ein kostbares Gewand ist ein Gewand.

Das Essen haben sie nicht angerührt, und außerdem langweilen sie sich, weil ihnen die Arbeit fehlt.

Klaas wünscht, daß sie sich nicht langweilen, aber das ist noch lange kein Anlaß zum Glücklichsein, und außerdem fällt ihm diese fortgesetzte Wünscherei bereits auf die Nerven, obwohl er, Stine und die Kinder das neue Dasein erst wenige Stunden führen.

Sie erheben sich. Klaas will arbeiten.

Stine, auf deren Befehl die Diener den Speisesaal verlassen haben, stolpert über die Schleppe, die ein Diener neben ihren Stuhl gefaltet hatte, als sie am Tische Platz nahm; und ehe Klaas wünschen kann, daß sie nicht stürze, liegt sie schon. Er kann ihr nur die blutende Nase heilen.

Eine Bosheit des Geschicks löst die andere ab.

Weil Klaas Reichtümer im Hause hat, suchen ihn schon am hellen Tage Einbrecher heim. Zwar wünscht er, daß sie verschwinden, aber er kann nicht hindern, daß er erschrickt.

Entschlossen wünscht er Schinken, Butter und Schwarzbrot, ißt aus der Faust, und Stine und die Kinder füttern mit. Aber es will trotzdem nicht schmecken. Wenn sie früher schon vor dem Frühstück in Hof oder Feld gearbeitet hatten, schmeckte es tausendmal besser.

Immerhin sind sie nun gesättigt, und Klaas wünscht sich den schönsten Kraftwagen der Welt. Er will auf sein Rittergut fahren.

Unverzüglich poltert einer vor, ein Avant Train mit Halbverdeck.

Klaas hat aber verabsäumt, den Wunsch zu äußern, daß keinem ein Unfall zustoße.

Sie steigen ein, lehnen sich in die Polster und rumpeln los. Drei Räder hat das Fahrzeug und rattert wie eine Fuhr.

Nicht lange, da hat, wie sie hinterher jammernd erzählen, der schönste Kraftwagen der Welt einen Apfelbaum abrasiert, der zu ganz anderen Zwecken an der Landstraße stand. Der Wagenführer hatte das Nasenbein gebrochen. Stine Pott war das Rückgrat verbogen. Auch die Kinder hatten ihr Teil, und Klaas bezeugt, sein linkes Bein sei wie ein Streichholz geknickt gewesen

und habe auch so gebrannt. Zwar hat seine Wunschgewalt alle wieder geheilt, aber glücklich sind sie nicht.

Klaas Pott stellt das fest: „Ist es etwa ein Glücksgefühl, wenn man mit knapper Not dem Tode entrann? Freilich kann ich wünschen, daß wir dieses Erlebnis vergessen, aber dann wissen wir erst recht nicht, warum wir glücklich sind, können also nicht glücklich sein.“

Klaas und Stine denken an einen Tag der letzten Erntezeit. Ehe die Schnitter begannen, entlud sich Gewitter, und prasselnder Hagel bedrohte das Korn. Sie hatten gebebt, als ob sie einer am Kragen genommen und geschüttelt hätte.

Auf weiten Felderbreiten wurde die Frucht vernichtet, aber an den Äckern Klaas Potts ging das Unheil vorüber.

Damals waren sie glücklich gewesen, von ganzem Herzen.

Als sie das Portal öffnen, sehen sie das Glück vor goldenen Saaten.

Klaas findet sich wieder: „Nur die unverhofften Geschenke bringen das Glück!“

Aber Klaas hat noch einen anderen Einfall: „Wenn ich vorhin gestorben wäre, ohne euch die Gesundheit zurückgewünscht zu haben, wärest du dein Leben lang mit verbogenem Rückgrat durch die Welt gehumpelt und hättest nicht mehr arbeiten können.“

Da erschrickt Stine. Beide erkennen, daß das Schicksal allezeit ein Ende machen kann, und hätten sie das ewige Leben.

Als das Essen abermals nicht munden will, entschließt sich Klaas: „Ich habe nur noch den einen Wunsch, daß wir hinnehmen, was uns das Leben beschert!“

Kaum hat er ihn ausgesprochen, reibt er schlaftrunken die Augen wie Stine, geborene Grevenstock, und im Raum daneben die Kinder, und jeder sieht, daß es acht Uhr morgens ist und alle in ihren daunenreichen Bauernbetten liegen.

Sie stehen auf, waschen sich, kleiden sich an, wirtschaften auf dem Hof und in der Küche, setzen sich an den Frühstückstisch und lügen heimlich zum Abreißkalender hinüber. Und überall ist das Glück dabei.

Die Morgenzeitung ist vom Donnerstag, aber der Kalender zeigt Mittwoch.

Das ist wohl der Tag, an dem sie in einem Palast gewohnt haben, im schönsten Kraftwagen der Welt gefahren sind und gespeist haben wie der Nabob von Hindostan.

Oder ist alles Traum gewesen und haben sie nur verabsäumt, gestern abend den Zettel vom Kalender zu reißen?

Klaas Pott spricht weder die eine noch die andere Vermutung aus, und Stine macht es ebenso. Nur die Kinder wundern sich, als sie von ihren Träumen plaudern, daß sie alle das gleiche geträumt haben.

Als Klaas die zweite Schnitte Schinken auf seinen Teller schiebt, fragt Stine: „Schmeckt es, Klaas?“

Der futtert strahlenden Auges und erwidert: „Großartig! Tausendmal besser als dem Nabob von Hindostan!“ – –

Das war das Märchen vom Glück.

Es wäre, äußerten sich in den Foyers die Vertreter der Großstadtpresse, zwar nicht welterschütternd, aber gewinnend, zudem nicht humorlos und überdies flott geschrieben, in seinen Lyrismen sogar bedeutend. Auf alle Fälle hatten sie schon schlechtere Stücke besprechen müssen, und wenn das Raunen, Verfasser sei der regierende Fürst von Lippoldsburg, nicht ebenfalls ein Märchen erzählte, durften sie doppelt zufrieden sein, weil sie der Wert des Bühnenspiels vor dem Verdacht einer Liebedienerei bewahrte.

Ernsthaft ablehnen konnte man die Dichtung keinesfalls.

Natürlich würde es trotzdem nicht an abfälligen Besprechungen fehlen, auch nicht an Theaterbesuchern, die morgen oder übermorgen, wenn sie in einer böswilligen Kritik lasen, zwar nicht das Stück, sondern das Publikum wäre durchgefallen, ihren Beifall bereuten.

„Wir wollen künftig etwas zurückhaltender sein, Margot. Nachdem die Kritik absprechend urteilt, ist es doch peinlich, wenn zum Beispiel Frau Dattler erzählt, wir wären begeistert gewesen. Sie nämlich hat keine Hand gerührt.“

Inzwischen wetzte die „Freie Presse“ das Messer, um das Märchenspiel, weil es aus der Feder eines Regierenden stammen sollte, öffentlich abzuschlachten.

Die Mehrheit war anderer Meinung. Die Fabel mußte zugehen, weil sie jeden betraf, die Gespräche waren sauber geschliffen, Aufbau und Handlung bührensicher, Klaas und Stine, die Kinder, die Dienerschaft und nicht zuletzt gestaltete Begriffe, die das Spiel durchwoben, vortrefflich gezeichnet, besonders das Glück. So steigerte sich der Beifall von Akt zu Akt.

Die Debarrier war überwältigend. Nicht nur die Meister tänzerin war sie in diesem Spiel vom Glück, sie überraschte zum erstenmal durch eine mimische Gestaltungskraft, die ahnen ließ, daß hier in Spiel und Tanz eine neue Kunst geboren wurde. Man gestand sich dabei, daß eine Umwertung nottat, weil der Bühnentanz geistlos und der Salontanz eine Freiübung geworden war, die auch der Flitterglanz prunkvoller Gesellschaftsbälle nicht verklären konnte. Schon längst hatte das Tanzen seine ursprüngliche Bestimmung, Glieder und Seele zu lösen, in faden Gesellschaftsformen eingebüßt und wurde nicht urwüchsiger, als man Gavotten und Menuette ausgrub, mit Contre und Quadrille die Hohlheit des Galopps und der Polka zu verbrämen versuchte und nach Marschliedern Polonaise tanzte.

Nun diese Offenbarung durch die Debarrier!

In den Pausen fand man Zeit, über ihre künstlerische Leistung zu sprechen; natürlich auch über sie selbst.

„Ich könnte mir vorstellen, der Fürst liebe sie!“

„Beste Ingeborg, die Wände haben Ohren!“

In den Pausen erging man sich. Es tat wohl, nach jedem Akt zu lustwandeln, dabei zu plauschen und anderen zu zeigen, wie gut man aussah.

Im Parterre war man bescheidener angezogen als in Logen und Rängen. Die Herren trugen dunklen Straßenanzug oder schwarzen Gehrock. Bei den Frauen und Mädchen sah man schlichte Nachmittagskleider in Turnürenschnitt mit Spitzenjabot oder Knopfreihen.

Das war der gehobene Mittelstand.

Er blieb auch in den Pausen gern auf den Plätzen, stand zwischendurch auf, hob das Opernglas und musterte Logen und Ränge. Zwar galt es für anstößig, dem Bühnenvorhang den Rücken zuzuwenden und unverwandt das Sehglas kreisen zu lassen, man tat es aber doch, weil man denen da oben zeigen wollte, daß man nicht gewillt war, sich beirren zu lassen. Und wenn es darauf ankam, klappte auch einmal in dieser aufreizen- den Haltung ein wohlbeleibter Herr verwegen ein Seitenteil der Jacke oder des Oberrocks zurück, steckte die eine Hand in die Hosentasche und ließ herausfordernd das Pfundgehänge der goldenen Uhrkette blinken.

Aus den Westen und Rockärmeln der Herren lugte weiße Wäsche.

Hemden? – Oder Brettchen und Röllchen?

Oh, man durfte an Stelle der ehrlichen Hemdenbrust ein brettstifes Linnenstück, Chemisette oder Serviteur genannt, vermuten und an Stelle fester Manschetten lockere Röllchen!

Vor nicht zu langer Zeit hatte der Arzt und Zoologe Gustav Jäger zu einer Reform aufgerufen und das Makohemd als zuverlässigen Schutz gegen die tückische Influenza empfohlen. Seitdem war das „Jägerhemd“ die große, wenn auch stillverschwiegene Unterwäsche der Männer.

Sollten sie nun, besonders an heißen Tagen oder winters in überheizten Räumen über Mako noch Leinen tragen?

Nicht doch! – Da trugen sie, wenn auch ein wenig unsicher wegen des neckischen Betrugers, einen Serviteur auf der Mako- brust und um die Handgelenke Röllchen, die man alltags während der Arbeit auf den Schreibtisch postieren oder an einen Kleider- haken hängen konnte.

Wie schnell waren feste Manschetten beschmutzt! Bunte Herrenwäsche ließ der „gute Ton“ auch für den Alltag nicht zu, und Röllchen blieben wochenlang blütenweiß. Begann sich ihre Farbe ins Graue zu tönen, steckte man sie umgekehrt in den Ärmel und war im Handumdrehen blitzsauber.

Praktisch, nicht wahr? Und vornehm!

Nein, vornehm nicht! Aber man barg noch immer ein Seelenstückchen des knauserig sparsamen Biedermeier im Busen und hatte sich verschworen, zwar den Serviteur, aber nicht die Röllchen für ungesellschaftlich zu erklären.

Bei einem Manne wie dem Gymnasialprofessor Adrian, der trotz seiner Begeisterung für das klassische Altertum ein modern empfindender Mensch war und sich erlesen kleidete, hätte man Röllchen schwerlich vermutet. Eine einzige Lateinstunde in Sexta hatte es an den Tag gebracht.

Er hatte in Sexta auszuhelfen, und als er einen widersetzlichen Bengel aus der Bank zog und über den Stuhl warf, den Rohrstock ergriff und kräftig ausholte, um dem aufsässigen Lausbuben das Leder zu gerben, schwang sich das eine Röllchen in Freiheitsdrang und Lebenslust über Faust und Stock und flog unter dem wilden Jauchzen der neunjährigen Rasselbande in hohem Bogen durch die Klasse.

Zwar rettete Adrian die Situation durch den Witz „Sic itur ad astra – so steigt man zu den Sternen!“ aber er sagte doch in der Pause kopfschüttelnd zu seinem Freunde, dem Naturwissenschaftler Prutz: „Alles will gelernt sein! Lehrern, die ihre Bengels öfter verwalken, passiert das nicht!“

Heute trug Adrian keine Röllchen. Er saß im Frack auf dem Ersten Rang. Aber dem Oberförster Dankelmann im Ersten Parkett, dem traute Adrian unter dem Vollbart sogar einen Serviteur zu! Vielleicht auch nicht! Dankelmanns Frau, das Sopherl, war vermutlich dagegen! Auf alle Fälle saß Dankelmann nicht mit gewohnter Sicherheit in seiner Reihe.

Allerdings mochten die Klappsitze schuld sein. Deren Einführung war nicht nur für die verdrängten Stühle ein Umsturz gewesen. Viele – „weißt du noch, Amalia?“ – hatten sich an die neuen Plätze schwer gewöhnen können, besonders die Nachzügler, die erst erschienen, wenn der Zuschauerraum bereits verdunkelt war. Da war es manchmal zu unliebsamen Auftritten gekommen, weil sich einzelne, die in der Hast des Augenblicks ihren Stuhl erwarteten, in die freie Luft setzten und im ersten

Schreck den Hintermann beschuldigten, er hätte ihn fortgezogen. Andere stöhnten heimlich. Sie hatten sich die Finger geklemmt.

Es war so manches anders geworden, auch im Theater, zumal der Intendant, ein früherer Offizier, sein Publikum in Haltung drillte. Hohe Frisuren ließ er nicht zu. Man legte das Haar nun glatt oder mit Hilfe von Brennscheren und Lockenwicklern in Wellen, über die der Blick des Hintermannes leicht hinwegsegeln konnte.

„Die Debarrier trägt glatte Frisur?!“

„Ich glaube, Reginal!“

„Und keine Simpelfransen!“

„Nein!“

„Ob der Fürst das wünscht?“

„Wie soll ich das wissen?! Vielleicht wünscht es nur die Friseur!“

„Du bist jetzt immer so frech, Andreas!“

Vor den Logen und Rängen und in den Foyers glitten über Läufer, Teppiche und Mosaikfliesen weihevoll Schleppen. Man sah Taft, Atlas, Damast, Crêpe de Chine, Tüll und Brüsseler Spitzen. Die Damen schritten in betontem Charme, die Begleiter im Bewußtsein ihrer Unentbehrlichkeit. Für Damen und höhere Töchter war es unziemlich, Konzerte und Theater ohne männlichen Schutz zu besuchen. Auch zum Büfett allein zu gehen widersprach dem guten Ton.

Das frauliche Schreiten in vornehmen Roben ließ prickelndes Rauschen hören. Es kam aus den Falten und Volants taftseidener Jupons. Auch die Frauen und Töchter der wohlhabenden Bürger gingen so, und wo für kostbaren Taft die Mittel nicht reichten, rauschte in bescheidenem Wettbewerb, aber manchmal um desto entzückendere Hüften und Glieder, ein Jupon aus einfachem Moiré.

Alle, die sich an der Zwischenaktwanderung beteiligten, schritten feierlich einher, als müßten sie gewärtig sein, daß auf jedem die Augen des Fürstenpaares ruhten.

Fürst und Fürstin traten aus der Loge: Die Defiliercour begann!



Während sich bei Hofe an dieser Zeremonie, dem „salut du trône“, nur Persönlichkeiten beteiligen durften, die im Rangreglement verzeichnet waren, hielt sich hier das Fürstenpaar auch für andere bereit, die es nicht verabsäumen wollten, in stummer Verneigung devotest zu grüßen. Graf und Gräfin Bodenstedt schritten voran.

Die Fürstin stöhnte ein bißchen. Für sie war jede Cour ein öder Trott.

Sie spreitete ihren Faltfächer und schwang ihn leicht.

„Mir ist heiß!“

Er betrachtete sie verstohlen. Bezaubernd sah sie aus in ihrem diademgeschmückten Haar und dem schmiegsamen Kleid aus Silberbrokat mit grauem Chinchillaumhang, das in feiner Zeichnung ihre geschmeidige Gestalt verriet.

Sie lächelte belustigt, als sie bemerkte, daß ihre Robe Aufsehen erregte. Welche Frau von Rang wollte von morgen an noch wagen, das Tragband eines Cul de Paris um die Lenden zu schlingen! Aber heute trugen noch alle dieses neckische Hängepolster, das am Rückenende in modischer Laune eine natürliche Rundung übertrieb. Daher waren die Damen der Ministerloge schmerzlich betroffen, als sie im Heranschreiten gewahrten, daß Fürstin Marietta weder Cul noch Schleppe trug, sondern in langschößiger Taille nahezu fußfrei ging, auch ohne gebauschte Falten, Bänder, Rüschen und Volants.

„Mon dieu!“ entsetzte sich Gräfin Bodenstedt.

In einer gesunden Gefühlswallung hatte die Fürstin das Cul für einen karikierenden Humbug erklärt und, wenn auch mit Gefühlsdistanzen, sich einer Reformtracht zugewandt.

Wer sah der Fürstin an, daß sie Mutter dreier Töchter war? Für neunzehn hätte man sie halten können. Sie war ja auch mit neunundzwanzig Jahren noch berückend jung und wußte mit schönen Lippen entzückend zu lachen, wenn ihr plötzlich einfiel, daß die Gemahlin eines regierenden Fürsten Landesmutter hieß. Darunter hatte sie sich als Kind ein steinalt verhutzelttes Weibchen vorgestellt.

„Du nicht auch?“ fragte sie mädchenhaft und ließ die Augen blitzen. „Oder sind Eure Durchlaucht zu Scherzen nicht aufgelegt? Gewissermaßen landesväterlich gestimmt? Unter einem Landesvater habe ich mir als kleines Mädchel einen Mummelgreis vorgestellt!“ neckte sie.

„Marietta“, verwies er zart, „wir sind nicht zu Haus!“

Ihr Gesicht wurde herb. „Durchlaucht“, flüsterte sie, bis zum Schluchzen erregt, „wir beide sind nie mehr zu Haus!“

Hatten die Minister den Zwischenfall bemerkt? – Schwerlich! Sie waren am Überlegen, wie sie dem Dichter Trent Begeisterung vortäuschen konnten. – Die Damen? – Kaum! Die hatte das Cul aus der Balance gebracht. – Der Kämmerer, die Kanaille? –

Albrecht hätte es in diesem Augenblick am liebsten gemacht wie der Soldatenkönig anno 1713, als er die Neuordnung des preußischen Staates damit begann, „die Hofschranzen zum Teufel zu jagen“.

Einmal hatte Albrecht mit angehört, wie auf einem Nachtfest Freiherr v. Gneesebeck in einer Laube meckerte: „Als junger Offizier war Seine Durchlaucht auch in den Gärten Amors kein Kostverächter!“ Und v. Struck, das Schandmaul, hatte entgegnet: „Übrigens wächst in den Gärten Amors das gleiche wie in anderen Gärten: Heilkräuter, Gewürzkräuter, Blumen und junges Gemüse!“

Solches Geplausch nahm er nicht übel, zumal er, um Wahrheit zu hören und Menschen maskenlos zu sehen, gern den Harun al Raschid spielte. Aber manchmal konnten einzelne ihn reizen, daß er sie hätte ertränken mögen.

„Er kann es nicht“, tröstete Struck die Minister. „Wir schwimmen zu gut!“

Als die Dioskuren von Amors Gärten tratschten, hatte er sie spaßig gefunden und hätte sich lachend davongemacht, wäre die Fürstin nicht dabei gewesen.

Kaum hatte Struck zu Ende gesprochen, riß sie sich los und floh den Laubengang hinab.

Der Fürst war tief erschrocken. Nur gut, daß sie sich auf einem Weg befanden, zu dem andere keinen Zutritt hatten! Auch beobachten konnte sie niemand.

Nun beflügelte auch er die Schritte, sehr verwirrt und besorgt. Da sah er, wie Marietta stehen blieb. Ihm zugewandt, ließ sie ein silberhelles Lachen klingen. Sie war geflohen, um vor den Ohren der Dioskuren nicht loszuprusten. Sie konnte sich kaum bezähmen.

Das hatte er Marietta nie vergessen.

Zuerst hatte sie spitzbübisch mit dem Finger gedroht: „Oh, was hat man da gehört!“ Dann ihn geküßt: „Nicht wahr, die Secondelieutenants studieren die Pferde, die Premierlieutenants die Frauen? Dein Weib ist nicht prude! Hast kein junges Gemüse erwischt! Aber eine Blume, die dich erfreut, die will ich sein, auch ein Kräutlein Gewürz und in allen bösen Stunden dein Heilkraut!“

Sie konnte wundervoll heiter sein, und es war eine selige Nacht geworden.

„Nur“, hatte sie in tiefem Ernst gesagt, „darfst du mich nie betrügen! Ich kann nicht teilen! Aber morden könnte ich dann! Dich und die andere!“

Er hatte sie nie betrogen.

Schon in der ersten Minute ihres Beisammenseins hatte er Marietta geliebt, obwohl ihre Bekanntschaft auf die förmliche Art der Höfe zustande gekommen war. Man hatte ihn zu einer Prinzessin geführt und ihm bedeutet, er stehe vor seiner Braut.

Sie hatte ihm viel gegeben, und er wäre ihr nie entfremdet worden, hätte er nicht eines Tages die Hand der Debarrier gehalten und in fast ungläubigem Staunen gefühlt, wie ihn ein Strom durchrann, und mit seligem Frohlocken wahrgenommen, wie das schöne Weib im gleichen Erleben hemmungslos erschauerte.

Jetzt an anderes denken! Die Minister und ihre Damen, der Kämmerer und Gemahlin und nach ihnen die vielen Bekannten und Unbekannten, die sich neigten, um von dem Fürstenpaar ein huldvolles Lächeln oder einen gnädigen Gegengruß zu empfangen, defilierten vorüber.

„Kurios!“ durchfuhr es Albrecht. „Was haben sie davon?“

In die Fürstenloge wurde niemand befohlen außer nach dem letzten Aufzug Karla de Debarrier.

„Jetzt ist das Glück bei ihm!“ flüsterte Struck, aber in Andacht und fernem Verstehen.

Gneesebeck begriff nicht. Die Fürstin empfing sie auch diesmal mit! War sie ahnungslos, die gute Marietta?

„Bester Baron“, hauchte die füllige Freifrau v. Struck, „was ist da zu begreifen? Sie will die Debarrier aus nächster Nähe sehen, und so huldvoll in Feindschaft, wie nur ein Weib es kann!“

Noch brauste der Beifall. Mehrfach erschien der Komponist. Der Name Trent klang auf. Man rief umsonst, lange auch vergebens nach der Debarrier.

Als sie endlich heraustrat, applaudierte über die Balustrade der Fürstenloge weithin sichtbar die Fürstin und steigerte dadurch noch den ungeheuren Jubel, mit dem begeisterte Menschen die große Künstlerin feierten.

Allmählich erloschen die Lampen. Nach der Abfahrt des Fürstenpaares leerten sich Logen und Ränge, Parkett und Galerie.

„Das Spiel ist aus!“ flüsterte Struck.

„Oder beginnt!“ sagte Gneesebeck.

#### IV.

Im Kielwasser der Uraufführung plätscherte ein Zwiebel-fisch, wie die an Kummer gewöhnten Redakteure noch keinen gesehen hatten, ein kapitaler Kerl mit Schuppen aus Gemüt und Stil. Geangelt hatte ihn, versicherte Lutz Hildebrand seiner heimlichen Braut Mareika, ein Kobold aus einem Winkel im All und angerichtet in der Kritik der Hollenriedschen „Tageszeitung“.

Natürlich war es keine Besprechung, wie sie der Kunstbericht-erstatte der „Freien Presse“ hinausgiftete, der gleiche, der in der „Tageszeitung“ unter Verwendung eines von Lutz ertüftelten Setzfehlers als „Kulturschwachverständiger von Lippoldsburg“

gefeiert worden war. Dieser Böswillige von Beruf stampfte in der morschen Welt unbedingter Pressefreiheit unflätig durch alles Erhabene und trampelte zusammen, was ihm vor die Hufe kam; demgemäß auch das Märchenspiel.

Es hatte ihm gefallen. Weil er aber das Gerücht, Textverfasser wäre der Fürst von Lippoldsburg, vorsichtshalber nicht bezweifeln wollte, verriß er die Dichtung und versicherte den Komponisten seiner innigsten Teilnahme, daß er sein Können an eine so verlorene Sache verschwendet hätte. Auch sezierte er die innere Moral und höhnte, ein mit irdischen Gütern Gesegneter wie Heiner von Trent habe es leicht, sich über die brennende Sehnsucht einfacher Leute zu mokieren. Er könne sich ja alle Wünsche erfüllen; sogar den einen!

Der vom Kobold geangelte Zwiebfisch richtete indessen noch größere Verwirrung an, zwar keine im Setzkasten, aber ein heilloses Durcheinander im Fürstentum.

Einige Wochen vordem und bis auf weiteres als Volontär hatte die „Tageszeitung“ einen jugendlichen Feuilletonisten eingestellt, von dem sich Verlag und Chefredaktion viel versprochen. Er trug den Doktorhut der philosophischen Fakultät, verfügte über ansehnliches Wissen in Kunst und Literatur, schrieb gewandt, war ausübender Musiker und trat an jedes Kunstwerk mit der frommen Unbefangenheit heran, die nur dem geborenen Kritiker eigen ist. Diese rühmlichen Eigenschaften reizten den Kobold.

Verständlicherweise brannte der junge Mann darauf, in Bälde eine Neuerscheinung besprechen zu können, und als im Redaktionsstab das Wort Uraufführung laut wurde, hastete er flugs zu Hildebrand. Man solle, o bitte, nur ihn entsenden. Er kenne bereits Dichtungen Trents.

Hildebrand lehnte ab. Ausgerechnet den Landesfürsten dem Jüngling ans Messer liefern?

„Lieber nicht! In Uraufführungen gehören erfahrene Ärzte, die mit Bestimmtheit feststellen, ob das Neugeborene gesund oder krank ist, was ihm fehlt, und – wie dem Erzeuger geholfen werden kann!“

Aufklärung über den Textverfasser erteilte er nicht.

„Niemand traurig sein!“ ermunterte er den jungen Doktor. „Sie werden entschädigt!“

Die Zusage erfüllte sich früh.

Am Morgen der Uraufführung stieg der Leiter des Feuilletons und Hauptkritiker für Theater und Konzerte mit einer Benommenheit aus den Federn, die sich in schlagartigem Niesen entlud.

In diesem Zustand im Theater sitzen, erklärte er dem Chefredakteur, wäre ein Ding der Unmöglichkeit. Das Publikum würde glauben, er spiele mit.

Leider nieste auch Lutz.

„Was tun, hatschi?“

Den Volontär schicken! Das einzig Mögliche!

Als der junge Doktor mittags nach Hause ging, trällerte er den Himmel wie eine Lerche an.

Seit Lutz Volontär gewesen war, hatten Vater und Sohn Hildebrand das Kriegsbeil ausgegraben.

„Dafür Doktor und Assessor? Was treibt dich zur Presse?“

„Begeisterung!“

Kopfschüttelnd war der Hofrat von dannen gestöckelt.

Anders die fröhliche Mutter. Und heute war sie besonders um ihn besorgt. Trotzdem widerstand er ihren Bemühungen, ihn mit einem Tee aus Hagebutten, Flieder oder Lindenblüten zu tränken und bis über die Ohren in Daunenbetten zu vergraben.

„Mütterchen, im inneren Dienst gilt ein Zeitungsmann mit 38 Grad Celsius für kerngesund. Wer soll ihn vertreten? Wer erlaubt ihm, die Arbeit auf den nächsten Tag zu verschieben, wie es in anderen Berufen möglich ist? Er untersteht dem Kommando der Ereignisse, ich mit meinen täglichen Leitartikeln erst recht. Also laß mich wandern! Ich temperiere schon wieder ab! Vorsichtshalber muß ich ja auch die Kritik des Greenhorns lesen, ehe sie in die Setzerei kommt!“ –

Das Greenhorn bewährte sich. Schon kurz nach der Uraufführung, eine Stunde vor Mitternacht, legte es den größten Teil seiner Besprechung vor und rannte wieder an die Arbeit.

„Der eine Wunsch“ hatte seinen uneingeschränkten Beifall gefunden. Besonders rühmte er die künstlerische Schlichtheit, die gestraffte Form, die ihm schon in den Balladen aufgefallen sei, die Sicherheit des Aufbaus und die Innigkeit des Gemüts. Der Kritiker bedauerte nur, daß der Dichter sich nicht gezeigt hatte.

Lutz war ausnehmend zufrieden. Allewetter, der junge Mann verstand sein Handwerk! Kein Meister noch, aber ein Meisterling! Dichtung und Musik waren fachmännisch zerlegt, der Kern geschmackvoll herausgeschält und in kürzester Frist serviert.

Er nahm den Hörer vom Schalthaken: „Sehr gut bisher! Ich gebe alles gleich zum Setzen und gehe nach Hause! Sie haben ja nur noch Darsteller, Regie und Orchester zu besprechen. Das werden Sie auch ohne mich richtig machen. Abschließend: Ich habe mich gefreut!“

„Danke sehr, dankel!“ stotterte am anderen Ende der Volontär und verbeugte sich beglückt: „Danke, danke vielmals!“

Dann schrieb er seine Kritik in heller Lust zu Ende.

Bevor Lutz die Redaktion verließ, um, vergraben in Mantel, Wollschal und Persianermütze, verbraucht nach Hause zu stapfen, schärfte er dem Nachtredakteur ein: „Aufpassen, Waterbeck, besonders auf die Kritik! Nur keine Biesternis! Sollten Sie im Zweifel sein, rufen Sie an!“

Waterbeck war ein gewissenhafter Mensch mit Augen wie ein Luchs. Hatte der Korrektor einen Fehler übersehen oder war in die korrigierte Zeile wieder einer hineingeraten, Waterbeck erwischte ihn. Aber an der Kritik des jungen Kollegen war nicht das geringste zu beanstanden.

Also rief Waterbeck nicht an, und so schlief Lutz Hildebrand bis tief in den Tag.

Beim Morgenkaffee wurde er angerufen, horchte, erblaßte, hingte an, ergriff die Morgenzeitung, las entsetzt, warf sich in Mantel und Mütze, rannte den Drudenberg hinab zur Heldrunger Straße, stürzte halb entseelt in die Redaktion, hämmerte die geballten Hände an die Schläfen und befahl durch den Fernsprecher den Nachtredakteur herbei. Als die Post nicht sofort „Hier Amt!“

meldete, drehte er wie toll die Kurbel und knirschte mit den Zähnen. Hatte er Fieber oder die Wut?

Auch der Volontär wurde geholt.

„Menschen, was habt ihr gemacht?“

Die beiden waren verständnislos.

„Hier die Kritik!“

Hart schlug er die Knöchel darauf.

Sie verstanden noch immer nicht. Besonders der in der Nacht als so außergewöhnlich anstellig gerühmte Jüngling starrte ihn an wie eine Erscheinung.

„Menschen, klettert in eine Pferdebahn, bleibt vor einem Schau-  
fenster stehen oder trinkt in einem Café eine Schokolade, überall  
werdet ihr merken, ihr Unglückshühner: Lippoldsburg kichert!“

Der junge Doktor wurde fahl, raffte sich aber zusammen und trat in Abwehr. Was wäre denn auszusetzen an seiner Kritik oder – es falle ihm schwer, das auszusprechen – was wäre etwa gar lächerlich daran? Dr. Hildebrand habe doch die ersten Teile selber gelesen und für gut, ja, sehr gut befunden!

„Eben!“ sekundierte Waterbeck.

Der Rest befasse sich doch lediglich und in der sachlichsten Weise mit den Darstellern.

„Eben!“

Hätte er die Debarrier nicht rühmen sollen? Nun, er dürfe geziemend bemerken, daß die beiden anderen Zeitungen sie in den Himmel höben!

„Eben!“

„Ich versichere, sie ist erhaben über alles Lob. Sie ist ein Genie, ein Gnadengeschenk für die Menschheit!“

„Redet doch nicht so viel Zeug daher!“ wütete Lutz. „Man versteht ja sein eigenes Wort nicht! Was haben Sie am Schluß geschrieben, junger Mann, am Schluß?“

Der unbefangene Jüngling verstand noch immer nicht, auch nicht der wendige Nachtredakteur.

„Menschen“, zeterte Lutz, „der Verfasser des Märchenspiels ist der Fürst von Lippoldsburg, und hier steht: Der Dichter hat der Debarrier die Rolle auf den Leib geschrieben!“



Der harmlose Jüngling begriff auch jetzt noch nicht.

„Dann trollt euch“, schnob Lutz, „und kauft euch einen Schnuller!“

Aber der Nachtredakteur verstand nun. Voll Wehmut rieb er das Kinn, sagte kein Wort mehr und machte sich mit dem jungen Kollegen davon.

Unterwegs wollte er's ihm erklären.

Wie sage ich's meinem Volontär? – Eben!

Ein Vogeltritt bringt Lawinen ins Rollen. Die Stilblüte rief ein Kichern hervor, das an den Grundfesten des Fürstentums rüttelte.

Der Landrat von Liebenböhl hatte schallend gelacht und auf die Schenkel geschlagen. Ein Jockei des fürstlichen Gestüts, der mit des Landrats Köchin Minna Busch verlobt war, hatte es durch ein Fenster des Landratsamts untrüglich gesehen, und Minna hatte es in Lippoldsburg ihrer Schwester Emma erzählt, und Schwester Emma war Dienstmädchen bei Frau Geheimrat v. Boelle, die sich Boähl sprach, und Frau Geheimrat v. Boelle hatte ein Pensionat für höhere Töchter, und diese höheren Töchter verkehrten in den Lippoldsburger Gesellschaftskreisen, und Rottraut v. Lechten, die achtzehnjährige Tochter des württembergischen Obersten v. Lechten, berichtete von dem Benehmen des preußischen Exklavelandrats dem Premierlieutenant v. Struck gelegentlich eines Hausballs beim Premierminister Graf Bodestadt, und der Premierlieutenant erzählte es seinem Oheim, dem Kämmerer Seiner Durchlaucht.

Frau Geheimrat v. Boelle entrüstete sich über den Landrat. Ziemte sich für einen höheren Beamten eine solche Conduite?

Ihre entzündliche Art hatte Gründe. Es wurde ihr nicht leicht gemacht, seit sie mit zwei Töchtern allein in der Welt stand; vor allem seelisch nicht. Zu Lebzeiten ihres Gemahls hätte es zum Beispiel niemand gewagt, sie einfach mit ihrem Namen anzureden, auch nicht in den ungebildeten Schichten. Aber heutzutage trug es sich sogar zu, daß jemand ihren Namen nicht richtig aussprach!

Da war doch eines Tages ein fahrender Händler in den Vorgarten getreten, in dem sich Frau Geheimrat und ihre Töchter mit dem Ordnen der Rabatten beschäftigten, was reizend aussah und auch zu diesem Zwecke vor sich ging, hatte am Pfosten der Gartentür den Namen v. Boelle gelesen, der im vorigen Jahrhundert Beauelle geschrieben wurde, und hatte doch wahrhaftig Frau Geheimrat angesprochen und dreist gefragt:

„Sind Sie Frau Bölle?“

Erst hatte sie dem Eindringling in schweigender Verachtung den Rücken kehren wollen. Als sie aber sah, wie die ältere Tochter, Ludmilla, über diese anmaßende Keckheit sprachlos war, entschied sie sich für Volkserziehung.

„Mann!“ rügte sie scharf und betrachtete den verschüchterten braven Kerl durch die Funkelgläser ihrer Lorgnette. „Erstens bin ich Frau Geheimrat und zweitens heiße ich von Böhl! Und nun verlassen Sie meinen Jardin oder ich hetze die Hunde auf Sie!“

Frau Geheimrat flunkerte in diesem Augenblick. Sie hielt sich keine Hunde. Die waren ihr nicht vornehm genug in der Conduite! Da aber das große Haus männlichen Schutzes entbehrte, hatte sie im Vorgarten eine Tafel angebracht, die weithin warnte:

„Vorsicht, bissige Hunde!“

Jetzt hatte sich das auch der Händler zurechtbuchstabiert und entschloß sich, vor so viel Bissigkeit das Feld zu räumen. Er zog die Gartentür zu und verabschiedete sich über das Gitter hinweg:

„Na, dann adje, Frau Bölle!“

Ludmilla traf wieder einmal das Richtige:

„Ein solcher Mensch kann uns doch nicht beleidigen, Mama!“

Nur die jüngere Tochter, Mareika, lächelte verstohlen vor sich hin und schüttelte heimlich den Kopf.

Leider wiederholten sich derartige Vorfälle. Sogar gebildete Kreise, wenn auch nur zugewanderte, hatten Frau von Bölle oder gar Frau Bölle gesagt.

Da mußte etwas geschehen! In Zeitschriften, Großstadtzeitschriften und Reiseführern veröffentlichte sie ihre Werbeinserate von nun an mit einem Zusatz in Klammern:

„Vornehmes Pensionat für höhere Töchter, auch bürgerliche, im schönen Lippoldsburg, Neithartstraße 8, mit Villenhaushalt und Gartenanlagen bei Frau Geheimrat Roswitha v. Boelle (sprich Böäh!!).“

Auch die Namensschilder am Gartenpfosten und neben der Haustür bekamen diesen Zusatz.

So war denn alles wohlgeordnet.

Was die Anlagen betraf, so waren die für einen Privathaushalt recht stattlich, denn hinter dem Hause befand sich noch ein Garten für Obst und Gemüse, in dem unter Leitung eines greisen Gärtners, der mit seinem eigenen Unternehmen Unglück gehabt hatte und nun fremde Gärten pflegte, die Damen des Pensionats Gemüsebau lernten; nicht gern, aber doch.

Auch hier hatte Frau Geheimrat einige Warnungstafeln aufgestellt:

„Achtung! Fußangeln und Selbstschüsse!“

Die Gärten waren schön. Der Alte liebte die Erde und alles, was auf ihr wuchs. Auch Taxushecken hatte er angelegt und Lauben aus gerundeten Zweigen mit Bänken und Tischen drin.

In diesen lauschigen Winkeln befand sich manchmal, wenn die Abendglocken verklungen waren und Frau Geheimrat schlummerte, mehr an männlichem Schutz als einem einzelnen Hause nottat. Oh, hätte sie ahnen können, daß auch ihr Töchterlein Mareika in einer Jasminlaube Küsse tauschte, sie hätte es nie verwunden.

Ihr Selbstbewußtsein brauchte sie zum Leben, und so war für sie das berauschendste Ereignis des Jahres die Sprechcour auf der Lippoldsburg, an der sie als ehemalige Hofdame teilnehmen durfte. Auch Cour der Fürstin wurde dieser Empfang genannt, der zumeist dem Karneval voraufging. Zwar wurden die Geladenen nach Rang in einer Zimmerflucht aufgestellt, aber es war doch eine hohe Ehre, von der Oberhofmeisterin an den geziemen-

den Platz gewiesen zu werden, wenn auch, nun ja, im letzten Zimmer. In umgekehrter Reihenfolge war es das erste!

Und immer wieder geruhte das Fürstenpaar huldvolle Worte an sie zu richten. An vielen anderen ging es grüßend vorbei. Zu ihr aber hatte noch im letzten Februar Seine Durchlaucht gesagt: „Immer noch beweglich, Frau Geheimrat?“ und die Fürstin hatte, allerdings etwas zusammenhanglos, hinzugefügt: „Nun kommt der Frühling bald!“

Hätten sich alle so nachdrücklich für die Pflege feiner Sitten eingesetzt wie Frau Geheimrat, wie schön wäre es auf der Welt gewesen!

Die Damen des Pensionats erzog sie nicht nur durch richtungweisendes Beispiel, sie hatte sogar in langjähriger Arbeit ein Buch geschrieben, das in der Leipziger Verlagsanstalt Prudentia erschienen und weit verbreitet war: „Der gute Ton! Von Roswitha v. Boelle.“ Den Zusatz „Sprich Boähl!“, auf den sie erst später verfallen war, hatte der Verleger nicht mehr zugelassen. Es hieß in aller Welt das Böllebuch.

Aus diesem Leitfaden für die feinere Lebensart ließ Frau Geheimrat wöchentlich ein Kapitel vorlesen und erläuterte es.

Meist waren ihre höheren Töchter liebe und aufmerksame Schülerinnen, sichtlich dankbar, aus dem Munde einer Meisterin zu erfahren, was sich schickte. Aber es gab auch übermütige wie par exemple Ursula Junk, von der Frau Oberamtmann v. Kranteck, eine Freundin der Frau Geheimrat, behauptete, sie habe schon wissende Augen. Die war in sträflichem Überschwang, allerdings nicht in Anwesenheit der Frau Geheimrat – das hätte gefehlt! – durchs Haus getanzt, hatte die „Tageszeitung“ geschwenkt und prustend gerufen: „Wißt ihr schon?“

Da wurde es wieder Zeit, tadelnswertem Gebaren durch Unterricht zu begegnen; und weil Ursula verlobt war, böllebuchmäßig und öffentlich, wählte Frau Geheimrat das Kapitel über die Brautzeit.

„Lesen Sie, Ursula! Aber langsam und deutlich!“

Ursula, ein blonder Wildfang, zum Freuen in die Welt gestellt, rückte ihre Gesichtszüge zurecht, verbiß in zäher Selbstbeherrschung das Lachen und las, ohne mit der Wimper zu zucken, geradezu künstlerisch:

„Nach der Verlobung beginnt eine Zeit, welche auch von den Dichtern für die schönste des Lebens gehalten wird: die Brautzeit. Das begreifliche Glücksgefühl und der naturgegebene Drang, sich gegenseitig zu offenbaren, dürfen aber nicht dazu führen, den guten Ton zu verletzen. Ein herzliches Vertrautsein ist den Brautleuten nun gestattet, und es kann nicht als anstößig betrachtet werden, wenn sich Braut und Bräutigam mit ‚Du‘ und ihren Vornamen anreden. Auch dürfen dieselben in Gegenwart anderer bei Begrüßung und Abschied einen Kuß auf die Wange tauschen, wenn es auch passender sein wird, Zärtlichkeitsbeweise nur im vertrauten Familienkreise zu erteilen. Jeder wird sich fragen müssen, ob die Verliebtheit zweier Menschen, wenn sich dieselben wie Turteltauben gebärden, einen erbaulichen Anblick für Unbeteiligte bietet. Dem Feinfühlenden wird es unmöglich sein, die Liebe des Partners und seine eigene dadurch herabzuwürdigen, daß er dieselbe vor Zuschauern bloßstellt. Als wirklich vornehm kann nur der Handkuß empfunden werden. Alles andere ist von Übel.

Verständlich ist es, daß Liebende ihre zärtlichen Gedanken auch durch Geschenke dartun wollen, und der gute Ton hat nichts dagegen einzuwenden, sofern die Gaben sinnig gewählt sind; denn für das Praktische, meinen wir, ist später noch Zeit genug.

Als Geschenke des Bräutigams eignen sich Schmucksachen, hübsche Nippes, niedliche Kunstgegenstände, nette Bilder, manchmal auch Noten und Bücher. Hat doch schon der große Wilhelm von Humboldt gesagt, daß man zu einem Buche gern zurückkehre und sich seiner wie eines lieben Freundes erinnere. Woraus denn auch zu entnehmen ist, daß er die guten von den schlechten Freunden unterschieden hat, was auch uns zum Vorteil gereichen möge. Aber das nur nebenbei.

Die Geschenke der Braut sollen von ihrer Handfertigkeit Zeugnis ablegen, wobei es nicht nur der gute Ton, sondern schon der

natürliche Anstand verlangt, daß sie dieselben auch wirklich angefertigt hat und nicht gekaufte Dinge für eigene Erzeugnisse ausgibt. Denn schon der Dichter Robert Reinick hat so schön gesagt: ‚Vor allem eins, mein Kind: Sei treu und wahr! Laß nie die Lüge deinen Mund entweih'n!‘

Schnitzereien, Malereien, Brandmalereien auf Wandbrettern, Truhen, Tintenlöschern, Schlüsselbrettchen und ähnliche nette Sächelchen werden dem jungen Manne eine innige Freude bereiten, auch ein Kelimteppich auf Sudan-Canevas mit Rosenmustern, ein Futteral aus Segelleinen für Stöcke und Schirme mit der Aufschrift ‚Für jedes Wetter‘ in rotem Kreuzstich oder ein Ruhekissen für das Kanapee mit dem Geleitwort ‚Nur ein Viertelstündchen‘. Dagegen sollen rot gehäkelte Reisetaschen mit der Aufschrift ‚Glückliche Reise!‘ aus Milchglasperlen bei jüngeren Menschen nicht mehr beliebt sein, wie denn auch die Botanisiertrommel aus grün lackiertem Weißblech an bunt besticktem Schulterband – zum Beispiel ‚Muß i denn zum Städtele hinaus!‘ – ein wenig durch die Hängetasche und den allerdings unvornehmen Rucksack verdrängt worden ist. Aber auf deren Tragebänder lassen sich ebenfalls hübsche Stickereien anbringen, ‚Frohe Fahrt!‘ oder ‚Erhole dich, Liebster!‘

Verlobten ist warm ans Herz zu legen, nicht nur in ihrem Benehmen vorsichtig zu sein, sondern auch und noch viel mehr in ihrer Correspondence. Widerspricht es auch selbstverständlich dem guten Ton, fremde Briefe zu lesen, auch wenn sie bereits geöffnet sind, und ist ein Verstoß dagegen geradezu eine Sünde wider denselben, so kennt man doch fatale Beispiele, in welchen intime Schriftstücke mißbraucht worden sind, indem sie heimlich gelesen und inhaltlich weiterverbreitet wurden. In solchen Fällen ist es ein tröstliches Bewußtsein, wenn diese Briefe so beschaffen sind, daß sich ein nachträgliches Erröten über den Inhalt derselben erübrigt.“ –

Hier bekam die tapfere Ursula einen Lachkrampf, preßte flugs ihr Taschentuch – in mondänen Kreisen Mouchoir genannt! – vor Mund und Nase und nieste wie ein Auspuff, weil der gute Ton streng verbot, über ernste Dinge zu lachen. „Ich habe mich

erkältet!“ flunkerte sie. Anders konnte sie den guten Ton nicht retten.

„Ihre Erkältung bemerkte ich bereits am Klang Ihrer Stimme!“ sagte Frau Geheimrat. „Wir wollen es darum genug sein lassen! Heute abend trinken Sie einen Glühwein, Ursula!“

## V.

Das war nicht die Luft von Lippoldsburg. Die war ein Labsal. Umluft war es, Milieu.

Kein Zufall, daß auch ein Deckchen so hieß, ein Zierstück für den Salontisch.

Man zierte gern; sich selber mit Rüschen, Litzen, Fransen, Turnüren, Pleureusen, Ringen, Ketten, die Plüschmöbel mit Schnüren und Quasten, die Türen mit Portieren, die Stubenecken mit Makartsträußen, Zimmerdecken mit Stuck, Fensterscheiben mit Dioramen, auf denen der Sängerkrieg auf der Wartburg oder der mächtige Augsburger Kaufherr Jakob Fugger zu sehen war, als er gerade die Schuldscheine Karls V. ins Feuer wirft, oder die Heimkehr der Hamburger Kampfschiffe nach der Niederwerfung der Vitalienbrüder. Man zierte Trumeau und Vertiko durch gedrechselte Säulchen und Wohnräume durch Terrarien, Aquarien und Ampeln mit Farnkraut unter dem Glassturz.

Wenn aber einer behauptet, auch der Kämmerer v. Struck habe sich geziert, so ist Verwahrung einzulegen!

Er ging aufs Ganze!

Hatte der Landrat gelacht oder hatte er nicht gelacht?

Er mußte klare Antwort schaffen!

Zuerst lud er den Jockei vor, einen hageren Burschen mit windgegerbtem Ledergesicht. Der überwarf sich hinterher mit Minna, und wenige Tage später verließ Minna als fristlos Entlassene den landrätlichen Haushalt und reiste heulend in eine bessere Welt, ins Königreich Sachsen, zu einem alleinstehenden Herrn in Dresden.

Derlei konnte die fürstliche Kammer nicht berühren.

Hatte v. Winterstetten gelacht oder hatte er nicht gelacht?

Er hatte! So peinlich es dem Jockei war, gegen den Landrat aussagen zu müssen – v. Winterstetten war ein bekannter Reiter! – so stand doch fest, daß der Jockei, als er am Landratsamt vorübertrabte, zufällig gewahrte, wie im Erdgeschoß der Kreissekretär dem Landrat die „Lippoldsburgische Tageszeitung“ auf den Schreibtisch legte und schmunzelnd eine Meldung machte, worauf der Landrat in schallendes Gelächter ausbrach und prustend auf die Schenkel schlug.

Natürlich war der Jockei davongeritten. Man kannte ihn doch in Liebenböhla! Er war doch mit Minna verlobt!

„Öffentlich?“ verhörte Struck nicht ohne Spannung.

„Nun, öffentlich gerade nicht!“

„Ach so! Na ja! Hm! Km!“

Nun hatte der Jockei allerdings nicht damit gerechnet, daß Minna plaudern würde. Sonst hätte er kein Sterbenswort verlauten lassen. Ein Rennreiter wußte zwar, wie unberechenbar junge Pferde sind, aber die Minna hatte er trotzdem nicht richtig eingeschätzt!

„Das interessiert uns weniger, lieber Freund! Wir wollen nur wissen: Hat der Herr Landrat gelacht oder hat er nicht gelacht?“

„Exzellenz, er hat!“

„Würden Sie Ihre Aussage beschwören?“

„Jawohl, Exzellenz!“

„Dann dürfen Sie gehen!“

„Tje, mein Junge“, wandte sich kurz danach Struck an seinen Neffen Heinz, „nun rollt die Billardkugel. Das Queue stieß hohes Effet und Ball an die Bande; und die Bande – fragt sich, welche und was für eine! – wirft ihn zurück. Auf alle Fälle ist die Karambolage unvermeidlich. Ein preußischer Landrat hat sich bemüßigt gefühlt, über den regierenden Fürsten von Lippoldsburg zu lachen. Es bedarf keiner Betonung, daß der jüngste Flügeladjutant Seiner Durchlaucht, augenblicklich Rittmeister v. Trinsenkern, den Landrat fordert. Du als sein Adjutant hast Trinsenkern Meldung zu machen und alles Weitere zu veranlassen. – Kapiert? – Adieu!“



Andern Tags nahm Heinz v. Struck vor dem Freiherrn v. Trinsenkern die Hacken zusammen und meldete, ein preußischer Landrat habe Seine Durchlaucht beleidigt.

„Wie, bitte?“ staunte der Rittmeister und bot Struck einen Sessel.

„Danke gehorsamst!“

„Zigarette?“

„Wenn Herr Rittmeister gestatten!“

„Cognac?“

„Mit Vergnügen, Herr Rittmeister!“

Sie schmauchten, letzten auch die Zunge und sprachen von keinem Jockei, aber von Pferden, von keinem Landrat, aber von Herrenreitern; bis der Rittmeister seinen Zigarettenstummel ausdrückte, das Monokel fester klemmte und schnarrend fragte:

„Welcher Landrat? Doch nicht der Enklavenfritze?“

„Derselbe!“

„Dann muß man diesem toll gewordenen Verwaltungsonkel eins auf die Haut brennen! Überbringen Sie Pistolenforderung! Zwanzig Schritte! Dreimaliger Kugelwechsel!“

„Wird nicht so lange dauern! – Herr Rittmeister schießen ja das As aus der Karte!“

Trinsenkern wurde bedenklich: „Der Landrat ist ein Aas!“

„Herr Rittmeister werden auch das Aas treffen!“

„Wollen sehen! Nehmen Sie einen Secondelieutenant mit! Am besten offener Landauer und – mir fällt was ein! – zwei Apfelschimmel davor!“ – Der Rittmeister feixte ein bißchen. „Verstehen Sie, Struck? Apfelschimmel!“

Der Premierlieutenant verstand.

Vor Jahresfrist hatte sich Bodo v. Winterstetten unter Herrenreitern gerühmt, noch nie aus einem Sattel geflogen zu sein. Auch wenn er bissige und keilende Gäule ritt, ließ er sie traben und galoppieren, steigen und kurbettieren, preschen und springen, daß die Männer vom Turf das Staunen bekamen.

Da hatte man ihm einen jungen Apfelschimmel vorgeführt.

„Über Graben und Hürde!“

„Kleinigkeit!“

„Wetten? Korb Sekt!“

„Topp!“

Er klopfte dem Rößlein den Hals, und das wieherte so anheimelnd, als freute es sich, war gar nicht störrisch, warf den Kopf nicht, zahnte nicht schäumend in die Gebißstange, schlug nicht aufsässig mit dem Schweif, war auch sicherlich kein Aufstecker, der plötzlich stehen bleibt und nicht für tausend Scheffel Hafer vorwärts zu kriegen ist, und war ein entzückend hübscher Kerl mit schlankem Hals und federnden Gelenken.

Daß es trotzdem ein Aufstecker war, dieses fein gemeißelte Rößlein, kein träger, aber ein bockiger, der den Satan im Leibe hatte, das wußten nur die andern.

Vorsichtiger als sonst stieg der Landrat in den Sattel, stellte sich in die Bügel und wippte. Das Tier blieb lämmleinfrohm.

Aber kaum saß er, begann es zu tänzeln, den Kopf nach der einen, den Schweif nach der anderen Seite, keilte aus, krümmte den Rücken, scharrte und trommelte, schnaubte, tanzte, kippte und warf sich platt auf die Flanke.

Spannung! Aufschrei!

„Nein, Gauner, mich schindest du nicht!“ lachte der Landrat.

Flugs war er aus den Bügeln, stand gespreizt querüber, wartete, riß den Berserker empor und saß danach wieder im Sattel.

Meisterhaft!

„Den verwetteten Sekt zahle ich nicht!“ rief Winterstetten über den Rasen.

Nun gehorchte die Teufelsmähre wie ein gemäßregelter Schuljunge.

Winterstetten zwang das Höllenpferd zum Schritt, zum Trab, zum mittleren und gekürzten Galopp, im Rennsitz zum Preschen und brachte es schließlich im Sprung über die Hürde.

Großartig! Kein Reiter, auch kein Jockey hatte diesen schekigen Teufel so weit gemeistert. Aber nun offenbarte sich das Stallgeheimnis: Vor Gräben mit Hürden bockte der Satan wie tausend Ziegenböcke.

Der Landrat nahm es vorsichtshalber an, zweifelte aber keinen Augenblick, daß er die Kanaille und sich wohlbehalten hinüberbringe.

Pardauz, da lag er! Zum ersten Male in seinem Reiterleben!  
„Deiwei!“

Er selber hatte den Graben genommen; der Gaul stand leider am anderen Ufer, und den verwetteten Sekt bezahlte nun doch der Landrat.

Das war die Geschichte vom Apfelschimmel.

„Haben Sie verstanden, Struck?“

„Zu Befehl, Herr Rittmeister!“

„Trotzdem“, fügte nach einigem Sinnen Trinsenkern hinzu, „wäre mir wohler, trüge ich nicht preußische, sondern lippoldsburgische Ulanka. Im sonstigen wünschte ich allerdings, wir wären deutsche Soldaten! Ob man das je erlebt?“

Nur die Marine und die Schutztruppen der Kolonien waren kaiserliche Wehrmacht. Das Heer setzte sich aus den Einheiten der Bundesstaaten zusammen und unterstand nur im Kriege der Kommandogewalt des Kaisers. Freilich konnten nur Preußen, Bayern, Sachsen und Württemberg ihren verfassungsmäßigen Anteil stellen. Die kleineren Staaten mußten den Aufwand vermeiden und übertrugen ihre Militärhoheit auf Preußen. So waren auch die lippoldsburgischen Wehrdienstverpflichteten preußische Soldaten.

„Gute Fahrt, Struck!“

„Verbindlichsten Dank, Herr Rittmeister!“

Am nächsten Morgen zwischen elf und zwölf karriolten mit einem Gefreiten auf dem Kutschbock und zwei Apfelschimmeln vor dem Landauer zwei preußische Lieutenants zu einem preußischen Landrat und überbrachten die Forderung eines preußischen Rittmeisters wegen Beleidigung des lippoldsburgischen Fürsten.

Tolle Sache!

Der Landrat hob staunend den Kopf: Wie, bitte? Offiziere? Sie schickten ihre Karten.

„Ich lasse bitten!“

Sie traten ein.

„Was verschafft mir die Ehre?“

Sie standen wie Bildsäulen, die Tschapka am Schenkel.

„Bitte, Platz zu nehmen!“

„Wir bedauern, Ihrer Aufforderung nicht Folge leisten zu können!“ schnarrte der Premierlieutenant. „Rittmeister Freiherr v. Trinsenkern hat uns beauftragt, Ihnen wegen Beleidigung Seiner Durchlaucht des Fürsten von Lippoldsburg eine Pistolenforderung zu überbringen! Zwanzig Schritte Distanz! Dreimaliger Kugelwechsel!“

Der Landrat verbeugte sich knapp. „Meine Sekundanten werden sich mit Ihnen in Verbindung setzen. Adieu!“

Drei schmissige Verbeugungen. Die Amtstür schnappte ins Schloß.

Kurz danach knallte ein Wagenverschlag. Staubwirbelnd rollte der Landauer aus dem Hof.

„Euch soll –!“ fluchte der Landrat.

Er hielt das Leben für eine der besten Erfindungen; aber diesmal fuchste er sich.

„Apfelschimmel?! – Eine Gemeinheit!“

Er reckte den Hals und spähte: „Auch noch Äpfel!“

Die Gäule kannte er: Traber des fürstlichen Gestüts, keine Remonten.

Wäre er nicht Staatsbeamter und nicht mit einer Ehrensache behaftet gewesen, er hätte der fürstlichen Kammer, Abteilung Domänen und Forsten, die Äpfel zugestellt: Verlorenes Eigentum!

Unter der Vorgabe, arbeiten zu müssen, begab er sich nach dem Mittagessen sofort zum Dienst, verließ unbemerkt das Haus und strebte durch ein Hinterpförtchen dem Gericht zu.

Der Amtsrichter hatte gerade seinen Mittagsschlaf beendet und saß mit seiner Frau im traulichen Erker bei einem Mokka schwersten Kalibers mit Eigengebäck und Liebenböhlauer Domänensahne; da klopfte das Faktotum an die Tür.

Dieser Unentbehrliche war im Nebenamt Jagdgehilfe und Hausdiener, im Hauptamt Gefängniswärter und Gerichtsdienner.

Im Amtsgericht war alles traut beisammen: das Gericht, die Wohnung, das Gefängnis, und war einmal ein Sünder in das graue Haus geraten, hackte er Holz, pflegte den Garten, holte Wasser

vom Röhrenbrunnen, wusch Tischgeschirr und war heilsfroh, daß er nicht hinter Schloß und Riegel saß.

So ging aus Liebenböhlen mancher gebessert hervor, der in einer Großstadt vielleicht noch tiefer in die Verderbtheit gesunken wäre.

Bei jedem freilich gelang es nicht. „Die Unverbesserlichen“, sagte der Amtsrichter, „leben nach dem Gebot ‚Üb‘ immer Treu und Redlichkeit‘. Sie üben noch immer!“

Schon seit der Studentenzzeit saß ihm der Richter im Blut, aber sein Ideal war nicht ein Landgericht oder Oberlandesgericht, auch nicht das Kammergericht oder Reichsgericht, noch nicht einmal ein Amtsgericht in großer Stadt, sondern eins in einem traulichen Nest, wo er auch Berater und Erzieher sein konnte.

Darum hatten ihm seine Corpsbrüder den Biernamen Alkalde gegeben. So hießen im Arabischen die Ortsrichter.

Der schon damals wie ein Teufel reitende Winterstetten wurde Jockei genannt. Ihn meldete das Faktotum.

Winterstetten küßte Frau Siering die Hand: „Gnädigste, es ist mir außerordentlich peinlich, in einer Sache, die keinen Aufschub duldet, Ihren Gemahl beanspruchen zu müssen!“

Frau Siering war ein liebenswürdiger Mensch. Sie stellte anheim, diesen oder einen anderen Wohnraum zu wählen, dachte allerdings, zumal in den Erker die Wintersonne schien, mit leichtem Groll: „Der arme Mokka!“ –

Sorglich barg sie die Kanne in einem wattegefüllten Kaffeewärmer.

Die Freunde zogen sich ins Herrenzimmer zurück, die Hausfrau in den Erker. Dort lag ein Häkelzeug.

Die Standuhr schlug drei.

Amtsrichter Siering rückte einen Sessel zurecht und fragte: „Hat der Angeklagte ein Geständnis zu machen?“

Ja, entgegnete der Landrat, diesmal wäre er tatsächlich angeklagt oder wenigstens beschuldigt. Er solle den Fürsten von Lippoldsburg beleidigt haben.

„Nanu!“

Und offenbar schwer. Wie das möglich gewesen sei, wisse er nicht. Aber er nähme ja in seinen Berichten an das preußische Ministerium kein Blatt vor den Mund. Ob Alkalde sekundieren wolle.

„Klar! – Wer noch? Onkel Doktor Sunderdiek wohl nicht? Der behandelt augenblicklich eine Arthritis, leider am eigenen Knie, und hinkt wie ein alter Droschkengaul. Wie wär's mit dem jungen Notar? Burschschafter und Reserveoffizier!“

„Der soll mein Testament machen!“ wandte der Landrat ein.

„Kein Hinderungsgrund! Der Mann ist nett!“

„Dann bitte!“ Winterstetten war sichtlich abwesend.

„Mensch!“ rüttelte ihn Siering auf. „Kennst du nicht die Loewe-Ballade vom Fridericus Rex? – ‚Nun adjö, Lowise, wisch ab das Gesicht! Eine jede Kugel, die trifft ja nicht!‘ – Gedicht hat sie Willibald Alexis, der eigentlich Häring hieß, aber Wilhelm wie ich, was den Schönheitsfehler wieder ausgleicht. Jüngst habe ich seinen Roman ‚Die Hosen des Herrn von Bredow‘ gelesen. Das Faktotum mußte ihn mir aus Lippoldsburg holen. Besteige, sage ich, dein Stahlroß, fahre zu Kröner und hole die Hosen des Herrn v. Bredow. Nicht bar bezahlen! Auf Monatsrechnung! – Zu Befehl! sagt er und fährt. Leider hatte ich nicht daran gedacht, daß es in Lippoldsburg außer der Buchhandlung auch ein Herrengarderobegeschäft Kröner gibt, und nun stiefelte mein Faktotum tatsächlich in das Konfektionshaus: Die Hosen des Herrn v. Bredow, bitte! – Er bekam sie nicht, Jockei! Ein Herr v. Bredow, beschied ihn der Ressortchef, wäre bei Kröner völlig unbekannt, und außerdem würden Hosen im einzelnen nicht abgegeben, nur Anzüge komplett. Also radelte Otto Flickenschütz auf seinem Bicycle wieder nach Liebenböhla und erstattete Meldung. Ich verbiß mein Lachen undklärte ihn auf. – Ach, ein Buch? – Gewundert habe er sich ja gleich. Denn, habe er sich gesagt, wenn der Herr Amtsrichter ein Paar Hosen braucht, weshalb trägt er welche vom Herrn v. Bredow?“ –

„Alkalde!“ lachte Winterstetten. „Das Schnurrenerzählen hast du von jeher gekonnt, und du weißt, mir wird das Herz warm, sobald du Garn spinnst. Aber aufzuheitern brauchst du mich

nicht, alter Leibbursch! Als du vor zwanzig Jahren mit Schneid und Tücke meine erste Schlägerpartie sekundiertest, leichtsinnigerweise ohne Sekundantenhaube, nur die Schirmmütze auf dem Kopf, hast du mich hinterher vor allen Burschen und Füchsen belobigt. Jockei, hast du gesagt, du bist ein Kerl, wie er in die rauhe Welt paßt! In die passe ich heute noch! Aber etwas bedrückt mich: Dieser Trinsenkern soll nicht nur mich, er soll Preußen treffen!“

Der Amtsrichter widersprach. „Er ist doch preußischer Offizier!“

„Nein!“ beharrte der Landrat. „Lippoldsburgischer in preußischer Uniform!“

Da waren sie wie so oft bei der Deutschen Frage, und der Amtsrichter vergaß darüber seinen Mokka und der Landrat, bis er erschrocken die Standuhr schlagen hörte, die Rücksichtnahme auf die Frau des Hauses.

Die Uhr schlug fünf.

„Himmel, Alkalde, deine arme Frau, der Mokka, die Waffeln, dein Stündchen Erholung!“

An der Haustür raunte der Amtsrichter dem Freunde zu: „Nicht vertrauensselig! Schieße dich ein! Herkules starb am Gifte des Nessus!“

„Wurde aber zu den Göttern erhoben!“ lachte in alter Frische der Landrat.

Am Nachmittag kläfften Pistolenschüsse.

„Wer mag das gewesen sein?“ fragte beim Abendbrot seine Schwester Elfriede.

„Ich weiß nicht! Die Gendarmerie recherchiert noch!“

Elfriede befand sich bei ihrem Bruder auf Winterurlaub. Sonst Standort Berlin! sagte ihr Vater, der Generalmajor, dem sie vor zweiundzwanzig Jahren verspätet ins Haus geflogen war. Nach Liebenböhlä lockten sie die Zuneigung zu ihrem Bruder und der Schnee in den Bergen. Mit fliegenden Haaren auf einem Handschlitten abschüssige Hänge hinuntersausen und dann aus der Tal-senke mit angeseiltem Fahrzeug wieder den Gipfel erklimmen,

möglichst zwischen schneebehangenen Tannen, war für sie ein Freuen, das in ihr glitzerte und sprühte wie aufgestäubter Schnee in der Sonne.

Ihre Einstellung zum Leben war entsprechend. Sie war ein blauäugiger, braunhaariger Draufgänger, von dem der Vater behauptete, überfiele sie der Teufel, würde sie herrisch wie ein Posten nach seinem Passierschein fragen. Aber ihr Gemüt war in Ordnung und ihr Verstand erst recht. Sie überdachte alles militärisch knapp, und als ihr Bruder die Ausflucht machte, die Gendarmerie habe Ermittlungen aufgenommen, folgerte sie flink: Der Schütze bist du!

Seine Familie durfte nichts merken. Ihn selber fragen hatte keinen Zweck. Kurz entschlossen suchte sie am Nachmittag Otto Flickenschütz auf, nannte ihn Herr Wachtmeister und ließ sich bei Siering melden. Im Amtszimmer.

Der war ein guter Untersuchungsrichter, ließ sich aber schlecht verhören. Als sie ihn verließ, wußte sie weniger als vorher. Grüblerisch die Hände in die Pelztaschen vergraben, suchte sie Otto Flickenschütz in der Wohnung auf. Als Elfriede ihn verließ, wußte sie alles. Das Faktotum war gewöhnt, Schlüssellocher zu Rate zu ziehen, im Gefängnis aus Amtsgründen, woanders aus Wissensdrang. Aber plaudern tat er nie und hätte auch diesmal geschwiegen, wäre nicht auch er in Sorgen um seinen Landrat gewesen.

Elfriede beschloß, den Rittmeister Freiherrn v. Trinsenkern persönlich zu stellen. Zuerst erschien ihr dieser Einfall närrisch. Dann entschied sie sich. Ihr Vater hatte einmal gesagt: „Die anständige Frau darf alles!“

## VI.

Im Zuge eines Verfahrens blätterte Amtsrichter Siering im Vereinsregister des Amtsgerichtes Lippoldsburg und entdeckte mit bassem Erstaunen, daß die Residenz außer den führenden



Gesellschaften „Ressource“ und „Harmonie“ einhundertvierund-siebzig eingetragene Vereine aufwies.

Sozusagen mit Marschmusik zog an der Spitze der Freundeskreis unentwegter Lippoldsburger. Ihm folgte auf dem Fuße eine Gesellschaft zur Erforschung der Enklavengeschichte. Hinter Gesangverein „Arion“ marschierte Gesangverein „Männerchor“, hinter Kegelklub „Manneskraft“ Kegelklub „Alle neun!“ Zu einer Vereinigung der Kakteenfreunde gesellte sich eine Landesgemeinschaft der Orchideenzüchter. War ein Tennisverband gegründet, hatte sich ein Lawn-Tennis-Verein danebengesetzt. Vereinigten sich Amateure der Photographie, erschien eine Abwehrgemeinschaft der Berufsphotographen. Hatte sich ein Bildungsverein hervorgewagt, entstand eine Liebhaberbühne. Schlossen sich Hundefreunde zusammen, schlich sich alsbald ein Verband der Katzenfreunde ins Register. Hinterher mit fliegenden Ohren und wirbelnden Krummbeinen klabasterte eine Gemeinschaft der Dackelfreunde. Der Schachverband hätte sich zu einsam gefühlt, wäre nicht ein Skatklub an seine Seite getreten, gemütvoll ergänzt durch die Vereinigung Doppelkopf. Weniger dem Greifbaren strebte der Gemeinschaftsring der Theosophen zu, wurde aber abgelenkt durch eine Gesellschaft der Astrologen. Der Wanderverein „Freizeit“ blieb auf der Erde, stieß aber im Vereinsregister mit dem Wandervogelverband „Zupfgeige“ zusammen. Mißlichkeiten dieser Art vermied hingegen die Gemeinschaft der Stillen im Lande, während der Klub der Aufrechten, der in der Rücksichtslosigkeit das Kennzeichen des Herrenmenschen erblickte, sie bewußt hervorrief.

Was tat ein Vereinsfeind? Er gründete einen Verein gegen das Vereinswesen.

Neben diesen eingetragenen Gemeinschaften sproßten in un-absehbaren Mengen die nichteingetragenen, und in allen Vereinigungen, Verbänden, Kreisen, Gesellschaften, Bündeln, Vereinen, Klubs, Kränzchen, Stammtischbruderschaften und darüber hinaus in Pensionaten und Fremdenheimen, Hotels und Restaurants wurden durchgehechelt und umspinnen und geknetet und gewalzt die Namen des Fürstenpaares und der Debarrier, des

armen Freiherrn v. Trinsenkern, der für den Landesherrn seine Haut zu Markte tragen müsse, und des blutdürstigen Landrats, der darauf brenne, das Fürstentum abzuknallen.

Wie kam das Volk an sein Wissen?

Die Frau des Liebenböhlaer Amtgerichtswachtmeisters erster Klasse Otto Flickenschütz hatte gehorcht, aber, so wahr sie hier stand, das Erlauschte nur ihrer besten Freundin, der Frau Kreissekretär, erzählt und ganz ausdrücklich unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit. Allerdings hatte Frau Kreissekretär es weitergetragen, aber nur zu Frau Kreisphysikus und Frau Kreisgeodät und unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit.

Der Wachtmeister erster Klasse war außer sich. „Woher weiß es die Bande?“ fragte er sein angetrautes Weib. „Hängen lasse ich mich, hätte das gnädige Fräulein v. Winterstetten geplaudert! Und meine Wenigkeit? Noch nicht einmal dir habe ich ein Sterbenswörtchen verraten!“

„Ich weiß ja auch nicht!“ hauchte sie schuldbewußt. Durfte sie bekennen, daß sie in siedeheißer Eifersucht vor dem Schlüsselloch gekauert hatte, um herauszubekommen, ob ihr Elfriede v. Winterstetten ihren schönen Otto abspenstig machen wollte?

Nun hopste das Geheimnis durch die Straßen und wurde besprochen, beraten, durchdacht, erklärt.

„Wenn Sie der Fürst wären, Frau Ressortdirektor, würden Sie, frage ich, den Landrat nicht höchstpersönlich niederknallen?“

„Aber sicher, Frau Hauptrevisor!“

Seltsamerweise nahm der Stammtisch der „Rose“ Partei für den Fürsten. Daran war der Kommerzienrat schuld, dieser Freikonservative. Der machte ja alles anders! Kaum war ihm das Gerücht zu Ohren gekommen, hatte er Trinsenkern angerufen. Der hatte doch auch schon Telephon! Er wohnte doch bei seiner Tante Freiin v. Breck! Natürlich war Trinsenkern entsetzt gewesen. „Wer weiß es denn noch?“ Da hatte Fabritz geantwortet: „Fragen Sie lieber: Wer weiß es noch nicht?“

Das fragte man auch im Hotel zum Bären.

Es war ein vornehmes Etablissement, gepflegt wie die „Rose“.

In seinem Klubzimmer trat an einem Vormittag das Ehrengericht in Sachen Winterstetten – Trinsenkern zusammen. An die Tür hingte der Oberkellner ein Schild „Geschlossene Gesellschaft!“

Den Vorsitz übernahm ein Major. Während der Vorverhandlung saßen Rittmeister und Landrat, jener im blitzenden Gepränge der Uniform, dieser in betontem Zivil, im durchwärmten Hotelrestaurant, zur Stunde die einzigen Gäste. Als der Rittmeister sporenklirrend eingetreten war und einen sportschlanken Zeitgenossen zigaretenschmauchend vor einem Sauerbrunnen sitzen sah, ließ er sein Monocle aus dem Auge fallen, trappte, während das Einglas aufwiegelnd an einer Schnur baumelte, lässig vorüber, setzte sich Gesicht gegen Gesicht an den letzten Tisch und bestellte deutlich ein Lippoldsburger Hofbräu und einen Rosenlikör.

Hin und wieder schoß ein flüchtiger Blick von einem zum andern. Drollig: die beiden gefielen sich! Trotzdem knirschte jeder in sich hinein: „Na, warte!“ der eine wegen der Beleidigung, der andere wegen der Apfelschimmel.

Eine Ordonnanz bat den Landrat ins Klubzimmer.

Der Ehrengerichtsvorsitzende bemerkte nach gegenseitiger Vorstellung wie nebenbei: „Wir hatten angenommen, Sie würden in Uniform erscheinen, Herr – Herr – Rittmeister!“

„Das überrascht mich, Herr Major!“ versetzte Winterstetten, nahm aber soldatisch die Hacken zusammen. „Ich bin preußischer Beamter, augenblicklich auf lippoldsburgischem Boden. Außerdem habe ich die Forderung des Herrn Rittmeisters nicht so auffassen können, daß sie dem Offizier gegolten hätte. Sie galt dem Beamten!“

„Ich würdige Ihre Gründe!“ räumte der Major ein, setzte nun hinzu: „Herr Landrat!“ überflog den Sekundantenbericht, dachte: „Alle Wetter! Schneid!“ und war dem „Enklavefritzen“ wohlwogen.

„Ich habe“, fuhr er fort, „an Sie die Frage zu richten, ob Sie die Forderung anerkennen!“

„Der Anlaß“, entgegnete Winterstetten, „ist eine angebliche Beleidigung des Fürsten von Lippoldsburg. Ich habe Seine Durchlaucht weder unmittelbar noch mittelbar beleidigt! Ein solches Verhalten würde sich weder mit meinem Charakter noch mit meinen Pflichten als preußischer Landrat vereinbaren lassen!“

„Willst du kneifen?“ dachte überrascht der Major, setzte aber sofort hinzu: „Nach Kneifen siehst du nicht aus!“

Dann sagte er tastend: „Es gibt auch ein Beleidigen, das weder gehört noch gesehen werden soll!“

„Auch eine solche Handlungsweise ist ausgeschlossen!“ betonte Winterstetten. „Ich achte und verehere Seine Durchlaucht!“

„Und treiben“, fiel ihm der Major ins Wort, „gegnerische Politik!“

Unwillkürlich trat Winterstetten einen Schritt näher: „Was ich treibe, wissen nicht Sie, meine Herren! Das weiß noch nicht einmal ich genau! Ich bin in eine Front gestellt und habe zu gehorchen wie in anderen Fällen auch Sie, Herr Major! Nur hat das alles nichts mit der persönlichen Wertschätzung zu tun, die ich Seiner Durchlaucht entgegenbringe, seinem Charakter und seinem Künstlertum!“

„O weh!“ jaulte es im Hirn des Majors. „Künstlertum! Das gerade wollen die Lippoldsburger ja nicht!“

Dann straffte er sich, hob das Kinn, gab dem Mund die Linien unbedingter Sachlichkeit und schnarrte: „Herr Landrat, Sie haben, was zu Protokoll gegeben wurde, am Freitag letztvergänger Woche um 11 Uhr 32 Minuten in Ihrem Amtszimmer, als Ihnen die „Lippoldsburgische Tageszeitung“ mit der Kritik über das Märchenspiel Seiner Durchlaucht überbracht wurde, laut gelacht, und waren dermaßen außer Rand und Band, daß Sie auf die Schenkel schlugen!“

Der Landrat war verblüfft. „Augenblick mal!“ Dann sann er: Freitag kurz vor Mittag? —

„Jawohl“, rief er, „das stimmt! Unbändig habe ich gelacht! Übrigens lache ich gern, so gern wie — allerdings nach meiner Meinung! — jeder vernünftige Mensch lachen sollte. Über Seine Durchlaucht indessen habe ich nicht gelacht!“

„Also willst du doch kneifen?“ ergrimte der Major.

„Wer sollte mich auch belauscht oder beobachtet haben?“ fuhr der Landrat fort. „Mein Amtszimmer schließen gepolsterte Doppeltüren und im Raume selber befand sich außer mir nur der Kreissekretär, dem ich eine Schuffterei nicht zutraue, noch nicht einmal die winzigste, obschon ich im sonstigen nicht gerade geneigt bin, in jedem Erdbewohner einen Vertreter der himmlischen Heerscharen zu sehen!“

„Mit der Einschätzung Ihres Kreissekretärs griffen Sie nicht fehl, Herr Landrat! Sie wurden aber durch die Fenster beobachtet. Ein Jockei des fürstlichen Gestüts ritt vorüber.“

„Ah, der Troubadour von unserer Minna!“ schoß es dem Landrat durch den Kopf. Er blieb aber sachlich, nahm wieder leicht die Hacken zusammen und erwiderte: „Herr Major wollen gestatten, daß ich die Veranlassung zu meinem damaligen Lachen den Herren des Ehrengerichts in Gegenwart des Herrn Rittmeisters bekanntgebe!“

„Sind die Herren einverstanden?“ fragte der Major die Besitzer. „Kein Widerspruch? Ich lasse den Herrn Rittmeister bitten!“

Die Ordonnanz trat ab. v. Trinsenkern erschien, grüßte soldatisch, rührte sich und wartete.

Der Major: „Herr Rittmeister! Ihr Kontrahent gesteht zu, am Freitag der vergangenen Woche in seinem Amtszimmer laut gelacht zu haben, stellt aber in Abrede, daß das Lachen Seiner Durchlaucht gegolten hätte. Der Herr Landrat legt Wert darauf, die weiteren Erklärungen in Ihrer Gegenwart abzugeben. Der Ordnung halber darf ich auf die Selbstverständlichkeit verweisen, daß alle Äußerungen dem Ehrenwort unterstehen. Wollen Sie die Erklärung entgegennehmen, Herr Rittmeister?“

Der verbeugte sich zustimmend.

„Also bitte sehr!“ forderte der Major den Landrat auf.

Dem huschte ein Lächeln über die Lippen. „Meine sehr geehrten Herren! In meinem Landkreis befindet sich ein Flecken, will sagen ein Dorf mit Marktrecht, das Kelbra heißt. Er ist sehr ansehnlich, und sein ehrenamtlicher Ortsschulze darf sich Burge-

meister nennen. An diesen Burgemeister richtete mein Landratsamt eine schriftliche Anfrage wegen eines Sträflings Franz Ruff, der wegen leichter Jagdvergehen in Liebenböhl inhaftiert gewesen war. Eines Tages stand er abermals vor Gericht, kam aber meinem Freunde, dem Amtsrichter Siering, ganz anders vor, obwohl er zu Protokoll gab, er wäre Franz Ruff. Der Amtsrichter betrachtete ihn, horchte auf die Stimme, fragte ihn aus, kam abermals in Zweifel, ließ sich indessen überzeugen, es wäre Franz Ruff. Auch das Bild aus der Sträflingsmappe stimmte. Trotzdem erzählte mir der Amtsrichter von seinen Bedenken, und als mir einige Wochen später zugetragen wurde, in Kelbra gäbe es ein Brüderpaar Ruff mit Namen Fritz und Franz, die sich aber listigerweise ‚Fr.‘ schrieben, ließ ich den Burgemeister fragen, ob die beiden identisch wären. Seine Antwort berichtete mir an jenem Freitag der Kreissekretär, als er mir die Zeitung brachte. Und da habe ich, wie ich bereits zugab, unbändig gelacht und vor Lachen auf die Schenkel geschlagen. Die Antwort lautete: Die Brüder Franz und Fritze Ruff sind Zwillinge und ausgekochte Lumpenhunde. Ob sie auch noch identisch sind, konnte diesseits nicht festgestellt werden. Zuzutrauen ist es ihnen auf alle Fälle!“ —

Der Major setzte sich langsam, als drücke ihn mit zarter Gewalt eine Hand zu Boden, stützte die Arme auf die Tischplatte, vergrub sein Gesicht in den Händen und schrie sich zu, die Parole heiße: Ernst! und sein Innenleben müsse strammstehen.

Es kam anders. Ein Lachen purzelte durch die krampfhaft geschlossenen Lippen, hopste über den Tisch und sprang wie flackernde Freude in das Leben der anderen, bis sie alle so lachten wie vor Tagen der Landrat.

Ein bißchen mühsam fand sich der Vorsitzende in würdige Haltung zurück, erhob sich wieder, noch immer ein wenig durchkichert, und sprach: „Meine Herren, ich habe Sie um Entschuldigung zu bitten. Es wäre meine Aufgabe gewesen, den Ernst zu wahren. Aber der Ansturm eines Humors, den das Leben vorschickte, brach so unerwartet in unsere Front, daß ich vorerst nur Retraite befehlen konnte. Nun lasse ich zum Sammeln blasen. —

Meine Herren, mich rechtfertigt, daß unser Lachen den unwiderleglichen Beweis für die Schuldlosigkeit des Herrn Landrats erbracht hat!“

Trinsenkern verbeugte sich zustimmend.

„Herr Major“, wandte Winterstetten ein, „ich muß, weil das Ehrengericht nur auf meine Aussage angewiesen ist, anheimstellen, meinen Kreissekretär zu verhören.“

Der Major hob verwährend die Hand. „Wir haben“, widersprach er strack, „nicht die geringste Veranlassung, den Wert Ihrer Aussage nachzuprüfen! Ist einer der Herren anderer Meinung? – Ich stelle die Selbstverständlichkeit fest, daß das nicht der Fall ist! Also darf ich Sie, Herr Rittmeister, bitten, Ihre Forderung zurückzuziehen!“

Der Rittmeister nahm die Hacken zusammen: „Zu Befehl!“

„Demgemäß“, fuhr der Major fort, „darf ich, sofern alle Beteiligten einverstanden sind, die Sitzung schließen!“

„Ich leider bin nicht einverstanden!“ meldete der Landrat.

„Sie?“ staunte der Major. „Aber bitte, weshalb?“

„Herrn Rittmeister Freiherrn v. Trinsenkern bitte ich zu fragen, ob er den Wagen, in dem seine Sekundanten die Forderung überbrachten, mit Apfelschimmeln bespannen ließ, um mich zu ärgern!“

„Ich bitte um Antwort, Herr Rittmeister!“ stotterte verblüfft der Major.

Der Baron war unangenehm berührt. Er war sich längst bewußt, die Sache mit den Apfelschimmeln war nicht einwandfrei gewesen. Aber nichts beschönigen! Nicht um die Welt!

„Ich muß die Absicht zugestehen!“

„Handelte es sich“, wollte der Major einlenken, „nicht um einen lustigen Einfall?“

Der Rittmeister sagte nicht ja, nicht nein und erklärte: „Lustig schon, aber nur für mich!“

Der Landrat bat, entlassen zu werden, und verkündete abschließend: „Herrn Rittmeister Freiherrn v. Trinsenkern ist mitzuteilen, er werde von mir hören!“

Der Rittmeister lächelte böse.

„Donnerwetter“, dachte verblüfft der Major, ehe er die Sitzung schloß, „und diesen Landrat hattest du altes Roß für einen Kneifer gehalten?“ —

Was sagte das Böllebuch?

Trinsenkern besaß es in Luxusausgabe auf Büttenpapier in Saffianleder mit Goldschnitt, hatte es aber im Bücherschrank in die Mauerblümchenecke verstaut und nie gelesen. Als er noch Secondelieutenant gewesen war, hatte es ihm Tante Breek unter den Weihnachtsbaum gelegt.

Auf der Suche nach heiterem Lesestoff langte er sich wie von ungefähr den „Guten Ton“ aus dem Schrank und vergnügte sich daran wie an einem neuen Abraham a Santa Clara, bis plötzlich das aschblonde Mädchen Barbara, das er in Stunden des Unmuts Rhabarbara nannte, auf einem silbernen Tablettchen eine Visitenkarte hereinbrachte.

Die Uhr hatte soeben vier geschlagen.

Wo war sein Bursche? Wo steckte dieses vorsintflutliche Ungeheuer in diesem tückischen Augenblick?

Rhabarbara, von der Niederweser gebürtig, meldete: „Draußen steht 'ne dschunge Dame!“

Trinsenkern, immer noch das Böllebuch in der Hand, las das Kärtchen und war entgeistert. Ihn mußte eine Tsetsefliege gestochen haben! Er schlief, er träumte! In flotten, würfigen Schriftzügen — das Böllebuch empfahl, Besuchskarten handschriftlich auszufüllen — stand auf dem Kärtchen der Name Elfriede v. Winterstetten.

Erlauben Sie gütigst, Herr Erdball! In der soeben verstrichenen Minute hat Trinsenkern auf Seite 121 des Böllebuches gelesen: „Und ist es daher nicht nur als anstößig, sondern schlechthin als verwerflich anzusehen, wenn eine junge Dame einen alleinstehenden Herrn in der Behausung desselben besucht.“ Und was vollzieht sich, ereignet sich, geschieht und trägt sich zu? Die verwerfliche dschunge Dame steht vor seiner Tür, begehrt Einlaß und heißt noch obendrein v. Winterstetten.

Trinsenkern spitzte die Zunge und schnalzte verbast:



„Tsetse!“

„Soll die dschunge Dame 'rain?“ erkundigte sich Barbara.

Trinsenkern schrak zusammen: „Natürlich! Was denn sonst? Aber sagen Sie um des Himmels willen nicht, sie solle 'rein, Rhabarbara!“ Er schnellte auf, warf das Böllebuch auf den Kamintisch und belehrte eindringlich: „Der Herr Rittmeister lassen bitten!“

Rhabarbara hörte aufmerksam zu, wiederholte nachdrücklich, trat ab, schloß die Tür, riß sie kurz danach sperrangelweit auf und meldete: „Herr Rittmeister, die dschunge Dame!“

Sie wußte doch auch, was sich gehörte!

Aber nicht der Herr Rittmeister! dachte Rhabarbara, als sie mit zarter Gewalt die Tür schloß. Der vergaß Verbeugung und Handkuß, stand nur und starrte.

Parbleu, was da hereintrat, war eine berausende Angelegenheit, durch Himmelsnade ins Menschliche übertragen und von einem Großstadtschneider mit Plastiktalenten in ein schneeweißes Kostüm gehüllt, leider im Gesicht ein bißchen grimmig und bedauerlicherweise feindliches Lager!

Er riß sich zusammen. „Sie überraschen mich, gnädiges Fräulein!“

Etwas Dümmeres, schrie ihm seine wunde Seele zu, hattest du wohl nicht greifbar?

Aber nun verbeugte er sich, hielt einen Augenblick die dargebotene Hand fest, wies einladend auf einen Kaminsessel und bat Elfriede, Platz zu nehmen.

Sie zierte sich nicht, machte es sich bequem.

Schon vor mindestens einer Minute hätte er fragen müssen: „Womit darf ich dienen, mein gnädiges Fräulein?“ oder noch besser „Was befehlen gnädiges Fräulein?“

Inzwischen suchte auch Elfriede nach Worten, ließ die Augen schweifen und entdeckte, Heiterkeit naschend, das Böllebuch.

Er bemerkte das, und die taubstumme Seele schrie: Dich hat nicht die Tsetsefliege, dich hat die Tarantel gestochen! Er hatte den kaum bezähmbaren Drang, jetzt wild umherzutanzten.

Bedenke, Trinsenkern, einmal in deinem nicht mehr völlig jungen Leben hast du die Bölle gelesen und, wie von Teufeln erschacht, erscheint im gleichen Augenblick eine dschung Dame und traut dir sichtlich zu, das Studium täte dir gut.

Er gab sich einen Ruck. Die Blauaugen machten ihm Kummer.

„Gnädiges Fräulein kennen, wie ich bemerke, das Böllebuch. Ich las – parole d'honneur! – heute zum erstenmal darin. Auf Seite 123 fand ich“ – Trinsenkern ergriff den Band und blätterte – „nein, auf Seite 121, folgende Auslassung: ‚Und ist es nicht nur als anstößig, sondern schlechthin als verwerflich anzusehen, wenn eine junge Dame einen alleinstehenden Herrn in der Behausung desselben besucht!‘ – Haben gnädiges Fräulein schon anderswo so etwas Drolliges gelesen? – Immerhin dürfte meine anfängliche Verblüffung durch das seltsame Zufallsspiel erklärt und, wenn ich hoffen darf, entschuldigt sein!“

Sie nahm die Hände aus dem Nerzmuff, wiegte ihn nachdenklich auf dem Schoß, hob den Blick und sah Trinsenkern voll ins Gesicht. „Wenn Sie die gleiche Seite zu Ende lesen, werden Sie finden, daß in besonderen Fällen auch die besterzogene junge Dame einen alleinstehenden Herrn in seiner Häuslichkeit aufsuchen darf, zum Beispiel wenn es ein Unheil zu verhüten gilt. Und“, betonte sie, „nur aus diesem Grunde bin ich hier!“

Er wollte erwidern. Sie ließ es nicht zu. Sapperlot!

„Sie haben es über sich gebracht, als Jungeselle einen verheirateten Mann und Vater dreier Kinder auf Pistolen zu fordern!“ Über ihre schöngeschwungene Nase hatten sich Falten gegraben, stellte er fest. Die Augenbrauen stießen fast zusammen.

Was sollte er antworten? Und was wollte sie überhaupt? Die Forderung war doch abgelehnt! War sie lediglich gekommen, um seinen Charakter zu verdonnern, weil er einen Ehemann auf Pistolen und nicht auf Säbel gefordert hatte?

„Mein Bruder“, fuhr sie eifernd fort, „soll den Fürsten beleidigt haben? Ich werde Audienz erbitten, um festzustellen, ob er sich beleidigt fühlt!“

Wahrhaftig, sie schäumte! Nie hätte er hinter diesen blauen Augen eine solche Leidenschaft vermutet.

„Es kann geschehen, daß gnädiges Fräulein nicht vorgelassen werden!“ warnte er.

Sie flammte. „Dann werde ich mich vor seinen Wagen stellen!“

Er verschränkte die Hände. „Wollen mir gnädiges Fräulein eine sachliche Bemerkung gestatten? Erst jetzt verstehe ich, warum gnädiges Fräulein mir die Ehre erwiesen, mich aufzusuchen. Die Eisenbahnverbindung zwischen der Enklave und uns läßt zu wünschen übrig. Der Zeitverlust erklärt alles. Daß die Ehrensache zwischen dem Herrn Landrat und mir nicht verschwiegen blieb, ist mir durch einen Anruf des Kommerzienrats Fabritz bekanntgeworden. Gnädiges Fräulein wissen jedoch infolge der – wie soll ich sagen? – weiten Reise noch nicht, daß die Forderung vom Ehrengericht abgelehnt wurde, weil eine Beleidigung des Fürsten nicht vorliegt. Ich halte mich für befugt, gnädiges Fräulein von diesem Ausgang in Kenntnis zu setzen, weil der Ehrenhandel bedauerlicherweise öffentliches Geheimnis wurde!“

Sie atmete auf. Ihre Schultern senkten sich, als wäre eine Last gefallen. Ein Weilchen ließ sie ihre Augen auf ihm ruhen. Schade, sann sie, daß er feindliches Lager ist! Aber weg mit Gefühlen und Gedanken, die nicht zur Sache gehören!

Sie grub die Hände wieder in den Muff und schaute eine Zeitlang auf ihn hin, als könne dieser Händeschützer die Verstrickung lösen, in die sie geraten war. Aber bei einer Elfriede v. Winterstetten dauerten Schwankungen nicht lange.

„Ihre Mitteilung erfreut mich tief, Herr Rittmeister! Natürlich bedaure ich nun, Sie behelligt zu haben!“

Seine Hände erhoben Einspruch. „Aber ich bitte, mein gnädiges Fräulein!“

Sie wollte ihm zum Abschied die Hand reichen, zögerte plötzlich und fragte: „Also ist nun alles ausgeräumt zwischen Ihnen und meinem Bruder?“

Trinsenkern erschrak. Was sich heute morgen abgespielt hatte, war eine neue Ehrensache.

Er nahm das Kinn an die Binde. „Mein gnädiges Fräulein, nie werde ich den Herrn Landrat wieder herausfordern!“

Sie blickte forschend, nur ein paar Herzschläge lang und leider nicht ohne Mißtrauen. Dann bot sie ihm die Hand. „Ich will Ihnen glauben! Adieu!“

Er riß ihre Hand an die Lippen. Sie entzog sie lächelnd. „Sie küßten meinen Handschuh, Herr Rittmeister!“

Er schlug die Hacken zusammen. „Ich war mir dessen bewußt, meine Gnädige!“

„Chic!“ dachte sie warm und ging.

Hinter Gardinen sah er ihr nach. Sie entschwand im Schneegestöber wie ein Flöckchen Glück, von einer Schicksalslaune ins Haus geweht und wieder dorthin, woher es kam.

Er wandte sich ab, trat vor den stubenhohen Trumeau, spiegelte sich ohne Wohlgefallen und knurrte sein Bild an: „Wenn du jetzt ein Junge wärst, würdest du heulen! Aber das Schlimme ist: du möchtest, es wär' so!“

Die Uhr schlug. Es war halb fünf.

Kurz danach klopfte Rhabarbara. Aha, die Kartellträger! Wo war bloß der Bursche, das Mastodon? Bei Zeus und Mars und Aphrodite, wenn der die Hacken zusammengeschlagen hätte, es wäre ein anderer Eindruck zustande gekommen als durch das Zephirsäuseln der Barbara!

Sie meldete zwei Herren, einen älteren und einen dschüngereren, und brachte zwei Karten.

Er las: Wilhelm Siering, Amtsrichter, Hubert Rensdorf, Rechtsanwalt und Notar! Keine Charge, Kreuzdonnerhagel! Und dabei weiß Trinsenkern doch haargenau, daß die beiden Reserveoffiziere sind!

Als er nach dem bis zur Selbstvernichtung üblichen „Ich lasse bitten!“ die Tür geöffnet sieht, erblickt er in deren Rahmen, einer Ohnmacht nahe, zwei in Mantel und Gehrock eingebeutelte Zivilisten, Zylinderhüte in den Männerfäusten!

„Hol euch der –!“ flucht seine empörte Seele.

Aber nun vollzieht sich etwas, bei dem das Böllebuch ratlos auf dem Kamintisch wackelt. Der Amtsrichter meldet: „Herr Landrat v. Winterstetten hat uns beauftragt, eine Forderung auf

Säbel zu überbringen. Sine-sine bis zur Kampfunfähigkeit! Nehmen Sie an?"

Trinsenkern bolzt: „Selbstverständlich!“

Der Amtsrichter: „Der Herr Landrat belegt bei seinem Verbandscorps Hasso-Rhenania.“

Drei schnittige Verbeugungen. Dann Amtsrichter und Notar nach Hackenschlägen ab, rückwärts durch die Tür; frei nach Bölle.

Man soll, steht auf Seite 402, bei Überbringung einer Forderung den Gegner nicht ärgern! Das haben Rittmeister und Landrat auch ohne Bölle gewußt, aber der Rittmeister hat die anfechtbare Sache mit den Apfelschimmeln angezettelt.

Was tut nun der Landrat? Er ärgert zurück, nur besser und korrekter als der Rittmeister, wenn es auch noch nicht feststeht, ob sein Vorgehen dem Reglement entspricht. Trinsenkern muß den Standortältesten fragen.

Immerhin hat der Enklavenfritze es fertiggebracht, als Reserveoffizier einem Rittmeister eine akademische Forderung zu schicken, nicht auf Offizierssäbel, nein, auf regelrechte Studentensäbel mit Paukkorb.

Was sagt die Bölle? – Die Bölle sagt nichts! Die Bölle ist sprachlos!

Am anderen Tage entschied der Standortälteste: „Wir könnten daraus eine Sache machen, wollen es aber nicht. Es liegt in der Forderung nichts Unhonoriges, im Gegenteil eine gewandte Erwiderung auf Ihre nicht vertretbare Apfelschimmelaffäre. Ich meine daher: Belegen Sie und stechen Sie die Enklave ab! Adieu!“

„Danke gehorsamst, Herr Oberst!“

Den Kontrahenten entstanden insoweit keine Unbequemlichkeiten, als sie nicht in eine Universitätsstadt zu reisen brauchten. Lippoldsburg hatte zwar keine Universität, aber eine Technische Hochschule mit Korporationen gleichen Ranges.

Winterstetten belegte bei den Hasso-Rhenanen, Trinsenkern bei den Arminen.

Die Partie stieg im Saal einer Kneipe am Herneflüßchen. Sobald die Polizei bemerkte, daß Studenten und Alte Herren anrückten, verließ sie schlendernd die Sackgasse.

Das Ehrengericht hatte Säbel sine und dreißig Gänge festgesetzt.

Die Paukanten treten an.

„Herr Unparteiischer“, ruft der Sekundant des Landrats, „wir bitten um Silentium für eine Partie schwere Säbel!“

Der Unparteiische plappert den vorgeschriebenen Versöhnungsversuch. Niemand hört hin. „Ich fordere die Herren Kontrahenten auf, sich zu versöhnen. Wünscht einer der Herren das Wort? Ich stelle fest: nein! Silentium für die Partie!“

Abwechselnd rufen die Sekundanten: „Mensur! – Fertig! – Los!“

Die Hiebe fallen! Dreimal! Da fährt ein Sekundant dazwischen: „Halt!“

Der Unparteiische: „Warum halt?“

„Mein Paukant strauchelte!“

„Die Partie geht weiter! Silentium!“

Die beiden fechten rassig. Der linke Fuß steht fest an der Kreidelinie auf der untergelegten Dachpappe, die den Fußboden vor Männerblut bewahren soll, der rechte bewegt sich frei. Die linke Ferse haftet am Boden. Keiner der Kontrahenten durchbricht den Fechtcomment. Keiner holt sich ein Monitum. Aber es sitzt auch kein Hieb.

Da schlägt plötzlich der Landrat Quartfinte, Terzfinte, Quart, und schon sitzt dem Rittmeister ein Ratscher auf der Brust, an dem sich der Paukarzt mit wenigstens acht Nadeln vergnügen darf.

„Halt!“ schreit der Gegensekundant.

Warum denn? Man sieht doch nichts! Der Rittmeister sieht selber nichts, hat nur einen Knuff gefühlt.

Blut braucht Zeit, ehe es durch Fettpolster rieselt.

Trinsenkern hat einen schweren Treffer. Trotzdem tupft der Paukarzt nur ab. Tamponieren? I wo!

„Herr Unparteiischer, wir bitten um Fortgang!“

„Silentium! Die Partie geht weiter!“

Nun könnte der Landrat seine einst bei den Borussen gerühmte Quartfinte mit Armterz pfeifen lassen. Aber dann könnte es geschehen, daß der Rittmeister den Beruf quittieren müßte. Also schlägt der honorige Winterstetten keine Armterz und setzt sich der Gefahr aus, von dem verteufelten Fechter 'Trinsenkern, der ihm trotz der Brustverwundung schwer zu schaffen macht, zu böser Letzt noch abgestochen zu werden.

„Mensur! – Fertig! – Los!“

Im neunzehnten Gang erzielt der Landrat einen Kopfhieb auf Quart.

„Temporalis!“ meldet der Sekundant des Rittmeisters.

„Temporalis!“ bestätigt der Paukarzt.

„Wir führen ab!“

Der Unparteiische: „Partie ex! Silentium ex!“

Die Paukanten geben die Säbel den Testanten. Der Landrat verbeugt sich knapp, tritt vor und streckt die Hand aus. Der Rittmeister ergreift sie und lacht. Der Paukarzt drückt ihm einen Wattebausch an die Schläfe und führt ihn zum Verbandstisch. Elf Nadeln Brust, drei Nadeln Temporalis. Es ist nicht sonderlich angenehm. Trinsenkern denkt dabei an eine komische Weisheit des Oberförsters Dankelmann, die in Lippoldsburg die Runde macht: „Das Leben ist eins der schlimmsten!“

Diese burleske Weisheit bewahrte dem Rittmeister die gute Laune. Wie einfach das war! Da zogen in langen Reihen die Philosophen einher, voran die Metaphysiker, die in deduktiver oder induktiver Forschungsart den letzten Gründen des Daseins nachspürten, und hinter ihnen die Vertreter sämtlicher Disziplinen, und fragten mit lodernden Herzen und flackernden Augen nach Anfang und Ende und Sinn des Lebens. Lachend trat der weise Narr hervor und sagte in seiner überragenden Erkenntnis: „Was das Leben ist, wollt ihr wissen? – Eins der schlimmsten!“

Während er breitbeinig, die Arme auf die Rückenlehne gestützt, auf einem Stuhl saß und ihm eine Nadel durch die Temporalis fuhr, dachte Trinsenkern auch an Elfriede und erfand frei nach Dankelmann: „Die Frau ist das Schönste, was es auf diesem Gebiete gibt!“

Zwei Wochen später sah er am Drudenberg bei sinkendem Tag sein Flöckchen Glück auf einem Handschlitten herabhuschen und stand glücklicherweise dort, wo das Flöckchen halten mußte.

Er legte die Hand an die Mütze, bekam aber keinen Gegengruß.

„Womit habe ich das verdient, meine Gnädige?“ fuhr er sie an. Sie sprang aus dem Sitz. „Ich lasse mich nicht belügen!“

„Wer hat gelogen?“ fragte er entrüstet.

„Sie haben gesagt, Sie würden meinen Bruder nie mehr fordern!“

„Habe ich auch nicht!“

„Er aber Sie! Und das haben Sie gewußt! Das ist dasselbe!“

„Das ist nie dasselbe!“

„Für eine Frau doch!“

„Ich bin keine Frau!“ Er stockte und sagte plötzlich weich: „Ich möchte aber eine!“

Sie setzte sich wieder. „Das können Sie jederzeit haben!“

„Nein“, widersprach er. „Nicht jederzeit! Übrigens habe ich noch nie geliebt! Richtig, meine ich! Aber leider habe ich keine Begabung, meine Liebe zu erklären! Zeigen und Beweisen liegt mir besser! Im Büllebuch steht: Man spreche mit Mama!“

Und nun geschah etwas, das nach späteren glaubhaften Versicherungen des Landrats nur seine Schwester Elfriede fertig bekam. Sie entschied knapp und richtig, wenn auch nach einigem Überlegen und ungewöhnlich innig und zart: „Mama ist nicht hier! Mama ist in Berlin! Also komm schon, Ludwig!“

Und da kniete er plötzlich im Schnee, und die beiden küßten sich so herzenswarm, daß die Sonne die Schneegardine beiseite schob, um nachzusehen, ob das Glück, mit dem sie der Herrgott begnadet hatte, mit den Flocken gut zur Erde gekommen war.

Am Sonntag machte Trinsenkern in Liebenböhla Besuch, zwei Wochen danach reiste er mit Elfriede nach Berlin.

Ein unerhört schöner Sternenhimmel spannte sich über Lipoldsburg. Durfte Mareika ihrem Lutz glauben, der sich allerdings auf diese Art Astronomie verstand, saß auf einem der vielen



Sterne mit baumelnden Beinchen ein Engel und rief zum nächsten Stern hinüber:

„Viel geschehen in Lippoldsburg!“

Auf dem andern lief mit Gehops der Kobold umher und lachte zurück: „Sehr viel!“

„Ist denn“, fragte der Engel, „auch was passiert?“ und errödete dabei. Er war nämlich ein Engelinchen.

Der Kobold piffte sich eins. „Passiert ist nichts!“

Engelinchen, wißbegierig, weil es ein Engelinchen war, druckste ein bißchen. „Kobold?!“

„Ja?“

„Wird noch was passieren?“

Der Kobold wölbte die Hände um das freche Mäulchen und schrie herüber:

„Mal seh'n!“

## VII.

Auf dem Goetheplatz stand ein Denkmal, bewundert, aber unbeliebt, weil es dazu beigetragen hatte, das Hotel zur Rose preußisch zu machen.

Nach einem Ausspruch des Hochseligen Vaters Albrechts I. hatte der bronzene Reiter mit dem Degen oder der Pickelhaube ein Loch in die fürstliche Privatschatulle gestoßen, die ohnehin keine Risse vertrug. Die Kosten für Standbild und Marmorsockel waren unerwartet hoch.

Hätte die nun Hochselige Durchlaucht in ihrer Unbekümmertheit um Zahlen und Rechenstifte auch die sonstigen Folgen ahnen können, würde Hochderselbe davon Abstand genommen haben, ein so kostbares Geschenk für die Stadt Lippoldsburg in Auftrag zu geben. Daß die fürstliche Kammer sich genötigt sah, das Hotel auszuschreiben, war schon an sich betrüblich. Daß es aber infolge landrätlicher Schliche an Preußen fiel, durfte im Zusammenhang mit dem Standbild als Tücke des Schicksals betrachtet werden, weil das Denkmal nicht Goethe darstellte, wie der Goetheplatz

vermuten ließ, sondern einen leibhaftigen Preußenkönig, wenn auch Wilhelm, den ersten Kaiser des bismarckischen Reichs. Dem war die Hochselige Durchlaucht von Herzen zugetan gewesen.

Seinerzeit war das Lippoldsburger Stadtparlament, obwohl sich sein Oberbürgermeister die Seele aus dem Leibe redete, nicht zu bewegen gewesen, den Goetheplatz in Kaiserplatz oder Wilhelmsplatz umzunamsen. Ja, hätte das Denkmal nur den ersten Kaiser und nicht zugleich einen Preußen dargestellt, und hätte man sich als unentwegter Lippoldsburger an der preußischen Exklave nicht unaufhörlich wund gerieben, seelisch natürlich, dann wäre über einen solchen Wandel zu reden gewesen. So aber nicht. Außerdem vermochten die Stadtväter auch beim besten Willen nicht einzusehen, warum die Lippoldsburger umlernen sollten. Ein halbes Hundert Jahre waren sie über den Goetheplatz gegangen. Weshalb sollten sie plötzlich über einen Kaiserplatz laufen?

Auch die späteren Stadtväter hatten keine Namensänderung vorgenommen, und die Lippoldsburger hatten sich inzwischen daran gewöhnt, Wilhelmsdenkmal und Goetheplatz in entsprechende Verbindung zu bringen. Allerdings fanden sich trotzdem noch aufsässige Menschen, die sich verschworen, wissenslüsternen Fremden die Auskunft zu erteilen, das Denkmal wäre eine Erinnerung an Goethes Militärzeit. Ein derartiger Rebell war Fabritz.

Gymnasialprofessor Klobbe hörte derlei Scherze nicht gern, besonders nicht in der „Rose“. War er auch kein Feind des Humors, so war er doch ein Freund der Preußen und in der „Rose“ Wissenschaftswart. Der kleine, possierliche Mann im Rauschebart war ein ernst zu nehmender Geist, und sicherlich waren die Leute, die ihn komisch fanden, leicht zu zählen. War der elegante Adrian der Germanist der Unentwegten im Ratskeller, so war der purzelige Klobbe der Germanist der Preußenfreunde in der „Rose“. Jener war der oberste Deutschlehrer und Altphilologe am Albrechtinum, dieser der oberste Deutschlehrer, Historiker und Geograph am Ratsgymnasium. Und sonderbar: alles irgendwie Bedeutsame, das an den beiden Stammtischen geäußert wurde, pflanzte sich auf den Straßen fort.

Im Ratskeller gehörten Vorträge zu den Seltenheiten. Man begnügte sich mit kleinen Exkursionen. In der „Rose“ waren sie üblich, und niemand wurde dümmert davon, weder die Sturmgelassen der Tafelrunde noch andere Gäste, die von ihren Tischen herüberlauschten.

An einem Januarsonntag, just bei Neuschnee, hatte sich Klobbe, ehe er sich zum Frühschoppen aufmachte, einen Band Goethe in die Manteltasche geschoben: Wenn es sich gab, wollte er über das Kaiserdenkmal sprechen.

Es traf sich gut. Fabritz, der auf dem Wege zur „Rose“ den Goetheplatz überqueren mußte, ließ die Äußerung fallen, das Denkmal hätte sich unkenntlich gemacht, ein Schneehäubchen auf die Pickelhaube gesetzt und Flocken in den Bart gestreut, weil es sich bei kühler Überlegung bewußt werde, daß es auf einem Goetheplatz stationiert sei. Das gleiche habe der Platz getan. Die Emailleschilder mit der Aufschrift „Goetheplatz“ wären durch Neuschnee unleserlich geworden und trügen Tarnkappchen wie der Reiter.

Da erhob sich Klobbe, zwängte sich mit eingezogenem Bäuchlein durch mehrere Stuhlreihen zu einem Kleiderständer, an dem sein Mantel hing, holte den Band Goethe aus der Tasche, schnaufte sich wieder zurück, nahm aufatmend eine Prise, schlug auf und begann:

Es wäre mit nichten so abwegig, daß ein Denkmal Wilhelms des Großen auf einem Goetheplatz errichtet werde. Sicherlich werde Bismarck, käme er einmal aus dem Sachsenwald hierher, in Andacht vor diesem Kaiser stehen, seinem Kaiser wohlgermerkt, auch auf dem Goetheplatz, denn die meisten großen Deutschen des 19. Jahrhunderts ständen auf den Schultern Goethes.

Fast hundert Jahre war es her, 1792 bei Valmy im französischen Departement Marne, da hatte Goethe nach einer preußischen Kanonade seherisch das Wort gesprochen: „Von hier und heute geht eine neue Epoche der Weltgeschichte an, und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen!“

Demgegenüber, dozierte Klobbe, hätte es nichts zu besagen, daß Goethe sechzehn Jahre später mit Napoleon zusammentraf,

dem Worte nach eingeladen, dem Sinne nach vorgeladen. Der Kaiser empfing ihn in Gegenwart von Talleyrand und Daru wie einen Kleinbürger, ließ ihn stehen und frühstückte dabei. Man müsse das in Goethes eigenen Worten hören, um alles glauben zu können, meinte Klobbe, blätterte erregt und las:

„Der Kaiser winkt mir, heranzukommen. Ich bleibe in schicklicher Entfernung vor ihm stehen. Nachdem er mich aufmerksam angeblickt, sagte er: Vous êtes un homme!“

Man könne hier, fügte Klobbe dazwischen, die Frage aufwerfen, was der Korse habe sagen wollen: Ihr seid ein Mann! oder: Ihr seid ein Mensch! oder: ein ganzer Kerl! Auf alle Fälle habe er mit diesem Ausspruch bekundet, daß ihm die Augen dieses Deutschen ins Herz gedrungen waren. Aber man solle weiterhören:

„Ich verbeuge mich. Er fragt: Wie alt seid Ihr? – Sechzig Jahre!“

„Blutet euch nicht das Herz?“ schrie Klobbe außer sich, nahm flugs eine Prise, fragte wie in der Klasse „Wo waren wir stehen geblieben?“ und fand sich wieder in seinen Vortrag.

Immerhin habe damals Napoleon ein Wort gesprochen, das nie verklingen werde. Er habe sich mit Goethe über Schicksalsdramen unterhalten und dabei gesagt: „Was will man jetzt mit dem Schicksal?! Die Politik ist das Schicksal!“

Das habe jedoch auch Goethe gewußt, und zwar von jeher, Klobbe blätterte wieder:

„Über Geschichte kann niemand urteilen, als wer an sich selbst Geschichte erlebt hat!“

Und hier das andere:

„Die gegenwärtige Welt ist nicht wert, daß wir etwas für sie tun; denn die bestehende kann im Augenblick abscheiden. Für die vergangene und künftige müssen wir arbeiten, für jene, daß wir ihr Verdienst anerkennen, für diese, daß wir ihren Wert zu erhöhen versuchen!“

Dann umriß Klobbe das deutsche Sehnen in Goethes Werken, um schließlich bis in eine Frühzeit zurückzublättern, in der Goethe den größten Preußenkönig miterlebte, den Alten Fritz.

Begeistert hat er ihn verehrt, erfüllt von der Erkenntnis, daß es Persönlichkeiten sind, die Geschichte machen. Wörtlich hat er geschrieben:

„Was ging uns Preußen an?! Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüter wirkte!“

Klobbe schlug das Buch zu und rief in hartem Groll: „Ist es heute anders? – Wir sagen noch immer: Was geht uns Preußen an?! und sind doch kein Splittervolk mehr, wie Goethe es vor sich hatte, sind wieder ein Reich unter preußischer Führung. Und doch und doch und immer noch sagen wir: Was geht uns Preußen an?!“

Im Ausklang fügte er versöhnlich hinzu: „Aber – nicht wahr? – so völlig abwegig, wie viele glauben, ist es nicht, das Kaiserdenkmal auf den Goetheplatz zu stellen!“

Er zwängte sich wieder durch die Stuhlreihen und steckte das Buch in die Manteltasche.

Als Klobbes Vortrag den Dioskuren zu Ohren kam, hatten sie eine kleine Assemblée.

So, so? Also dem Herrn Professor behagte es nicht, daß man immer noch sagte: Was geht uns Preußen an?! Wie war er zu maßregeln? Wo war er beschäftigt? Am städtischen Ratsgymnasium? Nicht am fürstlichen Albrechtinum? – Eine Tücke des Geschicks! Der jetzige Oberbürgermeister, bemerkte Gneesebeck, gefalle sich in verschwiegenen Widerständen, treibe passive Resistenz.

„Statt aktive Residenz!“ bongmohte Struck, war aber nicht zum Scherzen aufgelegt wie sonst. Man hatte die Dioskuren gekränkt. Außerdem waren mehrere diplomatische Einfädelungen neben das Ohr geraten.

„Unter uns gesagt!“

Vornehmlich der Landrat, dieser toll gewordene Apfelschimmel, hatte den Dioskuren eine Schlappe beschert, die sie arg zergrämte. Zuerst war er mit dem Beweis hervorgetreten, daß er über Seine Durchlaucht noch nicht einmal gelächelt, geschweige gelacht hatte, war dann zum Angriff übergegangen, hatte diesen Versager

Trinsenkern abgestochen, fand sich aber dann – man konnte weinen! – freundschaftlich mit ihm zusammen durch die heimtückische Einmischung des Gottes Amor, bei dem es ja nur noch fehlte, daß man auch ihm auf irgendeinem Platze ein Denkmal errichtet hätte.

Auf alle Fälle war die Niederlage der Dioskuren außergewöhnlich groß. Ihr Prestige war schmal geworden und mußte mit Opferlämmern gefüttert werden. Als ihnen gemeldet wurde, Trinsenkern habe seine Pistolenforderung zurückziehen müssen, suchten sie gelegentlich einer Spazierfahrt den Chefdirektor des fürstlichen Gestüts auf und empfahlen die Entlassung des Jockeis Overmeyer.

„Ich hätte doch“, wütete Pollux auf der Fahrt zum Gestüt, „eine bessere Beleidigung als die blöde Lache des Landrats ausfindig gemacht, hätte dieser vermaledeite Pferdehocker nicht so nachdrücklich beteuert, er könne sie beschwören!“

Nach entsprechender Unterrichtung war auch der Chefdirektor überzeugt, daß der Jockei sich schmähschuldig vergangen hätte, als er sich erdreistete, einen ehrenwerten Mann wie den Herrn Landrat – niederer Adel zwar, aber ansehnlich! – so abscheulich zu verdächtigen. Ein Kerl mit so niederer Gesinnung könne im Gestüt Seiner Durchlaucht keine Stätte mehr finden, weder als Pfleger und Knecht noch als Rennreiter. Am 1. April habe er zu verschwinden!

Nun, diese eine Genugtuung hatten die Dioskuren vorerst! Sollte dem Fürsten etwas hinterbracht werden, mußte die Hollenriedische „Tageszeitung“ eine Bemerkung einfließen lassen, verbindlich in der Form, vernichtend im Ergebnis, etwa mit der Überschrift „Üble Nachrede und gerechte Sühne“. Dann würde es dem Jockei zwar schwer fallen, im Beruf zu bleiben, aber das Leben – eh – das war nun einmal so mitleidslos.

Hätten Castor und Pollux nur auch den Trinsenkern abhalftern können! Dessen Verhalten grenzte doch an Landesverrat, wenn auch einen, der sich strafrechtlich nicht ahnden ließ. Sozusagen war durch die unselige Verlobung mit der Schwester des Landrats eine morganatische Ehe zwischen Fürstentum und Enklave

vollzogen, eine Ehe zur linken Hand, die das Prestige der Regierung, der Kammer und der unentwegten Lippoldsburger mit Amors Pfeilen durchlöchert hatte. Zum Leidwesen der Dioskuren war aber Trinsenkern nicht Offizier der Schloßwache, sondern Flügeladjutant Seiner Durchlaucht beim Regiment, und nach bisherigen Erfahrungen konnte man bei den militärischen Stellen, zumal Trinsenkern untadelig war, mit einer derartigen Beschwerde nur auf Stahl beißen. Dummerweise war auch der Neffe Strucks, der dem Landrat die Forderung überbracht hatte, für – eh – diplomatische Unternehmungen nicht zu gewinnen. Es war also schwer.

Aber das Fürstenliebchen, das mußte ausgeschirrt werden. Darüber brauchte man kein Wort zu verlieren. Wie Freifrau v. Gneesebeck ausgekundschaftet hatte, ersehnte das insgeheim auch Ihre Durchlaucht die Fürstin, wenn auch ohne greifbare Beweise für die Untreue ihres Gemahls. Aber brauchte sie die? – Karla de Debarrier war ein verteufelt schönes Weib und überdies gottbegnadet. Welche Fürstin hätte eine Frau mit solchen Vorzügen ohne Beängstigung in der Huld ihres Gemahls gewußt, auch wenn sie sich klug in der Nähe hielt wie Marietta? Man durfte also den Beistand Ihrer Durchlaucht in Rechnung stellen, sobald es darum ging, die Debarrier zu entfernen. Mindestens durfte man erwarten, nicht Hochderselben Widerstand zu finden.

„Nur verstehe ich Ihre Eile nicht, verehrter Gneesebeck!“

Seit dem Auftritt am Burgtor haßte der Minister die Debarrier aus Herzentiefe, verriet aber nichts. Seine Stimme wurde knirsch: „Die Eile verwundert Sie? Das Vaterland ist in Gefahr!“

Der Kämmerer schaukelte. „In dunkler! Trotzdem haben Sie recht. Will der regierende Fürst den Intrigen der preußischen Diplomatie gewachsen sein, muß er“ – Struck wurde glaubhaft feierlich! – „mit reiner Stirn vor seinem Volke stehen!“ Er kicherte putzig. „Ist das nicht gut gesagt? Mit reiner Stirn vor seinem Volke! Dieses erhabene Wort sollten wir dem Dr. Hildebrand in die Feder impfen!“

Der Minister schüttelte den Kopf. Der gute Albrecht – Gneesebeck sah sich um, erschrocken über diesen Ausdruck,

deckte den Mund und dämpfte die Stimme – der gute Albrecht suchte keine Abenteuer, nein, nein, nein, er liebte die Debarrier! Man hatte doch Augen! Und die Kammerdiener Ohren! Und es war eine große, bis ins Heilige ragende Liebe, die ihm trotzdem – und das war das Seltsame dabei – nicht die Liebe zu seiner Gemahlin raubte. Ein Zwiespalt, begründet in der Zweiheit seiner Persönlichkeit! – Aber war diese Zweiheit unvermeidbar? Konnte der Fürst nicht einfach Fürst sein? Mußte er absolut noch Heiner von Trent werden?

Struck schaukelte. „Und nun haben wir die Bescherung! Nun braucht jeder sein Frauchen!“

„Sie sind gehässig!“ tadelte Gneesebeck und bat seine – eh – beachtenswerten Darlegungen nicht unnötig zu unterbrechen.

Man mußte die Debarrier in das Scheinwerferlicht der Weltöffentlichkeit stellen, um ihre Unzulänglichkeit zu enthüllen, damit Heiner von Trent aus seiner Verblendung erwachte und ernüchtert gewärtig wurde, daß die Debarrier wohl ein apartes Frauenzimmer, aber als Künstlerin gängiger Durchschnitt war. Dann würde das Fieber der Begeisterung bei Hochdemselben schon auf – eh – Normaltemperatur zurücksinken.

Der Minister hatte auskundschaftet, daß die Debarrier Weltstädte wie Berlin, München, Wien vorerst umgehen wollte. Sie fühlte sich nicht reif genug. Also mußte man sie zwingen, am Ehrgeiz packen, dann zu ihrem Auftreten bezahlte Claque bestellen, zehn bis zwanzig Mann, die sie niederpiffen und Vorhang! schrien.

Gneesebeck war bereits in Berlin gewesen, hatte den lippoldsburgischen Gesandten ins Vertrauen gezogen und durch Vermittlung erreicht, daß die Debarrier noch in diesem Winter zu einem Gastspiel in der Königlichen Oper aufgefordert wurde. Das Schreiben der königlichen Intendanz war unterwegs.

Struck war verblüfft. „Mein Kompliment!“

Schon die Tatsache des Gastspiels mußte unentwegte Lippoldsburger in Aufregung versetzen. Die Debarrier tanzte in Preußen! Dahinter steckte der Enklavenlandrat! würden sie sagen. Wer diese Erklärung nicht selber fand, dem mußte die



„Tageszeitung“ sie einreden. Also war die Debarrier mit Fesseln der diplomatischen Kunst umschnürt und rettungslos verloren!

„Ausgezeichnet!“ anerkannte Struck und schwang sich aus dem Schaukelstuhl. „Das hätte ich nicht besser machen können!“

Gneesebeck war noch nicht fertig. Er, der kinderlose Papa, wie ihn Struck einmal genannt hatte, gedachte jetzt der Eltern der Debarrier. Durfte ein Mann von Welt müßig zusehen, wie Vater und Mutter um ihr Glück betrogen wurden? Aber wer waren die Eltern? Nicht schwer – eh – zu ergründen, seitdem Freiherr v. Gneesebeck die Meldepflicht eingeführt hatte! Nun durfte Struck ein bißchen staunen, und Gneesebeck durfte sich an seinen Erfolgen weiden. Das Gerücht, die Debarrier entstamme einem vornehmen Hause und sei auf Erwerb nicht angewiesen, sagte die Wahrheit; sozusagen ein Ausnahmegerücht. Sie hieß aber nicht Karla de Debarrier, sondern Renate Jens und kam aus einem Rittergut in Mecklenburg.

„Und dieses Rittergut, lieber Struck, gehört ihrem Vater Dietmar und ist so schuldenfrei, wie ich’s unsern Rittergütern aus tiefstem Gemüte wünschen möchte!“

Struck mußte sich setzen, mied aber diesmal den Schaukelstuhl und plumpste in einen Sorgensessel.

„Und bei einem solchen Manne glauben Sie mit Ihren Spitzfindigkeiten ans Ziel zu kommen?“

Gneesebeck lachte pfiffig. Sein Fahndungsdienst hatte gute Arbeit geleistet. Vater Jens, ehrenwert, gesellschaftlich prima, schimpfte daheim Brand und Mord auf seine Tochter, die Baletteuse, und fühlte sich bloßgestellt wie eine Vogelscheuche im Erbsenfeld, seitdem Renate nicht mehr über das heimische Parkett, sondern über Bühnenbretter tanzte. Aber seine Frau, die ihrer Tochter blind vertraute, hatte das Übergewicht. Nun mußte ein guter Freund gefunden werden, der dem Vater eine wohlgemeinte Warnung zukommen ließ.

„Freunde sind Freunde! Gute sind schlechte! – Kennen Sie diesen Ausspruch, Struck? Er stammt von Heiner von Trent, dem – eh – anderen Ich! Wir wollen hoffen, daß Dietmar zu denen gehört, die es nicht wissen!“

Den guten Freund hatte der Fahndungsdienst bereits auffindig gemacht, einen leibhaftigen Ökonomierat, der vor einem Vierteljahrhundert mit Jens die landwirtschaftliche Hochschule besucht hatte, einen dummgläubigen Eigenbrötler, der mühelos überzeugt werden konnte, daß er ein gottgefälliges Werk vollbringe, wenn er seinem lieben Nächsten, dem Rittergutsbesitzer Jens, ein Brieflein schreibe.

Aber in einem hatten sich die Dioskuren getäuscht: in der Macht ihres Vertrages mit dem Verlage der „Tageszeitung“. In Hollenried lernten sie einen Querkopf kennen, wie sie ihn bei ihrer bisherigen Bekanntschaft noch nicht einmal befürchtet hatten. Dieser – eh – Mann wagte doch wahrhaftig, an höherer Einsicht sowie an altbewährten Gepflogenheiten Kritik zu üben, überdies ohne gefragt zu haben, weshalb er beordert wurde. Beispielsweise glaubte er sich wundern zu müssen, daß ihn eine Stimme angerufen und sich als Vorzimmer des Herrn Ministers für innere Angelegenheiten vorgestellt habe. Darauf habe er entgegnet, das glaube er nicht. Ihm sei noch nie ein sprechendes Vorzimmer begegnet.

Auch Struck war zugegen und teilte mit, als Kammerherr sei ihm bekannt geworden, daß leider auch zu Seiner Durchlaucht das Gemunkel über einen Waffengang zwischen dem jüngsten Flügeladjutanten von Hochdemselben und jenem Landrat durchgesickert wäre. Seine Durchlaucht habe bereits den Rittmeister zur Audienz befohlen gehabt, aber glücklicherweise nur kurz gefragt, ob das Gerücht über einen Zusammenstoß mit Herrn v. Winterstetten der Wahrheit entspreche. Der Rittmeister habe bejaht und alsbald in soldatischem Schmiß mit der Gegenfrage vorgetastet, ob Seine Durchlaucht die Bekanntgabe der Gründe befehle. Darauf habe Seine Durchlaucht einen Blick auf Trinsenkerns linke Schläfe geworfen, leicht gelächelt und abschließend erwidert: „Ich bin nicht Ihr Ehrengericht, Herr Rittmeister!“

Trinsenkern habe sich ausnehmend wenig benommen. Diese Anerkennung solle ihm nicht versagt werden. Der gleiche Offizier erwarte seine Beförderung zum Major, demgemäß Wechsel des

Regiments, Verabschiedung als Adjutant und das Entschlüpfen aus weiteren Verhören durch Seine Durchlaucht, beispielsweise der peinlichen Frage: „Wie war es möglich, daß Sie sich als Adjutant des Fürsten von Lippoldsburg mit der Schwester des Landrats von Liebenböhlen verloben konnten?“

Berend Hollenried hob verblüfft den Kopf: „Ist das so?“

„Ja ja!“ hetzte Gneesebeck; und Struck, den die Überraschung Hollenrieds herrlich zu Paß kam, feuerte ins Schwarze: „Natürlich muß diese Liaison zersprengt werden! Die Trinsenkerns sind lippoldsburgisches Adelsgeschlecht und haben lippoldsburgische Pflichten! Darum wenden wir uns an Sie, hochverehrter Herr Hollenried. Wir nehmen an, es wird Ihnen eine Freude sein, endlich einmal –!“

„Nein!“ schrie Hollenried und stand.

Auch Struck sprang auf. Bedächtiger erhob sich Gneesebeck: „Aber mein hochverehrter Herr Hollenried, alles, was wir von Ihnen erbitten, ist die Aufnahme einer belanglosen Mitteilung in Ihre geschätzte Tageszeitung“. Er nahm ein Blatt vom Tisch und klemmte ein Monokel ins Auge. „Ich darf den Text vorlesen; ein außerordentlich bescheidenes, förmlich nichtssagendes Schriftstück. Überschrift: Verlobung im Hause v. Winterstetten! Text: Die unentwegten Lippoldsburger haben bisher auf dem Standpunkt verharret, zwischen Fürstentum und preußischer Exklave keinerlei Verbindung zuzulassen außer der Vereinigung des geraubten Gebietsteils mit der angestammten Heimat. Es würde zu weit gehen, wollte man auch Herzensbeziehungen diesem Gebote unterstellen. Mit dieser Auffassung glauben wir nicht allein zu stehen. Um so mehr erfreut uns die vorerst nichtöffentliche Verlobung des Rittmeisters Freiherrn von Trinsenkern mit Elfriede v. Winterstetten. Der Rittmeister ist jüngster Flügeladjutant Seiner Durchlaucht des Fürsten von Lippoldsburg, Elfriede v. Winterstetten die Schwester des Landrats von Liebenböhlen. Wir beehren uns, dem jungen Paar unsere herzlichsten Glückwünsche auszusprechen. – Das ist alles, mein lieber Herr Hollenried! Zweifellos würde Ihre Zeitung, die ja – eh – auch unsere Zeitung

ist, eine solche Notiz über jedes Brautpaar veröffentlichen, von dem man spricht!“

Hollenried stand wie ein Block. „Nicht bei geheimer Verlobung! Es ist ja geradezu unsinnig, in einer Veröffentlichung auf eine nichtöffentliche Verlobung zu verweisen!“

Gneesebeck legte die Hand ans Kinn. „Struck“, gab er zu, „dieser Mann – eh, pardon! – Herr Hollenried hat recht. Das Wort ‚vorerst nichtöffentlich‘ müssen wir streichen.“ Seine Stimme wurde beschwingt. „Das ist sogar besser! Ich danke Ihnen vielmals, hochverehrter Herr Hollenried! Man merkt sofort den Fachmann! So, ich streiche das Wort! Und nun darf ich Ihnen die Notiz überreichen?“

Hollenried verharrte in Abwehr. „Die Streichung macht die Verlobung nicht öffentlich! Aber selbst wenn es eine öffentliche wäre, darf sich eine Zeitung von Rang nicht frech in Herzensangelegenheiten mischen!“

„Auch nicht“, fuhr Struck dazwischen, „wenn es sich um eine Tänzerin handelt?“

Hollenried wich aus: „Das ist nicht erwiesen!“

„Es wird sich erweisen!“

Er warf den Kopf. „Auch dann nicht!“

„Herr“, fuhr Gneesebeck auf, „wir können doch von Amors Pfeilen nicht unser ganzes Fürstentum durchlöchern lassen!“

Hollenried atmete schwer. „Derartige Aufgaben sind von anderen Instanzen zu erledigen! Suchen Sie aber eine Zeitung dafür, müssen Sie sich an eine vom Schlage der ‚Freien Presse‘ wenden!“

„Wir werden Ihren Chefredakteur befragen!“ keuchte außer sich der Minister.

Hollenried lachte: „Der läßt sich noch nicht einmal vorladen!“

Als alter Diplomat pflegte Gneesebeck eine erfolglose Verhandlung nicht zu beenden, sondern nach vorläufigem Abschluß zu vertagen. Blieb die Situation – Gneesebeck dachte und sprach: Sitüassiong! – wie sie war, ohne am Endstück diplomatisch ge-  
refft und gekräuselt zu werden, war damit zu rechnen, daß Hollenried sich umwandte, die Tür öffnete, hinausging, sie zu-

schlag und das sprechende Vorzimmer hinter dem schallsicheren Polsterwerk der Tür in unerwünschte Verblüffung versetzte. Außerdem konnte ein derartiger Abgang nur zum Abbruch aller Beziehungen führen. Gneesebeck verfiel daher altgewohnt in ein kicherndes Räuspern und wurde der mild gestimmte Freund und Gönner:

„Mein lieber und hochverehrter Herr Hollenried, offenbar sind Sie ein Hitzkopf wie ich und mein Freund, der Herr Baron. Aber ich kenne, so darf ich vermuten, das Leben zehn Jahre länger als Sie. Ein beträchtlicher Zeitraum! Daher darf ich die heutige Sitzung in der sicherlich gemeinsamen Absicht schließen, sie zu gelegener Zeit fortzusetzen. Es wäre doch jammerschade, mein hochverehrter Herr Hollenried, wenn die angenehmen Beziehungen, die Regierung und Kammer mit Ihnen verbinden – eh, eh – abgerissen werden müßten!“

Hollenried verstand die Drohung. Ohne Aufregung erwiderte er: „Diese Beziehungen dürfen aber nicht aussehen wie die zwischen Schiffseigner und Galeerensklave! Der Vertrag ist vierteljährlich kündbar! Wie ich seit neuestem weiß, kann ich ihn jederzeit mit einer anderen Stelle abschließen!“

„Welcher?“ fragte Gneesebeck und versteckte seine Überraschung.

Hollenried verbeugte sich weltmännisch. „Die Exzellenzen wollen gestatten, daß ich den Namen der Bank als Geschäftsgeheimnis betrachte! Adieu!“

Er ging. Im Vorzimmer stieß er sich in den Mantel, stulpte den Hut auf, ruckte wie zum Schutz gegen diese Milieu genannte Welt die wildledernen Handschuhe über und stürmte hinaus in den Wintertag.

„Adieu, mein Herr!“ rief das Vorzimmer.

Hinter der Polstertür schimpfte Pollux: „Die Vierteljahrskündigung war eine Dummheit!“

Gneesebeck schleuderte den Zeigefinger: „Das Leben hat mich warten gelehrt! Warten wir also ab!“

## VIII.

In seinen Jugendjahren – „Gar nicht so lange her, lieber Struck!“ – war Gneesebeck am lippoldsburgischen Hofe Page gewesen. Nach seiner unverbrüchlichen Auffassung konnte der Mann auf andere Art nicht zum Kavalier werden; denn wer ein Ritter hatte werden wollen, war gehalten gewesen, am Hofe eines Edlen als Page zu dienen. Die erste Erziehung galt höfischen Sitten und Gebräuchen.

„Wissen Sie, weshalb, mein lieber Struck? – Jede Neuerung war ein Verstoß gegen Altbewährtes. Das haben wir Pagen noch gelernt. Sogar die Einführung von Talgkerzen an Stelle der Kienfackeln erregte Anstoß, erst recht die Matratze, als sie den Strohsack verdrängen wollte. Auf Strohsäcken schliefen in ihren Kemenaten sogar die Edelfrauen. Das haben wir Pagen alles noch gelernt!“

„Auf Strohsäcken in Kemenaten schlafen?“ blödelte Struck und verschluckte ein Lachen.

Gneesebeck wollte aufbrausen, bezwang sich aber und kicherte mühsam: „Wenn Sie schäkern, Pollux, sind Sie süß!“

„Verbindlichen Dank, Bruder Castor! Aber wie war das mit den Matratzen?“

„Wie das war?“ dehnte Gneesebeck und sah sich wieder als Page lernend über ein Buch gebeugt. „Die alten Römer hatten schon Federbetten. Sie verwandten dazu Gänsefedern aus Deutschland. Eiderdaunen aus den Polarländern konnten sie noch nicht beziehen. Aber der abgehärtete Deutsche lag auf Stroh, und mein Pagenbuch lehrte, das wäre gut gewesen. Gewissermaßen wäre die Weltmacht der Römer in Daunen untergegangen!“

„So ganz dumm“, anerkannte Struck, „scheint Ihr Pagenbuch nicht gewesen zu sein!“

Gneesebeck freute sich. „Können Sie nun verstehen, daß ich hin und wieder mit dem Gedanken spiele, ich wäre noch Page? Es ist ja noch gar nicht so lange her!“

Gneesebeck steckte in der Krawatte die Brillantnadel fester und hüstelte selbstbewußt. Er hatte sich entschlossen, am dies-

jährigen Faschingshofball als Page teilzunehmen, verriet es aber nicht.

Um das Maskengeheimnis wahren zu können, wurden die Teilnehmer gebeten, ihre Einladung zu verschweigen, und sie schwiegen tatsächlich, weil sie andernfalls in den nachfolgenden Jahren ausgeschlossen wurden.

Am hartnäckigsten schwieg der Oberzeremonienmeister Freiherr von Schnitz. Der hielt so dicht wie eine gepolsterte Tür. Er sah auch so aus. Aber in diesem Jahre hatte er Gneesebeck erfaßbar angedeutet, daß zum Faschingsball auch wer geladen war? – Die Debarrier! – Ein schwerer Verstoß gegen – eh – altherwürdiges Rittertum!

Konnte man für diese Einladung wenigstens eine Erklärung finden?

„Leider, mein lieber Schnitz!“

Das Gastspiel in der Reichshauptstadt hatte zu einem unerhörten Triumph geführt. Hätte die Debarrier ahnen können, daß ihre Berufung nach Berlin, die mit jähem Griff eine Hemmung zerriß, auf die Treibereien der Dioskuren zurückzuführen war, sie hätte sich bei ihnen bedanken müssen.

Unglaublich war es gewesen. Es hatte keinen Sinn mehr, leise darüber zu sprechen. Die Welpresse war voll davon. Wissende Kritik hatte sich zu Hymnen verstiegen. Was wären im Vergleich zu diesem begnadeten Weibe Berühmtheiten wie die zwei Vignano, die Fanny Elßler, die Maria Taglioni?

Ein durch Struck gekaufter Söldling vom Schlage des Schwachverständigen von Lippoldsburg hatte eine Besprechung hinausgegiftet: „In der Oper stellte man eine Debarrier vor. Man stelle sie wieder weg!“ Dem hatte man die Fenster eingeworfen. Entflammte Jugend hatte vor ihrem Wagen die Pferde ausgespannt, war ins Geschirr gegangen und hatte die mit Blumen und Beifall überschüttete Künstlerin zu ihrem Hotel gefahren. Vier Wochen hatte die königliche Oper ausverkaufte Häuser, und der Wucher mit Theaterkarten war unermesslich. Gerissene Unternehmer kauften die Ränge leer und veräußerten die Karten zu Riesen-

summen, durchschnittlich die gleichen Geschäftemacher, die Claqueurs ins Theater schickten.

Wer am meisten bezahlte, gewann die Claque. Als am ersten Abend Beifall emporschoß, gellten Trillerpfeifen; und Stimmen kreischten: „Aufhören! Vorhang!“

Begeisterte Menschen prügelten das Gesindel aus dem Theater hinaus und feierten nun erst recht dieses begnadete Menschenkind, das sie zu Andacht vor Wundern der Schönheit zwang.

Gneesebeck hatte es nicht miterlebt, hatte später kommen wollen, bedächtig, väterlich, wenn die ersten Besprechungen erschienen waren, hatte geplant, der Debarrier eine – eh – Kondolenzvisite zu machen und ihr zu sagen, besonders werde Seine Durchlaucht bedauern, daß ihr Auftreten in der Reichshauptstadt ohne höhere Erfolge geblieben wäre. Nun, man dürfe nie verzweifeln. Nur Geduld, wenn das kleine Herzchen auch noch so stürmisch poche!

Und da kam dieser unglückselige Struck, den er in dieser delikaten Mission nach Berlin gesandt hatte, schon nach wenigen Tagen zurück und schwärmte auch noch, jawohl, schwärmte auch noch für diese – eh – Balleteuse!

„Gneesebeck, wir haben die Debarrier am hiesigen Theater noch gar nicht richtig erlebt, haben noch nicht einmal geahnt, geschweige gewußt, was sie bedeutet; kannten sie lediglich als Primaballerina und waren nur ein einziges Mal überrascht, damals im Märchenspiel! Sie ist keine Tänzerin, die mit Tamburin und Kastagnetten klappert! Das ist ja, wenn die Augendeckel das gleiche tun, manchmal auch ganz nett und unsereinem vielleicht auch lieber! In kleinen Dingen und unter uns dürfen wir ja ehrlich sein! Aber hier stehen wir vor einem begnadeten Menschentum, das Leute von unserem Schlage einfach nicht eressen können!“

„Erlauben Sie mal!“ fuhr Gneesebeck auf.

„Bleiben Sie sitzen!“ riet Struck und ließ abweisend die Hand flattern. „Ich habe einen Anfall von Ehrlichkeit. Den sollten Sie wahrnehmen. Die Debarrier ist nicht nur die schönste, sie ist auch die beste und vornehmste Tänzerin, die je mit schönen Beinen um



diesen Erdball hüpfte; und der Erdball wird es sein, nicht etwa nur Lippoldsburg und Berlin. Ihr Zauber erschüttert die Erde, weil dieser Planet zu seinem bassen Entsetzen erst nach Jahr-milliarden an den Tänzen dieser Gottbegnadeten lernt, wie man sich drehen muß, um Eindruck zu machen. Verstehen Sie, Gneesebeck? Nicht nur so in ewigen Kreisen um die Sonne herum!“

Der Minister trippelte erregt umher, hüstelte und schnippte über sein Bärtchen. „Km! Meinen Sie, die Debarrier tanze nicht um die Sonne?“

Struck hob die Schultern. „Manchmal glaube ich's nicht mehr! Ein Trent bin ich ja nicht! Ich bin eine Kanaille! Nur habe ich den Vorzug, es zu wissen! Also ich kenne mich, kenne auch meine Begehrlichkeit, meine heimlichen Wünsche, vermessenen Träume, kurz: mich! Die blaue Blume der Romantik fehlt auf meinen Gartenbeeten. Und trotzdem, Gneesebeck, habe ich in Berlin vor der Bühne gesessen, berauscht von einem Wunder der Schönheit, auch von der Schönheit des Weibes, und habe mich gefragt: Besitzen oder knien? Und was meinen Sie, Gneesebeck? Der Kerl in meinem Innern hat mir die Antwort gegeben: Knien!“

Entgeistert sank der Minister in einen Sessel und streckte wie entseelt die Beine. Struck in Anbetung! Diese Vorstellung war so ungeheuerlich, daß Gneesebeck nur noch schluchzen konnte.

Struck begeisterte sich weiter. „Sie ist schöpferisch wie Bildhauer, Maler, Dichter, Komponisten, Baumeister, ist Begründerin einer Kulturbewegung. Hatte man, fragte in Berlin die zünftige Kritik, jemals geglaubt, man könne Walzer tanzen wie die Debarrier? Sie tanzte den Begriff, tanzte Wien, aber auch Mozart und sein Rokoko im Klingen und Sprühen des Türkischen Marsches aus der A-Dur-Sonate. Und mit Schülerinnen tanzte sie das hungernde Land, den Gang zu Gott, das ringende Volk und Schillers Lied an die Freude aus Beethovens Neunter. Es war unerhört!“

Struck wischte die Augen.

Gneesebeck mußte sich einige Tage erholen. Sein Herz machte Sprünge. „Extrasystolen!“ diagnostizierte der Sanitätsrat. „Kampf

zwischen den hemmenden und treibenden Kräften des sympathischen Nervensystems!“

„Sympathisch nennen Sie das?“ empörte sich Gneesebeck.

Nun, die Gattin pflegte ihn. Sie war so schön und hatte so zarte Hände; und fragte er sich wie Struck: Besitzen oder knien? antwortete sein Inneres: Nach Möglichkeit besitzen!

„Was nun?“ wandte er sich in der nächsten kleinen Assemblée an den Kämmerer. „Wenn sich die Debarrier nicht um die Sonne Trent bewegt, bewegt sich Trent um die Sonne Debarrier, vielleicht nur in aller Freundschaft, wie?“ Seufzend fügte er hinzu: „Ich habe viel Verständnis für platonische Liebe! Nur darf sie nicht das Land bedrohen!“

Der Kämmerer stellte sich dumm. „Inwiefern das Land? Wenn sie platonisch ist?“

Gneesebeck ließ die Finger spielen, als lege er wieder mit einer Pinzette Wiegekörner. „Mein lieber Struck, die eigene Frau empfindet die Liebe ihres Mannes zu einer anderen unter Umständen auch dann als Schimpf, wenn er platonisch liebt. Bei Ihrer Durchlaucht, der Fürstin Marietta, trifft das vermutlich zu. Also leidet die Ehe, wird brüchig, zerbröckelt oder bleibt nach außen hin zusammen wie die Verbindung zwischen Hades und Proserpina. Dann singt das Volk eben weiter: Mer hawe keine Prinze! und wir wissen doch vom Hörensagen und Seine Durchlaucht aus Erzählungen von Hochdero Hochseligem Vater, daß dieser leider ungeborene Prinz auch in der Enklavenfrage eine Rolle spielen soll. Leider verweigert Preußen die Antwort, und uns fehlen die urkundlichen Belege!“

„Also sind wir nicht platonisch!“ platzte der Kämmerer dazwischen.

„Inwiefern?“

„Nach Plato ist die wahre Welt eine Welt der Ideen; wir zwei haben keine Idee!“

„Ach, Ihre Bonmots!“ wehrte der Minister unwillig ab. „Manchmal fallen sie einem auf die Nerven!“

„Auf die sympathischen?“ stichelte Struck und fühlte, daß er diesen alten Krauter hätte beuteln können.

„Sagen Sie lieber, was werden soll!“ drängte Gneesebeck und stampfte eigensinnig mit dem Fuße. „Sie haben allen Grund! Denn stürzt das Fürstentum, stürzen Sie!“

„Und Sie!“ bleckte Struck und zeigte die Zunge.

Gneesebeck sah nicht hin, seufzte nur: „Es stimmt: Wir beide! Also was soll werden? – Das Vaterland ist in Gefahr!“ krächte er weinerlich, mäßigte sich wieder und legte dar: „Wenn wir abwägend zusammenfassen, steht doch fest: Unsere Trinsenkernpläne, von Ihnen erdacht, sind fehlgeschlagen, unsere Debarrierpläne, von mir erdacht, sind ebenfalls fehlgeschlagen. Was bleibt uns vorerst, um in der Enklavefrage den Landrat, seine Schwester und Trinsenkern zu treffen? Was bleibt uns, um die Debarrier aus Lippoldsburg zu verjagen? Bis auf weiteres habe ich nur die eine Antwort: Eine gefügige Presse! Unser Vertrag mit der ‚Tageszeitung‘ ist zu mild! Wir müssen eine schärfere Fassung verlangen und im Weigerungsfalle das Kapital kündigen!“

„Alles gut und schön!“ murrte Struck. „Aber Hollenried hat vor Ihrer Kündigung keinen Fingerhut voll Angst!“

„Er wollte die Bank nicht nennen!“ wandte Gneesebeck ein. „Vielleicht hat er keine. Wir wollen ihn noch einmal vorladen!“

„Aber die Debarrier vertreiben Sie nie!“ trumpfte Struck auf. „Ich mache nicht mehr mit!“

„Das wird sich finden!“ schrie Gneesebeck.

Trotzdem hatte einige Tage später sein Herz wieder normalen Schlag. Gesund gemacht hatte es Hollenried.

Die Dioskuren wußten nicht, was sie denken sollten, als sich Hollenried bei der nächsten Verhandlung zwar nicht gefügig, aber ungewöhnlich entgegenkommend zeigte. Wenn er auch jederzeit Kapital beschaffen könne, so liege ihm nichts ferner, als Regierung und Kammer vor den Kopf zu stoßen.

Gneesebeck warf Struck einen triumphierenden Blick zu.

„Also, bitte sehr, Herr Hollenried!“

Die Verlobung des Freiherrn v. Trinsenkern war noch immer nicht bekanntgegeben. Das Böllebuch empfahl als Zeitspanne zwischen geheim und öffentlich ein halbes Jahr, soweit nicht

besondere Umstände eine Verkürzung ratsam erscheinen ließen. Also war es immer noch möglich, die von Gneesebeck vorgeschlagene Notiz zu drucken.

Hollenried wollte Bedenkzeit.

Er ging. Im Betrieb setzte es kurz danach einen bösen Strauß. Lutz Hildebrand erklärte, wohl wäre er schon oft unter die Spötter, aber noch niemals unter die Schurken gegangen, und knallte die Tür zu. Das krachte, als wäre eine Welt zersprungen.

Verleger und Chefredakteur hatten sich immer ausgezeichnet vertragen, waren Kameraden gewesen. Von dieser Stunde an grollten sie einander, Hildebrand wegen der Zumutung, Hollenried wegen der Schurken.

Hollenried riß die Tür auf. „Wenn Sie mich zu den Schurken zählen, ist es aus zwischen uns!“

„Bei allen Teufeln“, wütete Lutz, „ich habe auch ein Mädels und habe es lieb, und da sollte einer kommen und sich öffentlich einmischen? Wissen Sie, was ich täte?“ schrie er. „Ich schlage ihn tot!“

Hollenried versuchte einzulenken. Man könne eine andere Form wählen, weniger anzüglich, geschickter. Das werde Dr. Hildebrand schon machen. Gell? Aber veröffentlicht werden müsse die Notiz. Die fürstliche Kammer habe einen Kreditvertrag mit ihm. Weigere er sich, kündige sie.

„Na, und?“ staunte Lutz. „Dann gehen Sie zur Bank! Die macht Ihnen wenigstens keine schurkischen Bedingungen!“

Hollenried sah aus, als wollte er zusammensinken. „Doktor“, gestand er tonlos. „Das war einmal! Wenn Sie sich nicht fügen, müssen wir uns trennen!“

„Luft!“

Hildebrand riß das Fenster auf, schrieb und vergaß es zu schließen.

Andern Tags hatte er einen ziehenden Schmerz in der Schulter. Aber die Humorbegabten schienen ihm diejenigen zu sein, die den richtigen Ernst hatten, und Unannehmlichkeiten erstickte er gern

in lustigen Versen, wie einst eine Zauserei mit dem Fiskus. So schrieb er über das Rheuma:

Der Geißel sieht die Geißel schwingen  
Im rauhen Trott nach Überlingen.  
Dort will man ihn als Knecht verdingen.  
Ein Regen peitscht, der Weg ist weit  
In mitleidsloser, schaurig großer,  
Erbarungsloser Ritterzeit.

Die Geißel stammt aus einer Truhe  
Des Oberbüttels in Karlsruhe.  
Der Geißel ohne Strumpf und Schuhe  
Platscht fröstelnd durch die Feuchtigkeit  
In mitleidsloser, schaurig großer,  
Erbarungsloser Ritterzeit.

Der Geißel stammt aus Baden-Baden  
Und ist mit dumpfer Wut geladen.  
Das Rheuma peinigt Knorrn und Waden.  
Doch immer noch geht's meilenweit  
In mitleidsloser, schaurig großer,  
Erbarungsloser Ritterzeit.

Noch ist das Rheuma nicht erfunden.  
Kein Name hat den Sinn gebunden;  
Und trotzdem hat es ihn geschunden.  
Es ist ein – namenloses Leid  
In mitleidsloser, schaurig großer,  
Erbarungsloser Ritterzeit.

Das Volk hatte Freude an dem Gedicht. Humor war seltenes Gewächs. Sogar die Rheumatiker schmunzelten.

Die Leser der „Tageszeitung“ liebten diese grotesken Verse, deren Verfasser außer Braut, Mutter, Verleger und ihm selber nur der Rosenstammtisch kannte, schnitten sie aus und sammelten sie. Einige hatten ein Schatullchen damit gefüllt, andere ein Heft beklebt. Ab und an wurden sie vorgelesen. Unterzeichnet waren sie mit „Apoll“.

Einmal war Hollenried von Gneesebeck befragt worden, wer er denn eigentlich wäre, dieser – eh – Göttersohn, und ob er nicht mindestens gegenüber der Aufsichtsbehörde den Deckmantel zu lüften gedenke. Hollenried hatte die Schultern gehoben und ausweichend erwidert: „Ich glaube nein!“

„Bitte, Struck, weshalb ist man Polizeiminister, und wozu verfügt man über einen Fahndungsdienst!“

Nach einigen Wochen hatten sie es heraus: In seiner studentischen Korporation hatte Lutz Hildebrand den Kameradschaftsnamen „Apoll“ geführt! Also war er der Verfasser!

Nun hatten diesmal die Dioskuren, diese – eh – anderen Göttersöhne, von ihrem Vater Zeus oder anderswoher ein Geschenk erhalten, das ihnen wie ein reifer Apfel vor die Füße rollte und, wie der auch strafrechtlich beschlagene Gneesebeck hervorhob, als Fallobst bedenkenlos verzehrt werden durfte.

Die Dioskuren waren sich im klaren, daß „Apoll“ nicht einen Augenblick an das ererbte Rheuma des Premierministers Graf Bodenstedt gedacht hatte, schon gar nicht daran, daß der Vater des Grafen aus Baden-Baden stammte, eine lippoldsburgische Komtesse ehelichte und auf deren Rittergut übersiedelte, als ihr Vater durch Weidmannstod in die ewigen Jagdgründe eingegangen war. Vermutlich war diese Herkunft dem Verfasser überhaupt nicht bekannt. Aber ihm mußte bedeutet werden, daß die Verlegung des Gedichtes in die Ritterzeit eine niederträchtige Anspielung auf dieses Rittergut war.

Unversehens erhielt die „Tageszeitung“ ein Schreiben des Ministers für Kultus und Unterricht, in dem auf die volksverhetzende Absicht jenes Apoll verwiesen wurde, der versucht habe, eine der angesehensten Persönlichkeiten des Fürstentums gewissenlos einem öffentlichen Gelächter preiszugeben. Zwar sei dieser verwerfliche Plan an der Treue der Lippoldsburger gescheitert, die Schuld des Autors aber durch den Fehlschlag nicht kleiner geworden. Das Ministerium für Kultus und Unterricht werde sich in einem ähnlichen Falle gezwungen sehen, die vaterländischen Kreise vor dem Bezug der „Tageszeitung“ zu warnen. Inzwischen hege es die Hoffnung, daß der betroffenen Persön-

lichkeit jenes schandbare, übrigens außergewöhnlich dilettantische Machwerk nicht bekanntgeworden wäre, so daß es gelingen könnte, ihr zum Wohle des Landes diese Kränkung zu ersparen.

Auch das Volk fragte sich, warum Apoll das Gedicht nach Baden verlegt hatte, fand aber die Erklärung schnell. „Das ist doch ganz einfach, Herr Plaatje! Schwingen reimt sich auf Überlingen, Schuhe auf Karlsruhe, Waden auf Baden-Baden.“

Einen Tag später erhielt der Verlag ein Schreiben des Innenministers, das in anderem Wortlaut das gleiche sagte wie die Zusage des Ministers für Kultus und Unterricht und hervorhob, daß die Empörung des lippoldsburgischen Volkes über diese Bloßstellung seines Premierministers keine Grenzen kenne.

Abermals einen Tag später wurde Hollenried in die Amtsräume des Innenministers befohlen. Jawohl, Seine Exzellenz hatten geruht, diesmal das Wort „befohlen“ zu wählen.

„Warum, Gneesebeck?“

„Lieber Struck, mein Fahndungsdienst! Hans Hollenried, der Junge, macht Sperenzchen! Vater Berend muß zahlen! Vater Berend steigt das Wasser an den Hals! Das müssen wir ausnutzen! Berend Hollenried muß gehorchen!“

Mit fanatischer Gebärde klopfte der Minister die Fingerknöchel auf die Tischplatte. Er sah den Sieg!

Es war für ihn und das Gesamtkabinett ein zweifelloser Erfolg, ein Zeitungsunternehmen an die Kandare zwingen zu können, das insgeheim eine fürstentumfeindliche Politik getrieben hatte. Denn wer die Vereinheitlichung des Deutschen Reiches anstrebte, mußte zwangsläufig den Kleinstaat bekämpfen!

Castor und Pollux waren sich bewußt, daß eine Zeitung nicht von heute auf morgen ein ganzes Land erschüttern konnte; aber mit der gleichen Sichtscharfe erkannten sie Vorzug und Gefahr der täglichen Richtungslenkung. Geschickt geschriebene Aufsätze und Entrefilets waren wirksamere Volkskost als zeitweilige Regierungserklärungen; und wenn sich eine Zeitung anschickte, einen Stamm abzusägen, auf dessen Weitererhaltung man bedacht sein mußte, durfte man nicht warten, bis sie damit fertig war.

„Man muß“, zwinkerte Struck, „ihr die Säge entwinden und eine Gießkanne in die Hand geben!“

Gneesebeck stutzte. Ein kühnes Bild!

In der Tat gelang es den Dioskuren, Lutz zu Fall zu bringen.

Auch Bodenstedt hatte geholfen. Er ließ sich nicht gern erinnern, daß er aus Baden stammte und nach den Anschauungen eingefleischter Lippoldsburger überhaupt nicht hierher gehörte. Nun hatte es dieser „Apoll“ gewagt, ihn sozusagen als Ausländer zu brandmarken!

Bodenstedt las nie Gedichte. Er sah nicht ein, warum einer in Verse brachte, was er müheloser in Prosa hätte sagen können, am zweckmäßigsten amtlich ohne Redensarten. Darum hatte der Premier auch das Zipperleingedicht nicht beachtet, und seine Gattin, die im höfischen Getuschel *Première* hieß oder auch *Chef des Chefs*, hatte es nicht auf ihn bezogen, kurz überflogen und weggelegt. Aber Struck hatte es ihm beigebracht: „Was sagen Sie zu dieser Unverschämtheit?“ Und wirklich, Bodenstedt, diese Mensch gewordene Selbstbeherrschung, ärgerte sich so herzenstief, wie es der Kämmerer auf andere Weise noch niemals zuwege gebracht hatte.

„Schonen wolltet Ihr den Premier?“ schalt er hinterher Gneesebeck und den Minister für Kultus und Unterricht und tippte an die Stirn. „Zum ersten Male ist es mir gelungen, ihn zum Verbündeten zu machen!“

Lutz war untragbar geworden.

Auf Grund der vertraglichen Kündigungsfrist mußte er mit Ablauf des Juni ausscheiden. Am liebsten wäre er keinen Tag mehr geblieben, und Hollenried wäre einverstanden gewesen, aber Lutz hielt sich für verpflichtet, noch Wache zu stehen, um die Aufnahme der Notiz über Elfriede v. Winterstetten und den Freiherrn v. Trinsenkern zu verhindern. Wenigstens in dieser Beziehung sollten sich die Dioskuren die Köpfe einrennen.

Was bezweckten sie eigentlich? Die gute Tante Breek, bei der Trinsenkern wohnte, hatte nicht viel zu beißen, hätte aber



auch sonst nicht in Herzensangelegenheiten hineingeredet. Da gab es indessen noch eine Freiin v. Hengsterfeld-Stilling, die aussah wie Cäsar im gallischen Krieg, Ehrenmitglied des Vereins unentwegter Lippoldsburger war und ihr ansehnliches Vermögen dem Rittmeister vererben wollte. Der hatte als Kind, ohne später das Gegenteil zu behaupten, mit dem Zeigefinger auf sie gedeutet und in niedlicher Bestimmtheit gesagt: „Dich mag ich!“ Sonst nämlich hatte sie niemand gemocht, und so war sie trotz ihres Wohlstandes unverehelicht geblieben. Wenn nun, rechneten die Dioskuren, diese unentwegte Lippoldsburgerin noch nicht einmal unmittelbar, sondern aus zweiter Hand und obendrein durch eine Tageszeitung von diesem Verlöbniß erfuhr, war der Boden gepflügt, auf dem die Dioskuren säen konnten. Die schon etwas wunderliche Dame mußte dem Rittmeister mit Enterbung drohen und würde das tun, wenn sie entsprechend beraten wurde.

Lutz roch den Braten. Kurz entschlossen rief er nach Liebenböhla hinüber, fragte den Landrat, wann er zu sprechen wäre, setzte sich in die Kleinbahn und fuhr ins feindliche Ausland.

Dort schilderte er Winterstetten die Schwierigkeiten Hollenrieds, das Gespinst der Dioskuren, die Pressenotiz.

Der war verschwiegen. Nur sagte er noch am gleichen Abend zu Schwester und Schwager, man solle doch endlich das Böllehalbjahr entthronen. Es gäbe, weiß der Himmel, keine schönere Zeit für eine öffentliche Verlobung als Ostern.

Elfriede schlang die Arme um Trinsenkern, küßte ihn herzlich und jubelte: „Hilf mir jauchzen! Auf die Mensur!“

Nun schied Lutz mit dem Ostersonntag aus der „Tageszeitung“ aus und war schon drauf und ran, mit einem Großstadtverlag abzuschließen, da nahm ihn sein Vater ins Gebet. Dann kamen die Mutter und die heimliche Braut und die unbändige Liebe zur Heimat und zu guter Letzt Fabritz. Der erklärte ihm, er gehöre in die lippoldsburgische Politik wie der Wein in die Flasche, müsse Abgeordneter werden und an Stelle des Kommerzienrats die Fraktion der Freikonservativen führen. Derweilen gedenke sich Fabritz mit Hollenried in Verbindung zu setzen, um nach

Möglichkeit dessen Geldnot und die politische Abhängigkeit der „Tageszeitung“ beheben zu helfen. Gelänge ihm das, müsse Lutz zurückkehren.

Der hoffte nicht auf Wunder, und weil gerade der alte Rechtsanwalt und Notar Stegemann die Augen schloß und Lutz für dessen Beruf nicht übel Lust empfand, das heimliche Bräutchen auch dringend riet, in diese Bresche einzuschlupfen, begann Lutz Hildebrand eine Rechtsanwaltspraxis.

Sie war wie ein Berg; mit Aussicht auf ein Notariat.

Den ersten größeren Auftrag erteilten die bisher vom alten Stegemann betreuten Eisenbahnsignalbauanstalten. Der Kommerzienrat hatte sich überzeugt, daß er allein Berend Hollenried nicht helfen konnte.

Lutz kam sich vor wie ein Seemann, der Landratte hat werden müssen; und schrieb er, um nicht abzusterben, politische Artikel für auswärtige Blätter, dachte er unwillkürlich an den alten abgetakelten Kapitän am Westende von Lippoldsburg, der vor seinem Häuschen einen Mast mit Rahengestänge errichtet hatte und in den Morgenstunden ächzend hinaufstieg, als wäre er noch jung und noch immer auf seinem Schiff.

Aber Lutz war jung.

Schon ehe er aus der „Tageszeitung“ ausschied, tollte der Fasching durchs Land. Der nahm noch nicht einmal auf das Prestige der Dioskuren Rücksicht. Sogar nach dem Fürsten zielte seine Narrenpritsche. Aber während dieser über Späße vergnüglich hinwegsah und manchmal belustigt lachte, witterten die Höflinge der Kamarilla überall Kränkungen einer Staatshoheit, die sie mit ihrer eigenen Person verwechselten. Hatte im einstigen Frankreich der Sonnenkönig erklärt: „Der Staat bin ich!“ raunte sich die Kamarilla zu: „Der Staat sind wir!“

Vornehmlich Gneesebeck fiel auf seinem ewigen Ausguck nach staatspolitischem Unrat von einer Entrüstung in die andere. Oder war es nicht empörend, daß man den Prinzen Karneval

einen Prinzen nannte? – Ja, das außer Rand und Band geratene Volk sang auch noch:

Kresse, Bohne, Linse!  
Jetzt hawe mer en Prinze!

Gneesebeck war peinlich überrascht, daß ihm Seine Durchlaucht jedes Einschreiten gegen sothanen Unfug untersagten. Überdies geruhten Durchlaucht, diesen Auswuchs rebellierender Laune einen reizenden Scherz zu nennen.

Wie sollte Gneesebeck unter solchen Umständen fröhliche Fastnacht feiern?

Am Rosenstammtisch erläuterte Professor Klobbe, nach ihrer Herkunft habe diese Nacht mit dem Fasten nichts gemein. Sie habe im Altdeutschen noch Fasenacht geheißen, und das bedeute, wie der Fastnachtsrummel noch heute erkennen lasse, eine Nacht des Faselns, des Freudentaumels vor dem Einzug des Frühlings.

Auch am Hofe war man ausgelassen, aber das Recht des Duzens und Küssens war verpönt, auch wenn eine Maske den Gemahl erkannte. Es konnte ja – furchtbar, es auszudenken! – ein Irrtum unterlaufen! Dann hätte ein Mann – hier verbesserte der Oberzeremonienmeister: Kavalier! – die Gattin eines andern geküßt! Man war doch nicht „Ressource“ oder „Harmonie“!

Einmal hatte der Fürst angeregt, die Fastnacht wie das Volk zu feiern, hatte aber keine Gegenliebe gefunden. Seine Kammerherren und bei der Fürstin die Hofdamen – nicht Kammerfrauen! Das waren die weiblichen Kammerdiener! – hatten eindringlich abgeraten, und Fürstin Marietta stand zum Leidwesen Albrechts auf deren Seite, weil auch die anderen Höfe streng die alten Bräuche wahrten. Ihr Seelchen war manchmal wie ein Pagenbuch.

„Also keinen Kuß in der Fasenacht?“ lächelte er nachsichtig.

„Wir wollen die Tradition ehren!“ sagte sie warm.

„Ich kenne Ehepaare, die sich gezwungen sehen, zur Fastnacht treu zu sein!“ versetzte er heiter.

„Na, also!“ rief sie und klatschte in die Hände. „Endlich einmal!“

Er umfing und küßte Marietta. Sie fühlte, er hatte sie lieb.

Nun freute sie sich erst recht, daß nicht der Fürst, sondern sie selber die Einladung der Debarrier veranlaßt hatte, wenn auch nur, um als heimliche Pierette beobachten zu können, wie sich ihr Gemahl und diese von ihr bewunderte und gehaßte Tänzerin in einer Fasnacht verhalten würden.

Ehepaare kamen getrennt zum Ball und wußten gegenseitig nichts von ihren Masken; auch nicht Marietta und Albrecht. Aber diesmal hatte die Fürstin ausgekundschaftet, daß ihr Gemahl als Pierrot ging. Flugs wählte sie die Maske der Pierrette.

Sie hoffte die Debarrier zu erkennen. Welches Weib schritt wie die?!

So rechnete auch der Fürst.

So rechnete auch Freiherr v. Struck, dessen kugelrunde Gemahlin, unverkennbar, soeben in den Saal wogte. Mon dieu, als Carmen!

Durch das andere Portal schritt fast gleichzeitig die Debarrier, schlicht und klug als Domino. Der Mantel verhüllte Gestalt und Gang.

Trotzdem hatten sie drei erkannt, Fürst, Fürstin und Struck. Pagen mit Gesichtsmasken bedienten.

Der Fürst begegnete der Debarrier an einer Bar, ließ zwei Kristallkelche mit Champagner füllen und bat sie, den seinen zu kredenzen. Sie nickte Gewährung, führte ihn flüchtig an die Lippen und gab ihn zurück. Unwillkürlich blieben sie stehen, den Kelch in der Hand, Schaumkronen auf dem perlenden Saft. Sie stießen an.

„Auf du und du!“ sagte der Fürst. Die Kelche hatten guten Klang.

Renates Lachen läutete hinein. „Beim Hofball ist das Duzen untersagt!“

„Fürstliche Macht!“ lachte er zurück. „Verbot verboten!“ und flüsterte: „Darf ein Fürst dich lieben?“

Ihre Blicke lohten durch die Maske. „Er darf! Ich liebe ihn ja auch!“

„Darf er auch betteln?“ drängte er.

Sie verwies ihn. „Du trägst eine Krone! Du darfst kein Bettler sein!“

Seine Sehnsucht lohte. „Auch du trägst eine Krone! Ungebunden kannst du mit deinem Leben machen, was du willst!“

Sie nickte bedacht. „Aber nicht mit dem Leben deiner Frau!“

Wie ein Kamerad reichte sie ihm die Hand, stellte das Glas beiseite und verließ ihn.

Eine weibliche Maske erreichte sie. „Hätten Sie geahnt, schöner Domino, wer Ihnen Champagner reichte, Sie hätten seinen Liebesschwüren besser Gehör geschenkt!“

Die Maske vergaß das hauchsame Flüstern. Renate erkannte Marietta.

„Es waren keine Liebesschwüre, Pierette! Warum sollte ich müßigem Geplausch noch länger zuhören!“

Marietta fühlte ihr Herz hämmern. „Was redete er?“ forschte sie erregt.

Renate schürzte die Lippen. „Er sprach vom Leben!“

„Oh, wie ermüdend!“ schalt Marietta. „Erleben wäre besser gewesen!“

Renate lachte zustimmend. „Nicht wahr? Dann hätte ich ihn gewiß nicht verlassen! Erleben wollen auch Sie, Pierette!“

Fast hätte Marietta mit dem Fuße gestampft und geschrien: „Ich nicht! Du!“ Nur ein Zucken durchrann ihren Leib.

Grüßend neigte die Debarrier das Haupt und ging.

„Sie verabschiedet mich wie eine Königin!“ durchfuhr es die Fürstin. Sie schäumte vor Empörung, bezähmte sich aber. „Dumme Marietta! Sie hätte sich anders benommen, wüßte sie, wer du bist!“

Ihre Augen suchten den Fürsten. Drollig, er unterhielt sich mit Ihrer Korpulenz, der Freifrau v. Struck. Marietta kicherte vergnügt. Wie war die nur auf den Gedanken gekommen, als Carmen zu erscheinen? Ein Schalk plagte Marietta. In einem Nebenraum fand sie den Oberzeremonienmeister. „Ich bin die Fürstin“, raunte sie ihm zu. „Die Musik soll Carmen spielen!“

Sie war von Herzen froh. Albrecht hatte vom Leben gesprochen!

Inzwischen verlor sie die Debarrier aus den Augen. Renate wurde von einem Domino zum Tanz gebeten. Im Wiegen und Gleiten flüsterte er: „Domino will zu Domino!“ und tanzte entzückt. Nie hatte sich eine Frau im schnellen Walzer so berückend führen lassen. Man merkte auf. Bald tanzten sie allein. Die Hofgesellschaft sah zu. Wie oft feierte er Triumphe. Hatte er sich auch klug ver mummt, sogar den verräterischen Spitzbart unter der Gesichtsmaske versteckt, sein Tanzen verriet ihn. Als er ermattete, verriet sich für manche auch die Debarrier.

Zurufe! Händeklatschen! Zweimal Domino! Die müßten beisammen bleiben! Die dicke Struck sollte sich mit der Polstertür trösten! Da begann die Musik ein Potpourri aus „Carmen“: Auf in den Kampf, Torero!

Eine betörende Angriffsmelodie für Struck, als er nach diesem schönen Tanz in einem Empirezimmer mit der Debarrier zusammensaß, während die Masken im Saal aufgemuntert zum Tanze drängten. „Auf in den Kampf!“ wurde Leitmotiv. Man hatte den Scherz verstanden. „Da capo das Torerolied!“ Niemand betrat die Nebenräume.

Soviel Zufallsglück hatte sich Struck nicht träumen lassen, sonst hätte er nicht vor dem Ball eine Flasche Champagner getrunken. Er war an Sekt gewöhnt, aber heute kamen die Glut des Tanzes und der unerhörte Rausch dazu, der von diesem Weibe ausging. Seine Seele taumelte und lallte ihm das Motiv zu, das die Musik im Saal seiner Frau entgegenschäkerte. Hätte er erfaßt, warum man Carmen spielte, er wäre nüchtern geworden. Trunken war er, aber nicht von Tanz und Wein, trunken vor Leidenschaft. Stürmisch heischte er einen Kuß.

Renate fächelte ihm Kühlung zu: „Küssen ist verboten, Domino!“

Er tastete nach ihren Händen. „Wir sind allein!“

Sie entzog sich ihm. „Baron, ich weiß, wer Sie sind! Machen Sie keine Dummheiten! Reichen Sie mir den Arm! Wir wollen in den Saal zurück!“

Er war vernarrt, von unbekümmerter Unvernunft mit der Pritsche geschlagen. Durch tausend Teufel verhext, sprang er

auf, riß die Maske vom Gesicht, grub heißblütig den Kopf in die Ellenbeuge der Debarrier und preßte die Lippen auf ihren Arm.

Sie befreite sich wendig und stieß ihn zurück: „Ich bin kein Wild, das Menschen Ihres Schlages erlegen, Baron!“

Die Demütigung machte ihn rasend. Er fauchte wie ein Tier. „Nein“, zischte er in sinnloser Wut, „nur Wildbret für Gekrönte!“

Ehe er sich's versah, schlug sie ihm den Fächer ins Gesicht.

„Pardon!“ stammelte er. „Ich war außer mir! Sie dürfen mir diese Flegelei nicht nachtragen!“ Scheu huschte sein Blick durch den Raum. Glück im Unglück! Auch jetzt allein!

„Kein Aufsehen!“ befahl Renate und zwang sich zur Ruhe. „Sie nehmen Platz, bedecken Ihr Gesicht! Dann führen Sie mich in den Saal!“

Bebend trank sie ihr Glas leer.

Ein Page trat herein. „Darf ich nachschenken?“

„Danke, nein!“

Struck schaute nicht hin. Als sie aufbrachen, erkannte sie, daß ihr aus den Augenhöhlen seiner Maske lodernder Haß entgegenschlug.

## IX.

Der Winter zerbrach. Sturzbäche schossen zu Tal. Flüsse und Ströme schwollen. Erwachend dehnte sich die Erde. In Sträucher und Bäume stieg Saft. Unter Nadelholz roch es nach Tannenrieben. Seidelbast blühte. Hasel, Erle, Weide und Silberpappel setzten Kätzchen an. Auch die wirklichen Kätzchen regten sich. Und die Kammerkätzchen! wisperte Struck Freifrau v. Gneesebeck ins Ohr.

Jurkend strichen die Waldschnepfen. Die Enten hielten ihr Gelege. Die Häsinnen setzten. Die Rebhühner paarten. Die Hähne balzten. Rufe durchhallten die Welt, voran der Schrei:

Kiwitt!

Am frühesten waren die Kiebitze heimgekehrt, Regenpfeifer wie die Waldschnepfen, aber Bewohner des Moors und der Wiesen

um Teich und See, wunderschöne Gesellen in kecken Federhauben. Die Lebenslust flackerte im Gewirbel ihres wendigen Flugs. Gaukeln konnten sie wie die Schmetterlinge, gleiten wie die Schwalben, pfeilen wie die Sperber.

Ein Weilchen später schwirrten die Stare und die Feldlerchen ins Heimatgelände, hörten aber bereits vom Walde den Kuckuck rufen.

Professor Prutz hörte ihn am Sonntagmittag zwölfmal, aber nicht im Wald, sondern unmittelbar über dem Rosenstammtisch. Es war ein Uhrenkuckuck mit schreiendem Blasebalg, aber diesmal ein Unglücksvogel. Hätte er den Schnabel gehalten, wäre Chrysostomus Prutz nicht auf den Gedanken gekommen, sich in einem Stammtischvortrag über Kuckuck und Kiebitz zu äußern, und der Kiebitzruf „Kiwitt!“, der von da an zum pfeilspitzen Rüffel der Lippoldsburger bei Seitensprüngen von Kuckucksnaturen wurde, hätte nicht ein politisches Erdbeben zur Folge gehabt. Das Staatsgefüge zitterte, das Haus, das Dach, der First.

„Nein, Herr Knüppe, der First!“

„Ach so!“

„Ja, wie gesagt, der Kuckuck ruft!“ hatte Prutz begonnen und die Zahl der Rosengäste überflogen. Der kreisrunde Stammtisch für zwanzig Personen, ein anderer Kerl als das winzige Ding da drüben im Ratskeller, war voll besetzt, und die anderen Tische waren nicht leer. Da lohnte sich ein Vortrag.

Ja, wie gesagt, man rede so gern vom Kuckuck, liebe ihn fast, lasse sich die Zahl der Lebensjahre weissagen oder wie lange die Maid noch auf den Freier warten müsse, klopfe bei jedem Kuckucksruf auf die Tasche, um das Barvermögen zu vergrößern, denke aber selten daran, daß dieser dreiste Brutschmarotzer, der seine Eier in fremde Nester lege, eine Vielehe treibe, die – ja, wie gesagt! – das erträgliche Maß weit überspringe. In der absonderlichen Zuneigung zu diesem Vogel lege der Mensch noch nicht einmal Wert darauf, zu wissen, daß infolge ihres hemmungslosen Trieblebens die Kuckucksmännchen auch untereinander so ungesellig wären, daß im Vergleich zu ihnen balzende Hähne als Immerhinkameraden bezeichnet werden könnten.



Ja, wie gesagt: im Charakter so ähnlich wie der Wiedehopf im Odeur!

Dagegen der Kiebitz! Die Absonderlichkeit, daß man unliebsame Besserwisser beim Kartenspiel Kiebitze nenne, wäre eine Beleidigung für den Vogel. Der gucke keineswegs zu, meide vielmehr die Menschen, führe jedoch im Gegensatz zu dem sittlich verlotterten Kuckuck eine Musterehe, die man leider bei Menschen nicht immer antreffe, weil manche Paare wie die Kuckucke lebten. Was solle man dazu sagen?

„Kuckuck!“ rief die Uhr. Es war halb eins.

„Nein!“ rief ein frohgemuter Lippoldsburger vom Nachbartisch herüber. „Kiwitt! soll man sagen, wenn man einen Kuckuck zur Ordnung ruft!“ –

„Und so kam es, Herr Sparkassenrendant! Dieser Vorschlag ging wie ein Dauerlauf durch Lippoldsburg, und nach einigen Wochen rief man überall Kiwitt!, wollte man einem Kuckuck zu verstehen geben, er müsse sich der sittlichen Lebensführung der Kiebitze zuwenden!“ –

An jenem Sonntag hatte Professor Prutz aber nicht nur Kuckucke und Kiebitze besprochen. Er hatte an den Ausgang seines Vortrags einen Willkommensgruß an die Schwalben gesetzt.

„Sie kommen! Wie schwatzen sie lieb in den Frühling hinein! Voran die Rauchschalbe, edelste Sippe, die Flügel schmal und lang, das kecke Schwänzchen tief gegabelt, Oberteile und Gürtel blauschwarz, Kehle und Stirn kastanienbraun. Ein Weilchen danach die Mehlschalbe, das Gabelschwänzchen mit kürzerem Einschnitt und vom Brüstchen bis zum Bürzel weiß. Nun erst ist Frühling!

Die Rauchschalbe ist die Bauernschwalbe, die Mehlschalbe die Stadtschalbe. Beide haben sich dem Menschen zugesellt, sind seine Freunde und sollen es bleiben.

Aber da purzelt noch ein Rabauz durch die Luft, sieht aus wie eine Doppelsichel und schlägt die Flügel schier wie die Fledermäuse. Turmschalbe nennt ihn das Volk, auch Mauerschwalbe, tut ihm aber damit zuviel Ehre an, diesem *Cypselus apus*, der

nichts weiter ist als ein verkrachter Abkömmling des Kolibri und Fetzen fremder Nestwerke in irgendeine Mauerspalte schleppt, weil er zu unstet ist, um auf ehrliche Vogelart ein Nest zu bauen. Ja, wie gesagt, liebt mit mir Rauchschalbe und Mehlschalbe, aber laßt mich in Frieden mit dem Cypselus apus!“

Prutz hätte nicht ein Wissenschaftler sein müssen, wäre ihm nach Beendigung des Vortrags nicht etwas eingefallen, das nachzutragen blieb.

„Noch eins: Die Rauchschalbe der Bauern läßt ihr Nest offen, die Mehlschalbe der Städter baut es bis auf eine kleine Öffnung zu, fliegt aber so gewandt hindurch, daß sie es mit keinem Federchen streift!“

„Kuckuck!“ Es schlug eins. Aber es hatte geklungen wie „Gut Glück!“ Vor dem Hotel nämlich, am Vorbau über dem Eingang, trug sich sonderbar Liebliches zu. Da stand in großen blauen Glasbuchstaben, die nachts elektrisch erleuchtet wurden, der Name des Hotels „Zur Rose“, und jeder Buchstabe war an einem Weißblechgehäuse in den Vorbausims eingelassen, das „O“ in folge seiner Form an einer Röhre. In diesen fülligen Hohlraum flog ein Mehlschalbenpärchen, prüfte die Sicherheit des Standorts gegen Katz, Ratz und Spatz, stritt sich ein Weilchen, weil das Männchen anderer Meinung war als das Weibchen und das Weibchen anderer als das Männchen, vertrug sich wieder und kuschelte sich in schöner Eintracht aneinander, beglückt durch den gemeinsamen Vorsatz, diese Luxuswohnung zu behalten, häuslich einzurichten und nur im Winterhalbjahr zu räumen.

Es war ein außergewöhnlich komfortables Schwalbennest mit Heizung, elektrischem Licht und fließendem Wasser.

„Ha!“ rief eines Tages ein eingefleischter Lippoldsburger, als er so dicht über der Erde den Unterschlupf gewahrte, „Preußische Schwalben! Schwarzweiß! Und wo wohnen sie? Natürlich in der ‚Rose‘!“

Manchmal überflogen die Rauchschalben auch die Stadt. Aus ihrem Gezwitscher hörte das Volk „Wieb, wittu mit?“ rufen,

eine werbende Frage des Mannes an die geliebte Frau: „Weib, willst du mit?“

Als die ersten Schwärme gesichtet wurden, erstieg Fürst Albrecht den Bergfried.

Meilen über der Erde rauschten die befiederten Gäste heran, bis sie im Gleitflug herabstießen, um in Stallung, Flett oder Scheuer das alte Nest zu suchen.

Es war, als blinkten die verwitterten Mauern der alten Feste nun fröhlicher in den Tag hinein. Auch Palast und Kemenate, Vorrathshäuser und Rüstkammern verjüngten sich. Nur das Verlies, wunderbar nahe dem Burgwinkel und der Linde am Brunnen, lauerte in alter Verbissenheit.

Die neueren Bauwerke hatte eine Zeitenwende in Außen- gelände gestellt. Die Renaissance hatte sie mit Gärten umfriedet, das Barock die Landschaft in das Blickfeld einbezogen. Barock war noch immer der Park aus Baumriesen, Bosketts und Alleen, die Schloßgärten dagegen zierliches Rokoko, das bis in Jahre hinaufgereicht hatte, in denen der Hohenfriedberger Marsch von Holzbläsern gespielt wurde. So wunderselig arm an Lärm war damals die Zeit gewesen, selbst wenn ein Krieg das Land zerwühlte. Lusthäuschen und Pagoden, Fischteiche und Bambusbrücken zierten die Gärten wie die Chinoiserien aus Porzellan die Teestuben.

Dem Fürsten war zumute, als wäre hier ein Zeitalter stehen geblieben und wehre sich gegen das Stampfen der Maschinen und die vorwärtsdrängende Zeit.

Als er den Bergfried verlassen hatte und einsam Burg und Schloß durchwanderte, wußte er plötzlich: an allen Fürstenhöfen stand die Zeit so unbeweglich still!

In der Bildergalerie waren Sammlungen gehäuft wie ziellos gehortetes Gold, in anderen Sälen Plastiken, Schnitzereien, Gobelins, Porzellan. Trotzdem hatte aus Scheu vor einer Änderung des Althergebrachten keine Hand hineingegriffen, um die kostspieligen Gewohnheiten seines Vaters auf andere Art zu begleichen als durch Kahlschlag in den Forsten und die Preußenfahne auf dem Hotel zur Rose.

Ihn fröstelte in den öden Räumen und ihrem Wust von Wert und Tand. Er flüchtete in den Marstall, ließ den Lieblingsrappen satteln und ritt ins Land, niemanden an der Seite als einen Reitknecht. Er wußte, ein derartiger Verstoß gegen das höfische Reglement konnte seinen putzigen Oberzeremonienmeister in Abgründe schlafloser Nächte stürzen.

Unterwegs fiel im Trinsenkern ein. Sie waren lange nicht miteinander ausgeritten.

Schön war das, allein zu traben, nur diesen braven Burschen zur Linken, der in seiner unhöfischen Geradheit ihm wahrscheinlich mehr Verehrung entgegenbrachte als die Hofschranzen in ihren Reverenzen.

„Wie heißt Er eigentlich?“

„Overmeyer, Durchlaucht!“

„Richtig! Er ist doch Jockei?“

„Sehr wohl, Durchlaucht!“

„Im Forsthaus Annen kann Er Kaffee mit mir trinken! An meinem Tisch! Ich liebe das!“

Beim Kaffee fragte er ihn aus.

Overmeyer nahm sich ein Herz und gestand, sein Dienst sei ihm gekündigt, berichtete auch, warum.

Albrecht ärgerte sich. Immer wieder diese vermaledeiten Eigenmächtigkeiten herrschgieriger Höflinge! Er hätte sie zermalmen können.

Unweit ging eine Mühle. Auch die zerkrümelte nicht das ganze Mahlgut auf einmal.

„Er wird bleiben, Overmeyer!“ entschied er.

Der schlug strahlend die Hacken zusammen und dachte an Minna Busch. Die sehnte sich nach Lippoldsburg und er nach ihr.

Auf dem Heimweg ritt Albrecht allein. Schwalben waren über ihm.

„Wieb, wittu mit?“

„Fliegt zur Debarrier! Fragt sie, ob sie mit will, wenn ich diesen Plunder zusammentrete, um ich zu sein!“

In Berlin war Karla de Debarrier mit ihrer Mutter zusammengetroffen.

Vier Jahre war es her, da hatte ihr der Vater beim Abschied zugerufen, für Tingeltangel wäre im anständigen Boltenhagen kein Platz.

Nun kam da plötzlich die eigene Frau aus Berlin zurück und brachte Zeitungen mit, die sich vor der Kunst seiner Tochter verbeugten wie die Hindus vor Brahma. Ein Erlebnis der gesamten Kulturwelt sollte Renate sein? Als Familienschande konnte das füglich nicht gewertet werden. Mithin Verzeihung am treuen Vaterherzen bei Heimkehr nicht ausgeschlossen!

Da schlich sich der Brief des guten Freundes aus Lippoldsburg ins Haus.

„Mein lieber, alter Jens!“

Nach vielen Jahren des Schweigens, erklärlich aus angespannter Arbeit, falle es dem Ökonomierat bei allem, was ihm heilig wäre, nicht leicht, eine Freundschaftstat zu vollbringen, die weniger aufrichtige Menschen entrüstet von sich weisen würden. Es handele sich um die Beziehungen der sogenannten Debarrier zur höchstgestellten Persönlichkeit im Fürstentum Lippoldsburg. Bewiesen wäre natürlich nichts. Man munkelte nur und nenne Renate die dunkle Gefahr. Um Schlimmeres zu verhüten, wäre es angebracht, das Kind nach Hause zu rufen und so schnell wie möglich zu verhehlichen.

Also, wie Dietmar befürchtet hatte! Das Mädchel fegte in der Welt herum und blamierte drauflos, daß die Boltenhagener die Platze kriegten!

Er schwor sich, lieber als quorksende Unke in dreckiger Suhle zu hocken, als sich mit der verschlammten Seele dieser Balletteuse zu befassen. Das Fürstenliebchen sollte um des Himmels willen nicht riskieren, nach Boltenhagen zu kommen! Er würde sie bei den Zöpfen fassen und die Freitreppe hinunterkeilen! Ein Dusel im Pech, daß er noch drei Söhne hätte! Sonst wäre er nur zum Unheil in die Welt geraten!

„Pfui Deiwel!“

Er knallte die Tür zu. Ausrennen mußte er sich!

Karla ließ ihn. Erst nach seiner Rückkehr erteilte sie eine Lektion: „Mach dich nicht schlechter als du bist! Schreib lieber dem Ökonomierat, er solle den Zweifel klären, ob er ein Schuft oder ein alberner Dummkopf sei!“

„Der Mann ist ein Ehrenmann!“ schrie Dietmar.

„Also kein Schuft!“ folgerte ohne Aufregung seine Frau.

Renate unterhielt sich in ihrem Wintergarten mit den Blumen auf den Fensterbänken, fühlte sich aber schauerlich einsam. Immerhin mußten zwei Alpenveilchen getröstet werden, weil sie verblühten und Primeln an ihre Stelle kamen. Zwar wären sie im nächsten Jahre schwer zum Knospen zu bringen, aber es wäre doch im letzten geglückt. Sie hätten wohl ganz vergessen, daß sie auch damals die Köpfchen hängen ließen. Trotzdem wären sie im November so herrlich aufgeblüht, daß die Eisblumen an den Fensterscheiben eifersüchtig wurden.

Die Hortensie mußte ermuntert werden. Schon im Mai sollte sie in Blüten stehen und hatte noch immer kein Selbstvertrauen.

Die Blumenstöcke, aber auch die schlichten Farne und der langwüchsige Asparagus, die mit ihrer Schönheit in die Bresche sprangen, sobald die Prunkstücke versagten, waren Renates Freude und schienen ihr als Hüter eines heimlichen Frühlings hinter winterlichen Fensterscheiben ihrer Sorgfalt wert.

Das Schwalbenlied fiel ihr ein: Was die Schwalbe sang, die den Herbst und Frühling bringt, ob das Dorf entlang das jetzt noch klingt?

Renate zerquälte sich in plötzlicher Sehnsucht nach ihrem Heimatdorf, aber auch nach einem Dorf auf der Insel Halligenhoog, wo der Bruder ihres Vaters gelebt hatte, ein seltener Mann, vor dem allerdings die einfältigen Halligenhooger erst den Hut zogen, als er bestattet wurde. Anders hatte er's nicht erwartet. Die Welt, vor der er geflohen war, hatte sich ähnlich verhalten. Diesen eigenen Menschen hatte ihr Vater so wenig verstanden, wie er seine Tochter verstehen konnte, und hatte sich, als Renate zur Bühne drängte, den Kopf zergrübelt, wo in aller Welt in seinem kerngesunden Stamme diese Krankheitserscheinungen herkamen.

Da war man doch verführt, mit dem Knüttel dazwischenzuschlagen!

Dietmar hatte seinen Bruder nie besucht. Frau Karla war zweimal bei ihm gewesen, beide Male mit Renate, wahrscheinlich, wie Dietmar in heimlichem Groll vermutet hatte, um sich ihretwegen beraten zu lassen. Beim ersten Male war Renate sieben Jahre alt gewesen, beim zweiten neun oder zehn Jahre älter, und beide Male war ihr der Sohn eines Großbauern Hegenrodt so eng begegnet, als hätte ihn das Schicksal hinbestellt.

Der Siebenjährigen hatte der eigenwillige Junge ein goldenes Armband aufgezwungen, danach sie zehn Jahre aus den Augen verloren, trotzdem auf der Düne von weither wiedererkannt und schier befehlerisch gesagt, was sie einst als Kind, ohne zu wissen, welche Glut aus diesem Liede schwele, auf dieser Düne gesungen hätte, bestimme sein Leben und ihres dazu: Dat du min Leewsten büst, dat du wull weest! Nie mehr komme sie von ihm los. Das goldene Band fessele sie an ihn, auch wenn sie es vom Arme streife.

Das Kind Renate hatte den Knaben scheu verlassen, das junge Mädchen den Mann geliebt. Aber sie hatte sich auch gefürchtet. Vielleicht war es die Furcht vor unbekanntem Wundern gewesen, vielleicht nur vor dem Wunder der Liebe.

Das niederdeutsche Liedchen, das sie als Kind auf der Düne gesungen hatte, ohne zu ahnen, was es besagte, sprach so: Kumm bi de Nacht, kumm bi de Nacht, segg wo du heest!

„Ich heiße Erik Hegenrodt!“

„Ich heiße Renate Jens!“ hatte schon das Kind gestammelt.

Ihre Gedanken umflogen plötzlich auch den Wandspiegel ihres Jungmädchenzimmers im Elternhause. Der hatte sie werden sehen, bis sie es verließ.

Sie beschloß, in die Heimat zu fahren. Als eine vom Leben Besiegte kam sie nicht, brauchte nicht mit dem Schwalbenlied zu singen: Als ich Abschied nahm, waren Kisten und Kasten schwer! Als ich wiederkam, war alles leer!

Der Gutskutscher Jochen Molkenthin mit seinen treuen Augen und den Kerben unerschütterlicher Redlichkeit um den Mund,

wartete am Bahnhof Grevesmühlen vor einer roten Kalesche, den braunen Wallach Peter an der Deichsel.

Seine Lippen, schmal und herb, die zu allen Lebenslagen „Tschä!“ sagten, was soviel bedeutete wie Ja mit Achselzucken, waren sorgenvoll verkniffen. Nämlich – tschä! – da hatte der Grevesmühlener Landbriefträger Kaselick in Boltenhagen ein Telegramm bestellt, das die Ankunft der gnädigen Fräulein Renate meldete, die Jochen Molkenthin so heilig tief verehrte, daß er sich für sie – wie drückte er das am besten aus? – durch die Häckselmaschine hätte drehen lassen. Aber das Telegramm hatte die Adressaten, wie die gnädige Frau sagte, viel zu spät erreicht, und Molkenthin hatte sich sputen müssen.

Sicher war Kaselick schuld. Den nannten die Leute Expreß, weil er einen Bauch hinter den Rockknöpfen schleppte, dem alle Kundigen ansahen, daß in jedem Dorfkrug, an dem Kaselicks Amtsweg vorüberführte, als Angebinde des Dorfwirts ein Braunbier hineinflöß, begleitet von einem Kümmel, Köhm genannt.

Tschä, sann Jochen Molkenthin, weite Wege macht niemand gern allein, auch das Bier nicht. Ein Köhm muß dabei sein.

Aber – tschä! – da war noch etwas, das seinen Mund in sorgenreiche Falten legte: der gnädige Herr, der Herr Hauptmann, wie sie ihn nannten, weil er Hauptmann der Reserve war, der hatte, als er das Telegramm las, geknurrte – geknurrte, segg ick di, oll Wallach Peter! – wie ein bissiger Hofhund, der noch nicht mit Bestimmtheit weiß, ob er den Ankömmling unter Freudengebell begrüßen oder mit gefletschten Zähnen anfallen soll.

„Die?“ Der Herr Hauptmann hatte eine Büchse gelangt und der gnädigen Frau zugeschnoben, er gehe einen Wildtauber schießen, den Auerhahn des kleinen Mannes – haha! – vielleicht auch eine Krähe, einen Habicht, einen Sperber, eine Rohrweihe, Raubzeug wie der Fürst von Lippoldsburg! Und nach Möglichkeit wolle er noch im knospenden Frühlingwald eine Schnepfe erlegen und sich eine Feder von ihr an den Hut stecken.

Doppelflinte oder Drilling? Am besten den Drilling! Drei wären es ja meist: Die Frau, der Mann, das Männchen, der Mann, die Frau, das Frauchen! Adschüs!



Tschä, und da hatte die gnädige Frau laut geweint. Alles das hatte zu seinem Leidwesen Jochen Molkenthin selber gehört, weil sich der Zorn nicht in acht nimmt und immer zeigt, daß er ein Bruder der Wut ist.

Nun pladderte auch noch Regen in diesen Apriltag. Hätte wenigstens die Sonne geschienen. Nun, der Himmel wußte Bescheid! Es war zum Weinen!

Jetzt rollte der Zug in den Bahnhof. Die Lokomotive japste wie abgehetzt.

Menschen quollen aus den Abteilen mit Riesenkoffern, perlenbestickten Reisesäcken, traggurtumwickelten Plaids, Spazierstöcken und Schirmen in Reisefutteralen, die Damen mit wagenradgroßen Hutschachteln, Zugehörige oder Gäste der Güter um Grevesmühlen. Vor dem Bahnhof warteten die Wagen.

Tschä, und da kam auch das gnädige Fräulein, nur mit einem leichten Kupeekoffer in der Hand, als wollte sie zeigen, daß sie nicht lange zu bleiben gedenke. Er verstaute ihn gut.

Das gnädige Fräulein war noch viel schöner geworden. Mit vor Liebe und Begeisterung feuchten Augen dachte Jochen Molkenthin an seine Häckselmaschine und riß den Zylinder vom Kopf.

Als Dame von Welt mußte Renate die Begrüßung des Kutschers entweder nicht beachten oder mit einem flüchtigen Kopfnicken erwidern, dann die Kleider reffen und wortlos in den Fond steigen.

Und was, oll Wallach Peter, tat sie?

In beide Hände – eine Dame in der Nähe dachte: Shocking! – nahm sie den Kopf des Braven und sprach mit ihrem bestrickend schönen Lachen, das ihn schon närrisch gemacht hatte, als sie noch ein kleines Mädchel gewesen war: „Wo geiht di dat, min leiw oll Fründ? Häst du din lütt Deern ook nich vergeten, min gaud Vadding Molkenthin?“

Jetzt sagte er nicht nur „Tschä!“ Er stammelte: „Herr du min Gott!“ barg Renate unter dem schon vor Stunden vorsorglich hochgeklappten Halbverdeck zwischen Decken und Kissen, daß kein Regentröpfchen sie berühren konnte, kletterte auf den Kutsch-

bock, warf trabheischend die Zügel und konnte nun, den Rücken zum gnädigen Fräulein, mit dem Regen um die Wette flennen, aber nicht wie der aus Jammer über die Welt.

Nach einer Stunde Fahrt hatte es Jochen Molkenthin so weit geschafft, daß er seinen Ausruf zu Ende bringen und über die rechte Schulter unter das Wagenverdeck rufen konnte: „Herr du min Gott, wie heww ick mi freut!“

Und da hörte doch – Wallach Peter war Zeuge! – mit einem Male der Regen auf. Die Sonne wischte ein paar Wolken beiseite, steckte den Kopf durch die Lücke und sagte zu Molkenthin und Peter: „So, mit den Regen ist dat nu naug! Nu kam ick!“

Da mußte es doch schließlich auch im Herrenhause auf Boltenhagen allmählich lichter werden, hoffte Molkenthin, war aber der Sorge keineswegs ledig, als er seinen Wagen durch das Haupttor lenkte, im Hof über das Kopfsteinpflaster holperte, vor dem Portal des Herrenhauses anhielt und, den Kutscherhut in der Hand, in strammer Haltung den Schlag öffnete.

Es schien umgekehrt zu werden wie in der Natur. Hier kam zuerst die Sonne heraus. Frau Jens, die feine gnädige Frau, riß von innen das Portal auf, stürmte die Freitreppe herab und schlang in jauchzender Freude die Arme um ihre Tochter.

Dann kam – siehst du das, Peter? – ganz offenbar der Regen. Die drei Söhne, der älteste Fähnrich, aus Schwerin auf Urlaub, die beiden anderen noch in der Obhut eines Hauslehrers, der auf Boltenhagen gute Kost und graue Haare bekam, diese drei erlesenen Brüder ließen sich herab, die Schwester zu begrüßen, kühl wie Eisschränke.

Es drang aber doch wieder die Sonne durch. Renate, erheitert von diesem Gebaren, brach in helles Lachen aus, so daß Wallach Peter das Wiehern bekam.

Da drohte abermals Regen! Mehr noch! Gewitter!

Der Gutsherr kam nun selber die Treppe herab, strack wie eine wippende Gerte, den Grünhut im Nacken.

Er kannte sich aus unter den Menschen, erst recht unter seinen Kindern, und war vorhin im Forst mit sich zu Rande gekommen. In die Augen sehen wollte er dem Frauenzimmer, und wenn

schlechtes Gewissen hinter der Iris flackerte, wollte er ihr den Eintritt verwehren. Zu diesem Zwecke mußte er sich wohl oder übel hinausbemühen.

Zuerst hatte er Frau und Söhnen jede Begrüßung untersagen wollen. Da schrie im Rohr eine Dommel. Wie ein Notschrei gellte das, schier als hätte ein Mensch geschrien.

„Ruhig, alter Forst mit deinem Röhricht da hinten! Dietmar Jens hat mehr Herz im Leibe als deine Sumpfgeister wahrhaben wollen! Dietmar Jens will wissen, ob er sich in den Augen seines Kindes noch spiegeln kann!“

Und nun trat er seiner Tochter entgegen, sagte kein Wort, legte ihr hart und ohne Rücksicht auf die Anwesenheit von Frau und Söhnen und Molkenthin beide Hände auf die Schultern, sah ihr mit grausamer Spannung prüfend in die Augen, ließ die Hände gleiten, riß Renate in seine Arme und jauchzte:

„Mein Mädchel! Mein liebes, liebes Mädchel!“

Und er heulte dabei wie ein Schloßhund.

Die Söhne hatten dagestanden wie zerrieben. Molkenthin war schleunigst auf den Kutschbock geklettert und hatte mit Wallach Peter die Kalesche davongefahren, damit niemand sah, wie seine Brust stieß.

„Peter, nu is sei doch kamen, dei Sünn!“

„Hier, lies das, Esell!“ sagte Jens zu seinem Ältesten und deutete auf einen Bericht in der „Täglichen Rundschau“, einer führenden Zeitung der Reichshauptstadt, „damit ihr drei Blödhammel nicht mehr denkt, eure Schwester wäre Ballett!“

Der Fähnrich war in Förmlichkeiten gut erzogen, hatte auch gelernt, wie man ohne Wimperzucken und Widerrede die Hacken zusammennimmt, strammsteht, heftig denkt, aber das Maul hält. Er hätte sonst erwidern können, sein Vater habe ja selber und mehrfach und sogar mit Pfuideiwel! gesagt, Renate sei Balletteuse, und es sei ein Trost, wenn auch ein jämmerlicher, in diesem abgrundtiefen Schandpfehl, daß sie nicht als Renate Jens über die Bretter hopse.

Dann hätte Dietmar Jens – und das wußte der Junge – ihm zugestimmt und hinzugefügt: „Is all gaud! Man blot: ich wier tschä ook so einen Blödhammel!“

Deshalb schwieg der Fähnrich, trat beiseite und las den Bericht.

Zu den Durchschnittspflanzen oder gar dem Unkraut, das so tut, als könnte es die Menschheit ernähren, gehörte Dietmar nicht. Nur hatte er sein Mädels zu sehr geliebt, als daß er ihren Entschluß, Tänzerin zu werden, ohne Erschütterung hätte hinnehmen können. Es hatte ihm ins Gemüt gehagelt. Die Jens, die waren doch nicht für Tingeltangel geboren, waren kein Talmi, waren echt!

Als er die Lippoldsburger Kritiken über das Märchenspiel gelesen hatte, war er ein wenig versöhnter gewesen. Es tat sich da eine Lichtung auf mit Ausblick in unerwartet schöne Gefilde, vor denen in wundervoller Bewegtheit ein Reh schritt.

Aber nun geschah, was er von der ersten Stunde an mit Grauen und Entsetzen befürchtet hatte: das Reh kam zu Fall.

So, wohl oder übel, mußte Dietmar Jens das Schicksal seiner Tochter sehen, als er den Schandbrief jenes guten Freundes gelesen hatte.

Ehe er sich einfand, um mit seiner Frau und Renate – die drei Lausbuben sollten heute nachmittag im Kinderzimmer atzen! – einen begnadeten Kaffee zu trinken, nach dem das ganze Herrenhaus roch, wuchtete er sich für kurze Zeit an seinen Schreibtisch, stieß die Feder ins Tintenfaß und schrieb dem guten Freund: „Wenn ein Schweinehund böse Gerüchte erfindet, ist es nicht unbedingt erforderlich, daß ein zweiter sie weiterträgt!“

Sonst nichts! Nur den Namen!

Nun war ihm wieder wohl.

Aber richtig von Herzen beglückt, daß Renate zum Ruhm emporstieg, war Dietmar auch jetzt nicht. Er stak in seiner Welt wie seine Beine in den Stiefeln; nur konnte er die Stiefel, aber diese Welt nicht ausziehen.

Ein besserer Vergleich war ihm nicht eingefallen. Seine Frau verstand ihn, und andere ging er nichts an!

Überhaupt die andern!

Aber wenn er an den Drilling dachte und an seine Streife durch den Wald heut morgen, schämte er sich. Da hatte er zu den andern gehört!

Aber nun saß er doch wahrhaftig bei einem charaktervollen Kaffee, rechts die Frau, links die Tochter, in einem traulichen Stübchen mit einem einzigen Fenster, das sich ausnahm wie eine Lichtung.

Er deutete hinaus: „Die Sonne!“ und wandte sich an Renate: „Und nu vertell, min Döchting!“

Sie erzählte: von ihrer harten Schulung, ihrem Verzicht auf Genuß, ihren Anfangserfolgen, ihrem Aufstieg, ihrem Heim, ihren Freunden.

Da warf Dietmar Jens ein Wort wie einen Klotz hin: „Das Volk sagt, du wärest des Fürsten Mätresse!“

„Dietmar!“ rief in bleichem Entsetzen seine Frau, und Renate starrte ihren Vater an, als säße ein Gespenst vor ihr.

„Das Volk?“ stammelte sie. „Welches Volk?“

„Das lippoldsburgische!“ fuhr Jens in rauher Sachlichkeit fort. „Mir ist es beschieden, dich in Kenntnis zu setzen!“

Ihr Atem jagte. „Und du?“ forschte sie bebend. „Was glaubtest du?“

„Das Schlimmste glaubt der Mensch zuerst!“ gestand er.

Ein wenig ungelenken erhob er sich. „Es mußte gesagt werden! Du darfst keinen Spritzer auf der Ehre haben, Renate! Das ertrage ich nicht!“

Er empfand es kaum, daß er mit den Zähnen knirschte, wandte sich jäh und schritt der Tür zu. „Ich reite eine Stunde in den Abend hinein, vielleicht zum Erlenbruch! Da schrie gestern eine Rohrdommel! Wie ein Mensch!“

Er kehrte wieder um und stützte sich auf die Lehne seines Sessels. „Man erlebt mancherlei in Tann und Busch. Da erscheint plötzlich im Dämmer ein fremder Kerl! Man kennt doch Weg und Steg! Die Büchse im Anschlag, pirscht man sich heran, schreit: Hände hoch! und dann ist es doch nichts weiter als ein stelziger Baum mit sparrigem Astwerk. Tausendmal hat man ihn gesehen, aber zum erstenmal in diesem Licht. — Oder geduckt

am Sumpfloch hinter dem Erlenbruch watschelt einer, zwerghaft, aber ein Mensch. Der Unhold schreit ‚Ätsch!‘, als hätte man alles falsch gemacht, hat plötzlich Flügel, entschwirrt; kein Mensch, eine Bekassine. Die nächste, die ich treffe, wird wieder ‚Ätsch!‘ rufen. Habe ich alles falsch gemacht?“ – Er bettelte: „Renate!“

Sie wußte nichts zu sagen, schlug nur die Augen zu ihm auf.  
„Wie schön sie sind, diese Augen!“ dachte er.

Jetzt ertrug er ihren Blick nicht. „Nun“, stieß er hervor, „mach’ nur du alles richtig! Ich hole mir den Falben aus dem Stall. Der lullt beim Traben die Seele ein. Wo man beim Säugling die Wiege in Bewegung setzt, wenn auch manchmal mit einem ärgerlichen Tritt auf die Wippe, da schwingt sich der Mann in den Sattel. Hat er keinen, muß er Brom nehmen!“

Er ging, stieß aber kurz danach die Tür wieder auf und rief durch den Spalt: „Oder Baldrian! Adieu!“

Was hat das Mädels für Augen, wenn sie wähnt, ich wäre fort? hatte er wissen wollen.

Genau die gleichen wie vorhin!

„Ätsch, Dietmar!“ rief er und ritt davon.

## X.

Vor Einbruch des Abends kam er zurück. Zwei Stunden später befahl er Schlafengehen. Man ging mit den Hühnern zu Bett und stand mit der Sonne auf.

Er streichelte seiner Tochter die Hand und klopfte ihr die Wange: „Nun schlaf aus! Schlaf aus von der Welt! Wenn die Sonne kommt, kehre ihr den Rücken! Sie kann auch quälen.“

Er küßte sie auf die Stirn, wischte über die Augen und ging.

Kurz danach riß er noch einmal die Tür auf und rief seiner Frau zu: „Du bringst sie zu Bett! Aber redet euch nicht fest! Morgen ist auch ein Tag!“

Wie nun Mutter und Tochter Arm in Arm über den Flur schritten, war es, als hätten sich Schwestern gefunden.

Wirst später auch du so jung sein, Karla de Debarrier? –

„Mutter, es ist wahr: Sonne kann quälen!“

Versunken schritten sie weiter.

„Kind“, sprach die Mutter, „du brauchst mir nichts von deiner Liebe, auch nichts von deinen Kämpfen zu erzählen. Ich habe dir angesehen, daß du den Fürsten liebst. Noch heute lies ein Tagebuch aus meiner Mädchenzeit. Ich habe es in dein Wand-schränkchen gelegt, in dem du ohnedies kramen wirst. Lange bin ich mit mir zu Rate gegangen, ob ich dir das Herz dieses ringenden Menschen offenbaren sollte, der deine Mutter einmal gewesen ist. Ich gleiche ihm schon längst nicht mehr. Aber du, geliebtes Mäd-  
del, wirst inzwischen so geworden sein. Darum sollst du alles, was da geschrieben steht, in dich aufnehmen, als hätte ich es in Jahren, in denen ich dich noch nicht einmal ahnen konnte, nur für dich geschrieben. Es endet mit dem Tage, an dem ich deines Vaters Weib wurde.“

Sie nahmen Abschied.

Renate kam aus lärmendem Treiben in die trautverschwiegene Welt ihrer Kindheit zurück. An der Schwelle zögerte ihr Fuß, als sie das geliebte Gemach im Kerzenschimmer vor sich sah. Da stand auch der stubenhohe Spiegel, vor dem sie schon in jüngsten Jahren die Geschmeidigkeit ihres Körpers geprüft hatte; auch der Diwan, auf dem ihr erstmals der Überschlag ohne Longe gelungen war. Die Longe – in der Erinnerung mußte sie lächeln – war ein Seil gewesen, das auf der einen Seite ein Pfahl, auf der andern Jochen Molkenthin gehalten hatte. Der mußte immer wacker zupacken, damit sie nicht das Genick brach. Warum ließ er sich zu derartigen Fisimatenten herbei? Weil Renate gedroht hatte, sonst werde auch das andere Seilende ein Pfahl halten. Tschä! – dann wäre die kleine Renate – nämlich sie war damals noch sehr klein! – wahrscheinlich verunglückt. Da war es doch besser, Jochen tat sein Teil, wenn auch schweren Herzens. Denn von Heimlichkeiten war er nie kein Freund nich' gewesen. Aber wenn ihn dieses süße Düwelsding mit seinen flammenden Augen ansah, zerschmolz er. Da konnte man eben, hochdeutsch gesprochen, niemals nich' dagegen an.

„Min gaud oll Fründ, min Jochen!“

Renate betrachtete den Spiegel. Um nie das Wissen über sich selbst zu verlieren, mußte man immer wieder in sein Kindheitsgemach zurückkehren und prüfend in den gleichen Spiegel schauen. Die Erinnerung behielt das alte Bild, die Augen sahen das neue.

Sie knöpfte die Schuhe auf, streifte Kleid und Wäsche ab, schlüpfte in ein Battistgewand, hob den bronzenen Leuchter, öffnete ein Schränkchen in der Wand und spähte mit andächtigem Schauder hinein.

Behutsam ergriff sie das Buch der Mutter, barg sich in den Pfühlen und las mit brennenden Augen vom Liebesleid eines Menschen, der später in einem Liebesglück ihre Mutter wurde.

Zuerst hatte jene Karla de Debarrier, deren Mädchenname ihr Künstlernamen geworden war, ihre Familiengeschichte niedergeschrieben: „Ich bin die Tochter eines preußischen Offiziers. Meine Ahnen sollen aus Frankreich zugezogen sein, als die Bartholomäusnacht hereinbrach, und haben in der Berliner Hugenottenkolonie neue Heimat gefunden. Noch ehe der preußische Staat das Duldungsedikt erließ, war ein Debarrier Feldobrist im Heere Friedrichs des Großen. Von Geschlecht zu Geschlecht floß deutsches Blut in ihren Stamm, und wechselnd entstieg ihm ein Blondkopf mit blauen Augen oder ein Dunkelhaar mit braunen, manchmal auch einer mit Blondhaar und braunen Lichtern. Mein Vater, zur Zeit Major, sieht aus wie ein blonder Friese und hat sich ein Braunhaar erkoren. Trotzdem bin ich schwarz wie Ebenholz. Manchmal möchte ich auch so hart sein.“

Der Vater starb früh durch einen Sturz vom Pferd.

Was er Frau und Tochter hinterließ, war außer einem kleinen Anwesen die Witwenpension des preußischen Offiziers; die konnte, wie er einmal gesagt hatte, keinen Fuchs aus dem Bau locken. Mutter und Tochter eröffneten eine Haushaltsschule.

Im Tagebuch stand jahrelang wenig. Das Einerlei könne man auch auf unbeschriebenen Blättern lesen.

Plötzlich hub ein Sehnen an und ein Ringen und Fragen.



„Blütenstaub fällt in den Schoß der Erde, Körner und Kerne sprengen ihre Hülle. Saaten keimen, und neues Leben bricht an. Nirgendwo ist Wille, überall Trieb.

Auch des Menschen Willen zerbricht der süchtige Drang, im Taumel der Sinne Leben zu schaffen; und nun knie auch ich vor dir, Gott Eros.

Nicht andächtig bin ich. Überwältigt hast du mich, du furchtbarer Gott. Ich weiß, daß du es bist, der Glück oder Elend streut, schöpferischer Arbeit Kraft und Auftrieb gibt oder Verfall und Niedergang, Menschen und Völker zum Licht gehoben oder in Abgründe gestoßen und zerschmettert hat.

Du stehst vor uns wie ein verschleiertes Bild. Die Menschen wollen dir nicht in die Augen sehen, obwohl du Urkraft bist und stärker in deiner unheimlichen Größe als die menschenmordende Sphinx, die jeden zerfleischte, der ihre Rätsel nicht löste. Sie meiden dich nicht, denn du hast sie unterjocht; aber sie sagen, du wärest die Liebe, und du bist doch nichts als Trieb und Gier, du grausamer Gott. Liebe ist Licht und Reinheit. Du aber bist Nacht und Staub!“

Mit einem wurden die Schriftzüge wie ein jagender Strom.

Sommer war im Land. Karla schritt an der Seite eines Mannes, der ihr Lebenskamerad werden sollte, durch Feldeinsamkeit zwischen körnerschweren Ähren, Kornblumen und Mohn.

Er wand einen Kranz und schmückte ihr Haar. Sie waren menschenfern. Er küßte sie und ließ die Hände gleiten, umschlang ihren Leib und hauchte in atemlosem Erschauern: „Sei mein!“

Die Ähren rauschten wie ein Meer. Ging nur ein Wind über die Felder oder regte sich die Urgewalt der keimenden Erde?

„Du bist Braut! Bald wirst du Weib sein! Werde es jetzt! Trage deinen Kranz zum roten Mohn ins Korn und zu den blauen Blumen!“ —

Da peitschte ein Schuß. Irgendwo im Gehölz jagt ein Weidmann.

Die beiden lösen sich voneinander. Eine Kugel hat einen Traum zerrissen. Hinter seinem bunten Flitter steht nüchtern der Alltag.

Die Braut erkennt in den Augen des Mannes Gier und Lüge. Sie ringt sich los. Wie Fremde streben sie der Stadt zu und sehen sich niemals wieder.

Dieses Ende hat er vorher gewußt. Lange schon. Feige bekennt er es in einem Briefe. Seine Liebe, beteuert er, gehöre ihr, aber seine Zukunft verlange die Trennung. Für ein Dasein in ewiger Dürftigkeit sei er nicht geschaffen.

Sie sann auf Rache. Länger als ein Jahr grübelte sie, wie sie den vernichten könnte, der sie schon betrog, als er ihr Haar mit Blumen schmückte, zerquälte sich, bis sie erkannte, daß auch sie damals nicht vor der Liebe gekniet hatte, sondern vor Eros, dem grausamen Gott.

Das Wunder der Liebe kam mit Dietmar Jens. Der andere war inzwischen am Leben zerbrochen.

Hier schloß das Buch.

Als es Renate in den Schrank zurücklegte, ging ein Rascheln und Klingeln, als hätte sich aus einer Hülle ein Ring gelöst.

Sie leuchtete in den Schrein und erblickte in einer halb geöffneten Zierschachtel, die von einem Stapel kleiner Behälter abgeglitten war, ein goldenes Armband und einen Brief, auf dem sie die Schrift des Klausners von Halligenhoog erkannte, der sogar ihren Vater zu denen gezählt hatte, die nichts Besseres und für ihn Eindrucksvolleres tun konnten, als ihn fortgesetzt in Ruhe zu lassen.

„Ich habe dich von Herzen gern, mein guter Dietmar“, hatte er einmal geschrieben, „aber wenn ich dich zu Gast hätte, wüßte ich nicht, was ich mit dir anfangen sollte. Früher hast du dich abgemüht, mir im Gegensatz zur sonstigen Sippschaft Verständnis entgegenzubringen. Das ist dir zwar nicht gelungen, aber ich vergesse es dir trotzdem nicht, und sobald ich einmal dicke Sehnsucht habe, komme ich nach Boltenhagen. In meinem eigenen Hause kann ich dich schwerlich beherbergen, wie es dir behagt, denn in meiner Orgel wirst du nicht schlafen wollen, im Konzertflügel oder auf dem Billard auch nicht, und ein Fremdenzimmer habe ich nie besessen. Bei mir hausen außer meinem Wolfshund

nur meine alte Schaffnerin und ein junger Diener, die in ihren Lebensjahren so weit auseinander sind, daß sie für einander ungefährlich bleiben und mir den heimischen Frieden nicht verkümmern. Hätte ich Räume für Besucher eingerichtet, traun, ich müßte damit rechnen, es kämen welche! Wer mich trotzdem heimsucht, muß im Gasthaus wohnen. Es ist das einzige am Platz und infolgedessen ersten Ranges. Dann bleiben die Leute nicht lange! Unterfertigt Alexander Jens, den die Halligenhooger den Klausner nennen!“

Briefe dieser Art las Dietmar unter nachsichtigem Lachen. Er konnte diesem Querschädel, der von jeher gemeint hatte, die Menschen müßten sich wie Notenköpfe in seine Linien fügen, nicht gram sein. Als aber eines Tages eine Erbschaftssache zu besprechen war und ihn Alexander einlud, nach Halligenhoog zu kommen, schickte er seine Frau und ließ ihn grüßen. Karla nahm die siebenjährige Renate mit.

Und was meint ihr? Die hatten bei ihm gewohnt und nicht im Gasthaus ersten Ranges! Allerdings hatten sie auf Ottomanen schlafen müssen.

Freilich war der Klausner guter Laune gewesen. „In Berlin“, hatte er wie nebenbei berichtet, „spielen sie heute meine achte!“

Es war seine achte Symphonie für großes Orchester. Sie war ihm eingefallen, als er auf seinem Billard „lange Bälle“ übte. Er sehe da immer drei Herzen laufen, und das ergebe dann die Karambolage.

Daheim hatte dann Renate der Mutter erzählt, auf Halligenhoog habe ihr ein Junge einen Armreifen geschenkt. Die Mutter war zuerst bestürzt gewesen, weil der Reifen aus Gold war, und hatte sich auch nicht beruhigen können, als Renate sich verteidigte, dieser Erik Hegenrodt habe ihr das Geschmeide mit einer bis zum Zorn gesteigerten Hartnäckigkeit aufgedrängt, ja, gedroht, er werde sie schlagen, wenn sie störrisch bliebe.

Damals hatte die Mutter an Alexander Jens geschrieben. Der hatte geantwortet. Dreizehn Jahre war das her.

Renate betrachtete den Reifen und streifte ihn über das Handgelenk. Einst war er viel zu weit gewesen. Sie hatte ihn schließ-

lich ungeduldig in irgendeinen Winkel der Kommode geschoben, vielleicht auch in diesen Schrein hinter Schachteln und Futterale.

Nun las sie den Brief des Alexander Jens. Dessen Opern, von denen die Leute auf Halligenhoog so wenig gewußt hatten wie von seinen Symphonien, waren nach eigenen Texten vertont. Kein Wunder daher, daß er Karla Jens als Antwort eine Erzählung geschrieben hatte, bei der es einleitend hieß, irgendwann im Leben werde sie schon ihre Fortsetzung finden; das Dasein wäre eine Geschichte in Lieferungen.

Die Erzählung begann: Auf der Insel Halligenhoog waren die Menschen einsam wie ihr Land. Als Bauern und Fischer rangen sie mit Erde und See, bis Ackerscholle auf ihre Särge polterte. Den wilden Stolz ihrer Ahnen, die auszogen, die Midgardschlange zu bändigen, hatten sie nicht, aber für einen Stein im Herd gaben sie ihr Leben hin.

So waren auch die Hegenrodt.

Eriks Vater Jörn war Bauer und war es gern. Aber in stillen Stunden saß er mit seinem Weibe Antje über Schriften, die auf Halligenhoog außer dem jungen Lehrer Karst Petersen und einem fremden Manne, den sie Klausner nannten, niemand kannte. Besonders gern las er in einem alten Buche das Gedicht eines Minnesängers, des Kürenbergers: „Ich zoch mir einen valken mere danne ein jar.“ Dann fühlte er einen Falken in der Brust. Der wollte über das Meer in die Welt fliegen. Las Jörn aber das Ende: „got sende sie zesamene, die geliebe wellen gerne sin!“ beschied er sich.

Auch in der Brust seines Sohnes Erik regte sich ein Falke.

„Muß deine Seele wie ein Spatz hüpfen und Körner suchen, wird sie elend werden“, warnte ihn der Lehrer Karst Petersen, der ihn in den Fächern der höheren Schulen unterrichtete, und Erik wiederholte die Worte seinem Vater Jörn.

Der baute seine breite Gestalt vor Petersen auf und schalt: „Sät mir dem Jungen kein Unkraut in den Schädel! Oder glaubt Ihr, daß einer schon Künstler sei, wenn er mit dem Zeichenstift besser umgeht als Ihr?“

Daheim indessen sprach er zu Antje: „Ist er ein Falke, soll er fliegen. Nur will ich nicht, daß ihm die Schwingen brechen.“

Oft hörten die Leute auf Halligenhoog ein Geläut aus der Tiefe, und stieg die Sonne auf, schossen goldene Lanzen aus dem Meeresgrund. Die wurden in einer versunkenen Stadt geschmiedet. Davon erzählte Petersen, als er mit Erik über die Dünen schritt. Auf einem Hang machten sie Rast.

Erik spähte zum Strand hinab, sprang auf, pirschte sich vorwärts, lief plötzlich in jubelnden Sprüngen und wühlte am Strand im Schlick.

„Was suchst du?“ rief Petersen hinüber.

„Gold!“ rief Erik.

Petersen lachte ungläubig: „Haben die Versunkenen ein Geschmeide verloren?“

Der Junge grub kauernnd die Hände in den nassen Sand, sprang auf und reckte jauchzend den Arm: „Gold!“

Er hielt ein Armband in der Faust.

Nun stieg auch Petersen hinab.

Horch, was der Wind erzählt!

„Nach Beowulf trug Hygelac den Ring, des Swerting Enkel, da er unterm Banner des Krieges kostbare Beute wehrte. Wyrd entrafte ihn, als er in stolzem Mut die Friesen überzog mit furchtbarem Kriegszug. Das Kleinod hatte er, die edlen Steine getragen übers Meer, der mächtige König.“

„Diesmal lügt der Wind!“ spricht Petersen. „So alt ist der Reifen nicht. Seine Inschrift lautet: „MIN HUS – DIE WERLT!“ Er ist nicht älter als der Kürenberger, zwölftes Jahrhundert, auch nicht so groß, daß er den Arm eines Recken hätte umspannen können. Ein Weib hat ihn getragen. Goldene Stäbchen zwischen zwei Reifen bilden die Worte „MIN HUS – DIE WERLT“. Leider werde ich aus meinen Büchern nicht feststellen können, woher er kam. Wir müssen unsere Träume fragen:

An Bord eines Schiffes sehe ich eine schöne Frau. Der Schiffseigner ist ihr Gemahl. Sie trägt den Schmuck und liest mit stol-

zem Lächeln, daß die Welt ihr Haus ist. Nie hat sie gewollt, daß ein Haus ihre Welt sei. Da reckt sich aus der versunkenen Stadt eine Tritonenfaust. Sturm wirft sich auf und peitscht die Wogen. Sie heulen heran wie reißende Wölfe, reißen das Schiff, verschlingen Eigner und Besatzung. Die Frau wirft ein Wogenberg an den Strand.

Als sie erwacht, ist alles versunken. Nur das Goldband blieb, und die Inschrift höhnt: „Die Welt – dein Haus!“

„Was wurde aus ihr?“ fragte Erik und bangte um das Weib.

Petersen warf die Schultern: „Was wird aus Menschen, die gestrandet sind?!“ Dann fragte er hart: „Wie willst du lesen? Die Welt mein Haus oder Mein Haus die Welt!?“

Kurz überlegte Erik. „Die Welt mein Haus!“

Karst Petersen nickte zufrieden. „Das Gold ist dein“, schloß er, „und auch der Spruch!“

Sie stiegen wieder zur Düne hinauf, streckten sich in Gras und Sand und träumten in den Himmel hinein. Erik hatte einen Arm entblößt und den Reifen darübergestreift. Die Sonne brannte ihm die Inschrift um den Arm: DIE WERLT – MIN HUS! Sehnsucht brannte sie in die Seele.

Die Leute sagten, am Teufelsfelsen wäre es nicht geheuer. Er sah aus wie Oberleib und Haupt eines Riesen. Davor lag andern Tags Erik Hegenrodt.

„Laß mich lesen!“ befahl ein Graubart, der plötzlich mit einem Wolfshund neben ihm stand.

Erik sprang auf und griff einen Stein. Der Klausner! schrie es in ihm.

Wenn Sturm die Föhren bog, Windbruch Äste zerschlug, gischtende Wogen über Strand und Dünen kletterten, Menschen und Tiere in die Katen flohen, stand der Alte am Teufelsfelsen und starrte in die Brandung. Einmal war er im Sturm hinausgefahren. Das Meer hätte ihn fressen müssen, sagten die Leute. So schwer war die See gewesen. Ein Schatten habe bei ihm gesessen, raunten sie.

Auch um die Mauer, die sein Haus wie ein Mantel umhüllte, schlichen Gerüchte. Durch ihr eisernes Tor ging selten jemand, und Schaffnerin und Diener schwiegen sich aus.

Neugier und Mißgunst versuchten über die Mauer zu spähen und horchten am Tor. Was sie vernehmen und weitertragen konnten, waren Hundegebell, Klaviermusik, Orgelspiel, Queue-stöße auf dem Billard.

Als Erik dem Klausner in die Augen sah, ließ er den Stein fallen.

„Wolltest du werfen?“ lachte der Alte.

Mutig bekannte es Erik und berichtete, was die Leute sagten.

Wieder ein Lachen! „Sage ihnen, ich bemühte mich, mit dem Herrgott auszukommen; sie sollten es ebenso machen.“

Dann ergriff er den Reifen und las.

„Die Welt“, vermutete er, „soll dein Haus werden!“

Erik bejahte.

Der Klausner gab ihm den Schmuck zurück. „Recht so! Aber einmal wird die Stunde kommen, in der du nur noch eine Welt kennen willst: dein Haus!“

Er lehnte sich an den Felsen, verschränkte die Arme und blickte übers Meer.

Die Farbe seines Mantels versank in der Tönung des Gesteins. Aber das Gesicht stach hervor, als rage es aus dem Felsen.

Da stieg es auf in Erik. Der Falke hob die Schwingen.

„Wie alt bist du?“ forschte der Klausner.

„Sechzehn!“

„Dann wird es Zeit! Hätte dich nicht das Gold gerufen, hätte es ein Möwenschrei getan oder ein Lied.“

Den Hund zur Seite, schritt er davon.

Erik starrte grüblerisch auf den Steinblock. Er wußte plötzlich, daß er das Gesicht des Klausners in den Felsen meißeln mußte.

Selten wagte sich ein Halligenhooger dorthin. Erik durfte ungestört ans Werk gehen.

Zuerst wälzte er Steine herbei, auf denen er stehen konnte. Dann holte er Hammer und Meißel.

Karst Petersen sagte er, ein paar Tage müsse er allein sein. Der stimmte zu und fragte nicht.

Nach Wochen nahm er ihn mit.

Überwältigt fragte Petersen: „Das hast du gemacht?“

Erik versicherte, es wäre nicht schwer gewesen; der Stein sei nicht hart.

„Junge!“ rief Petersen. „So wahr mir Gott helfe, die Welt ist dein Haus!“

Er holte Jörn. Der schob die Fäuste in die Taschen. Als er das Gesicht des Klausners erkannte, wurden ihm die Augen feucht.

„Mir sitzt ein Sandkorn hinter dem Lid! Sieh, ob du's erwischst, Karst Petersen!“

Aber der fand keins.

Jörn schickte den Sohn zu Mutter Antje und ging mit Petersen in den Wald, um die Bäume zu fragen und die Falken im Horst und auch die Möwen über dem Meer.

In der Nähe der ersten Häuser sah Erik ein Mädchen über die Dünen schreiten. Sieben Jahre mochte sie alt sein. Die Kinder mieden sie, weil sie beim Klausner wohnte.

Sie hatte das bemerkt, stieg indessen munter dahin und trällerte ein altes Lied, ohne zu ahnen, was es besagte: „Dat du min Leevsten büst, dat du wull weest. Kumm bi de Nacht, kumm bi de Nacht, seeg, wo du heest.“

Erik wußte nicht, warum ihn das Lied ergriff und warum von nun an diese Mädchengestalt durch seine Träume ging.

Einmal traf er sie am Teufelsfelsen vor dem Gesicht im Stein. Ob es wahr sei, daß er es gemeißelt habe. Er sei doch Erik Hegenrodt! Und warum er das getan hätte. Sie heiße Renate Jens.

„Ich habe dich lieb!“ entrang es sich ihm.

„Mich lieben alle“, versicherte sie ernsthaft.

Heiß begehrte er auf: „Niemand wie ich!“

Flugs riß er den Reifen vom Arm: „Den habe ich gefunden! Im Meer! Jahrhunderte ist er alt! Nur du sollst ihn tragen!“



Sie wich aus. „Zu groß für mich!“

„Ich schlage dich, wenn du ihn nicht nimmst!“ warf er sich auf und hätte das fremde Kind so gern geküßt.

Da lachte sie sieghaft: „Nie wirst du mich schlagen!“

Erschrocken ließ er die Hand sinken und stammelte: „Du darfst dich nicht weigern! Sonst tötest du mich!“

Da hatte sie nachgegeben.

Er sah sie niemals wieder. Als er den Klausner fragte, wo sie wohne, lachte der ihn aus: „Was geht's dich an! Erst suche in der Welt nach deiner eigenen Heimstatt!“

Noch im gleichen Jahr durfte Erik die Insel verlassen. „Wenn ihr dem Falken die Schwingen lähmt“, hatte der Klausner gesagt, „wird er sterben. Den Spruch auf dem Reifen kann man lesen wie man will! Lest auch ihr, wie ihr wollt! Aber Erik laßt selber lesen!“

In dieser Erzählung war eins nicht richtig geblieben, das Wort: Er sah sie niemals wieder! Zehn Jahre danach war er ihr auf der gleichen Düne begegnet. Auch nach dem Reifen hatte er erfragt. Ein wenig beschämt hatte sie erwidert, den habe sie daheim. Sie wäre nur kurze Zeit auf Halligenhoog.

Da hatte er ihre Hände ergriffen und in einem unbändigen Glauben an gemeinsame Zukunft gesagt, sie könne nicht los von ihm; der Reifen wäre wie ein Kettenglied. Einmal komme er, sie zu freien. Er habe erkundet, wo sie beheimatet sei. Dann werde er sprechen: Dat du min Leevsten büst, dat du wull weest!

Sie verschwieg ihm, daß sie mit ihrer Mutter gekommen war, Alexander Jens um Rat zu fragen, und daß sie beschlossen hatte, als Karla de Debarrier in die Welt zu fahren.

Renate löste ihr Haar. Im Kerzenglanz floß es wie funkelnde Wellen. Sie band es zu Flechten.

Mit einer Innigkeit, die ihr wunderbar erschien, umfing sie den goldenen Schmuck. Ihr schien es das gleiche Empfinden zu sein, mit dem sie als Kind in Märchenbüchern geblättert und die

Gestalten ihrer Lieblingsbilder gestreichelt hatte. So streichelte sie jetzt, bevor sie es in den Schrank zurücklegte, das goldene Armband, löschte das Licht, bettete sich und fühlte, so ruhte man nur in der Heimat aus.

Trotzdem mied sie der Schlaf. Das Weben der Sternennacht um Gut und Dorf rief schweifende Gedanken zum Reigen. Und siehe, da tanzten Männer und Frauen, Knaben und Mädchen um einen goldenen Reifen, der heller leuchtete als die Sterne. Er dehnte sich, bis er die Erde umspannte und wie die Sonne gleißelte. Und die Stille flüsterte: Die Welt ist dein Haus!

Der Reifen begann zu klingen wie die Glocke im Dorf, gellte auf, als berste er entzwei, schrumpfte aber nur, bis er ein Haus umspannte und schließlich wie ein Stern über dem Giebel stand.

Den Klausner sah sie vorübergehen, Schmunzelfältchen in den Augenwinkeln, die zu dem herben Gesicht nicht zu passen schienen und trotzdem dazu gehörten wie die Runen um den kämpferischen Mund. Als er wirklich einmal in Boltenhagen gewesen war, hatte er zu seinem Bruder gesagt: „Du lachst mir nicht genug! Der Humor ist die Versöhnung mit den Späßen des Lebens!“

Kurz nach dieser Fahrt in sein Kinderland war er gestorben. Sein Haus war von seiner Erbin, einer unbekanntenen Frau, der Inselgemeinde gespendet worden, nachdem die Halligenhooger durch die Zeitungen der Weltstädte unterrichtet waren, wen es beherbergt hatte. Sie bekamen nicht den Hausrat, nicht die Sammlungen, auch nicht das Billard mit den drei elfenbeinernen Herzen, die karambolierend über die grüne Flur der Erde liefen, nur das Haus, an das sie in verspäteter Ehrfurcht schreiben ließen, daß hier Alexander Jens gewohnt und gearbeitet habe, und außerdem die Orgel, mit der die Erbin nichts anzufangen wußte. Praktisch und gescheit, wie die Halligenhooger waren, fiel ihnen rechtzeitig ein, daß ihre Kirchenorgel nicht mehr so wollte wie der Organist, und so bauten sie die Hausorgel des Alexander Jens in den Chor, und aus der Klausen machten sie ein Kurhaus mit fließendem Wasser in allen Gastzimmern und begannen nach leidenschaftlichen Kämpfen im Gemeinderat eine zielbewußte Werbung für den Fremdenverkehr.

Das Gesicht im Stein blickte auf dieses Treiben mit der gleichen Gelassenheit wie einst, herb den Mund und in den Augewinkeln lachende Fältchen.

Man sagte, in jener Sitzung des Gemeinderats hätten die Halligenhooger nur ein einziges Mitglied niederschreien müssen, einen Großbauern, der die Pläne der andern eine Niedertracht und Ehrfurchtswidrigkeit nannte. Der Mann hieß Hegenrodt und war der Vater Eriks.

Renate fiel das Mahnwort ihres Vaters ein: „Schlaf aus von der Welt!“

Sie bauschte die Kissen, fühlte ein Geborgensein und dachte plötzlich an die buntbemalten Bettstellen der Bauern im Dorf und die Türme von Daunenpfühlen.

Ohne Leiter, hatte Alexander Jens gesagt, könne man nicht zu Bett gehen.

Lächelnd schlief sie ein.

Der Morgen weckte sie spät. Als sie das Nachtgewand abstreifte, sah sie im Pfeilerspiegel ihre Gestalt vor dem dunklen Rot einer Portiere, das braune Haar in Wellen aufgelöst. Sie erschrak wie vor einer fremden Frau. Wohl hatte sie auch früher ihre Gestalt geprüft, aber nur das Kind Renate und später ihre Jungmädchengestalt erblickt, nur Keim und Knospe, nie das Wunder der aufgeschlossenen Blüte.

Zum ersten Male erkannte sie, wie schön sie war, beobachtete aber nicht die Linien des künstlerisch gestaltenden Menschen, die Anmut der Schritte und das bewegliche Spiel der Glieder. Im Spiegel ihrer Kindheit und Jungmädchenjahre stand nicht die Tänzerin Debarrier, sondern das Weib Renate, und Eros küßte ihr Haar.

Wie über die schwingenden Flächen eines Marmorbildes glitten ihre Hände über den eigenen Leib, die stolzen Schultern, die Rundung der Brüste, die Bucht des Gürtels und die schwellenden Hüften, erschauernd im Geläut ihrer Sinne und den brausenden Strömen ihres Blutes.

Sie rang sich los, aufrecht und unbeschwert, nun vertraut mit der Fremden im Spiegel. Langsam ging sie ihr entgegen, tat wie sie und schritt wie sie, immer das gleiche Weib und doch nicht das gleiche, noch nicht einmal in den Linien der Brauen und des hold geschwungenen Mundes.

Renate küßte das eigene Bild, nicht wie der eitle Mensch Narziß, nur wissend, daß das eine Weib in ihr das andere vernichten konnte.

Als sie das Zimmer verlassen hatte, blieb auf dem Spiegel der Hauch ihres Mundes.

Bei sinkendem Tag saßen Mutter und Tochter am Kamin und sahen den Flammen zu. Das Feuer verzehrte, was ihm Leben gab, und starb daran.

Karla Jens ergriff das Schüreisen, stach in die Glut und warf ihr Tagebuch in die prasselnde Lohe.

Renate kniete nieder vor ihr: „Du gabst mir alles, Mutter: mein Leben, den Mut zur Kunst, dein Vertrauen, deinen Mädchennamen und nun dein heiligstes Geheimnis!“

Die Mutter streichelte ihr das Haar. „Ich habe gebangt, meine Beichte käme zu spät. Nun hast du vor dir selber gestanden. Bewahre dich Gott vor dem Feuer!“

Im Kamin brach ein Holzstoß zusammen. Rotglut zuckte um Fächer und Pfosten der weißfarbenen Zimmertür. Deren Messingklinke blitzte auf. Jens trat ein.

„Nixen seid ihr nicht!“ lachte er gutgelaunt. „Die meiden die Glut!“

In der rechten Hand trug er eine Flasche Sekt, in der linken, sorgfältig zwischen die Finger verteilt, drei Kristallkelche. Er hatte Trine Stosch, das weibliche Gegenstück Jochen Molkenhins, nicht erst bemühen wollen. Die brachte gerade das längst geputzte Stübchen Renates zum Hochglanz. Aber die gleiche Trine hatte ihm, kaum daß er nach einem Ritt den Hausflur betreten hatte, flugs beigebracht, der Postbote Expresß wäre dagewesen mit einem Telegramm der Lippoldsburger Hoftheaterintendanz. Trine hatte sich heftig geschneuzt, ehe sie heraus-

druckste, das gnädige Fräulein müsse wahrhaftig schon morgen wieder weg, und was denn das für eine Welt sei; war aber doch ein bißchen stolz gewesen, weil sie das schwierige Wort Hoftheaterintendanz fehlerlos durch ihre kräftigen Zähne bugsierte. Nie würde das beispielsweise Jochen Molkenthin zustande gebracht haben. Das dürfe der Herr Hauptmann ruhig glauben. Nur schade, daß Jochen nicht zugegen war, als Trine dieses knifflige Wort so lässig dahersprach, als wäre gar nichts dabei. Dann hätte er bereit, daß er dieses in jeder Beziehung untadelige Frauenzimmer nicht geheiratet hatte.

„Ick will di mal wat seggen, Trin“, hatte ihr da Jens geraten, „du darfst nicht herumlauern, ob Jochen dich heiratet! Mußt hingehen und ihn heiraten!“

Tschä, und das wollte Trine denn auch tun.

„Aber wie ist das nun eigentlich? Stimmt das mit der Depesche?“ forschte Jens, während er die Kelche auf das Gesims hob und die Pfropfendrähte löste.

„Leider!“ gab Renate zurück und schien ein wenig verhärtet.

Jens ließ den Pfropfen knallen und füllte die Kelche. „Mit dem Liede ‚Morgen muß ich fort von hier!‘, das einem dabei einfällt, stehe ich auf dem Kriegsfuß“, brummte er, „genauer gesagt mit dem Text. Ich kann mich nicht damit befreunden, daß sich Himmelskörper in Schmerzen winden. Das Lied schildert diesen betrüblichen Zustand: Sonn’ und Mond bewegen sich, ehe sie sich trennen! Noch viel größer ist der Schmerz, wenn ein treu geliebtes Herz in die Fremde zieht! – Es ist eben mit den Himmelskörpern auch nicht mehr alles in Ordnung!“

Seine Frau mußte sich zusammennehmen, um nicht aufzuschluchzen. Mit derlei Scherzen knüttelte er sich zurecht, wenn es ihm ganz weh ums Herz war, so weh, daß er’s kaum ertrug.

„Geläut und Umtrunk!“ befahl er polternd und hob das Glas. Aber nur verhalten trafen die Kelche aneinander. Es war kein Freuen im Geläut. Mit einem Zuge leerte er das Glas und setzte sich.

„Ich hatte gehofft, du würdest länger bleiben“, begann er wieder, „bis zur Maiblüte, wenn einem auf dem Lande vor lauter

Farben das Herz zergeht. Bist ja“, setzte er mühsam hinzu, „vier Jahre nicht daheim gewesen!“

Das wäre natürlich nicht ihre Schuld und schon gar nicht die der Mutter, sondern von Grund auf seine eigene.

„Jeder verdirbt sich sein Leben, so gut er kann!“

Vier Jahre, ach, noch viel länger, hatte er in dem Glauben, richtig zu handeln, seiner Frau das Leben verbittert.

„Keinen Widerspruch, Karl, es ist so!“

Er schneuzte sich wahrhaftig wie Trine Stosch.

Die Weigerung, Renate ausbilden zu lassen, die Auflehnung gegen die bessere Einsicht der Mutter, alles war ja nichts gewesen als Angst um sein geliebtes Mädel, das ihm – „du weißt es, Karl!“ – schon ans Herz gewachsen war, wie sie als Kind den ersten Schritt wagte. Da hatte sie ihr Vater selber betreut, hatte die Obhut keinem anderen überlassen. Genau so wollte er es machen, als sie die ersten Schritte in die Welt versuchte. Aber sie gehorchte nicht. Von ihrer plötzlich aufsässigen Mutter unterstützt, heischte sie ein Recht, das ihr nach seinen Begriffen nicht zustand. Ach, es waren ja gar nicht seine Begriffe! Alle Welt dachte wie er und hatte das größte Verständnis, als er sich und Frau und Tochter von allen Fesseln löste und entschied: „Du sollst nicht hungern, aber sobald du meine Schwelle betrittst, nehme ich dich am Kanthaken und schmeiße dich hinaus!“

So ungefähr hatte er gesagt. Nein, gerufen! Auch nicht gerufen, geschrien, obwohl er bei anderen Anlässen fortgesetzt gepredigt hatte, wer schreie, habe Unrecht! Aber damals hatte er in der felsenfesten Überzeugung geschrien, er wäre im Recht.

Hatte sie ihm Schande gemacht? Nein, aber ihn lächerlich gemacht! Und wiederum nicht nur nach seinen Begriffen. Hätte sie einen Beruf gewählt, bei dem man sich nicht vor Scham zu krümmen brauchte, wahrhaftig, er hätte Ja und Amen gesagt; seinetwegen Handarbeitslehrerin, Köchin, Fröbelgärtnerin, Gouvernante! Aber Tänzerin? Balletteuse? Meine Damen und Herren, da hatte doch kein Mensch erwarten können, seine Zornesader werde sich das Schwellen abgewöhnen. Die trug er ohnedies wie ein Ausrufungszeichen zwischen den Brauen.

„Nun hast du mich jahrelang hassen müssen!“ sagte er hart.

Renate hob ihr schönes Gesicht zu ihm auf: „Das wahnst du! Ich habe dich immer nur geliebt!“

Er starrte sie an. „Renate! Da muß ich erst, tschä, da muß ich erst einmal Zeit haben, damit ich mit dieser Freude fertig werde! Warum gehst du wieder fort?“ fragte er traurig.

Er füllte den Kelch und strich über die glühende Stirn: „Meine Ängste sind noch längst nicht gestorben, haben noch nicht einmal ein Erbbegräbnis, das ihnen zeigen könnte, wo sie ruhen werden!“

Fast versagte ihm der Atem. Er schnellte auf. „Sekt hilft! Ich möchte den umarmen, der ihn erfand!“

Für sich verbrauchte er keine drei Flaschen im Jahr.

„Aber es gibt Minuten, da schäumt er den Schaum weg!“

Mit einem „Zum Wohl!“ trank er sein Glas leer, setzte es auf das Gesims zurück, schlang die Hände ineinander und sprach stockend: „Ich sagte vorhin: Jeder verdirbt sich sein Leben so gut er kann! Du, Mädels, darfst es dir nicht verderben!“

Aus brennendem Herzen bekannte er, wie ihn die Angst nicht verlasse, daß sein Kind, geblendet vom trügerischen Glanz einer Krone, in einer einzigen Ohnmacht straucheln könnte.

In ungehobelter Sachlichkeit sprach er ein Wort, das sie nie vergessen sollte: „Vom Mund zum Schoß ist kein weiter Weg!“

Da lastete ein Schweigen. Sie trugen schwer daran, bis Dietmar sich aufraffte: „Deine Mutter und ich haben niemals ein Geheimnis voreinander gehabt!“

Die Blicke der Frauen flogen ineinander.

Er bemerkte es und bekräftigte: „Nie, solange wir uns kennen! Es ist nur vorgekommen und hat dann immer seine Vernunft erwiesen, daß wir Zeit brauchten, bis wir den andern einweihten. Das ist das gute Recht aller, die schenken wollen oder Stütze suchen. Darum wirst du nicht überrascht sein, daß ich weiß, was mein Bruder auf Halligenhoog an deine Mutter schrieb. Auch daß du seinen Bericht erst jetzt gelesen hast, ist mir bekannt. Als ich ihn selber las, und das ist lange her, hielt ich ihn für die Erfindung eines Poetengehirns. Deine Mutter hat Jahre gebraucht, bis sie mich überzeugte, daß diese sonderbare Geschichte nicht

erfunden ist. Nun bin ich ja kein heuriger Hase und weiß, mit wie überraschenden Begebenheiten das Leben aufwartet, aber ich meine auch, man soll in Gottes Gasthaus nicht alles essen, was auf der Karte steht. Überzeugen ließ ich mich erst, als du das zweite Mal mit Hegenrodt zusammengetroffen warst und deiner Mutter bekannt hattest, du liebtest ihn. Damals hat mich überrascht, daß euch nach so vielen Jahren ein Zufall auf der gleichen Insel und fast der gleichen Stelle zusammenführte. Nennst es Schickung, ich nenne es Zufall. Daß er ein Bauernjunge ist, hat mir gefallen. Ich durfte einen gesunden Kern vermuten. Sonst hätte ich den jungen Mann wahrscheinlich für einen Schwärmer gehalten, der in das Getriebe dieser Welt nicht hineinpaßt. Wer auf Bauernboden gewachsen ist, bleibt in den meisten Fällen mit den Beinen auf der Erde. Hoffentlich auch du, Renate!“

Wieder lastete ein Schweigen, und wieder drückte es schwer.

„Karl!“ wandte sich Jens an seine Frau und setzte sich wieder: „Nun will ich etwas beichten! Du selber hast Hegenrodt nie gesehen! Was meinst du, wenn ich behaupte, ich kenne ihn!“

Er weidete sich ein Weilchen an der Verblüffung der beiden. Dann erzählte er.

Als Karla Jens in die Reichshauptstadt gefahren war, sehr zum Mißvergnügen ihres Dietmar, um mitzerleben, wie die unberechenbare Laune einer Großstadt die künstlerischen Gaben der Debarrier aufnahm, kam doch wahrhaftig an einem Sonntagvormittag im Schneegestöber die Kalesche eines Grevesmühlener Fuhrunternehmers auf der Landstraße angewackelt, rollte frisch und fromm vor das Herrenhaus von Boltenhagen und lud einen jungen Mann ab. Dietmar hinter Gardinen meinte schon, es wäre der neue Predigtamtskandidat, verwarf aber bei näherer Betrachtung den Einfall. Weit eher war es der junge Arzt, der sich in Grevesmühlen niedergelassen hatte, unter Umständen auch ein Assessor vom Amtsgericht. Nun, Trine Stosch würde wohl gleich die Karten bringen, vermutlich zwei. Sie brachte aber drei. Also wollte der junge Herr außer Jens und Frau noch eine dritte Person besuchen. Als nun Jens den Namen las, da war ihm doch, als kriegten Märchen Junge. Der Besucher, schnit-



tig angezogen, Sportpelz mit australischem Opossum, Velourhut, welligen Künstlerhaar, hieß Erik Hegenrodt, stammte von Halligenhoog, war bekannt gewesen mit Alexander Jens, war also der übernatürlich begabte Bauernjunge, und wenn er sein Geld nicht geerbt oder gestohlen hatte, mußte er auf dem Lebenswege schon einen Aufstieg hinter sich haben.

Das war aber seine Sache, denn einen Künstler wünschte sich Dietmar Jens nicht zum Eidam, nicht für einen Wald voll Bäume! Das gab er ihm auch zu kosten, als er nach Renate fragte. Mittelbar, versteht sich! Sie werde bald heiraten, hatte er ihm bedeutet. Aber was sie war und wo, das sagte er nicht!

„Warum nicht?“ fragte Karla, fast wie im Verhör.

Dietmar sprang auf: „Sapperlot, sollte ich sagen, meine Tochter wäre Balletteuse?“

Er hatte ja damals noch nichts von Renates Erfolgen in Berlin gewußt, und wenn er unter derartigen Umständen hätte bekennen sollen, daß seine Tochter Tänzerin geworden war, er wäre vor Scham in den Boden gerutscht.

Heute allerdings schäme er sich nicht mehr, wäre sogar ein bißchen stolz, jawohl, richtig und echt. Aber einen Kunststeinmetzen wünschte er sich trotzdem nicht zum Eidam. Überhaupt Künstler! Alexander Jens hätte ja auch nicht gewußt, wie er mit Frauen umgehen mußte, und hatte fortgesetzt Karambolage gespielt.

Dietmar sank in den Sessel. „Mädel, am besten ist es, du kommst heim und heiratest Hubert von Berentelg auf Hoikendorf! Das ist doch ein Mann! Und ein begabter Mensch wie du kann auch Gutsfrau werden!“

Er blickte dabei so bieder und flehentlich, daß Renate in ein Lachen verfiel. „Vater, wer hat denn einst für dich den Karl ausgesucht?“

„Ausgesucht?“ dehnte er. „Die hab' ich mir selber geholt! Nicht wahr, Karl?“ Erst jetzt verstand er und polterte: „Aber bei euch Frauenzimmern ist das doch was anderes!“

„Nein, Dietmar“, lachte nun auch Karla, „bei den Frauenzimmern erst recht nicht!“

Es müsse doch nicht unbedingt ein Künstler sein! beharrte Jens. Auch müsse es nicht unveränderlich so bleiben, daß Renate vor gaffenden Augen tanze! Sie solle doch auf dem Armreifen Hegenrodts den richtigen Wortlaut lesen!

Tatsächlich entstammte der Schmuck dem Meere und kam aus einer Zeit, die man nur noch in Geschichtsbüchern fand. Das hatte nicht nur Hegenrodt versichert, auch der Goldschmiedemeister in Schwerin, bei dem Dietmar den geheimnisvollen Reifen hatte aufarbeiten lassen. Denn – nicht wahr? – wenn er sich schon von seinem Karl breitschlagen ließ, seinem einzigen Mädels ein altes Armband in den Kinderschränk zu stecken, dann sollte es wenigstens Ehre einlegen.

„Und nun noch eins, Mademoiselle de Debarrier: Der Fürst kann dir nachreisen, wo du auch bist. Darum befehle ich nicht: Fort von Lippoldsbuurg!, befehle nur: Fort von ihm! Bist du mit meinem Kommandoton nicht einverstanden, will ich empfehlen sagen. Im gleichen Sinne empfehle ich, solange du noch an deine Mission glaubst, das Engagement eines Managers. Inzwischen bete ich zu Gott, daß du bald wieder daheim bist! Aber hin und wieder komme ich zu dir!“

Hier wischte Jens über die Augen und schenkte schleunigst sein Glas voll.

Am Morgen wußten sie nicht mehr viel zu sagen. Wohl hatte Renate noch manches erzählen wollen, aber längere Berichte fügten sich nicht in die Kürze der Zeit, und das Innigste blieb am besten ungesagt. Die Welt, in der sie lebte, war ihrer Mutter vertraut und somit dem Vater nicht fremd; und zu berichten, was sich an Unerwünschtem in diese Welt hineindrängte, schien ihr nicht empfehlenswert. Sie kannte ihren Vater in seiner aufrechten Männlichkeit. Wäre ihm der Schimpf zu Ohren gekommen, den ihr in einer Faschingsnacht der Kämmerer antat, sie hätte damit rechnen müssen, daß Dietmar Jens in aller Stille aufbrach, nach Lippoldsbuurg fuhr und diesen Freiherrn v. Struck mit der Reitpeitsche züchtigte. Die Menschen sorgten ohnedies dafür, daß das Aufsehen nicht ausstarb.

Was in den letzten Stunden Dietmar Jens bewegte, glich einem reißenden Bach, dessen Wasser über glatte Kiesel schnellen, aber auch an brockigem Geröll aufgischen und schäumend weiterrollen, bis am lichten Berghang Sonne auf den Grund leuchtet und der Bach im Gelände besänftigt durch die Ebene rinnt.

Jens nahm das glückverklärte Gesicht seines Weibes in seine Hände: „Wie gut, daß du mein bist!“ Und dann zu Renate: „Geh mit Gott, Mädels! Sie hat dich geboren! Da kann nichts Schlechtes aus dir werden! Oder steigt der Mensch aus Tiefen wie ein Reifen aus dem Meer?“ –

Jochen Molkenthin kutscherte sin lütte Deern betrübt nach Grevesmühlen zum Bahnhof. Es war noch immer sehr früh, und da mußte er fortwährend Tautropfen von den Backen wischen. Auch der Herr Hauptmann und die gnädige Frau und sogar – Wallach Peter war Zeuge! – die drei Lausbuben hatten sich vor dem Gutshause damit herumgeschlagen.

„Komm bald wieder!“ hatte der Herr Hauptmann gerufen, aber er, Jochen Molkenthin, konnte am Bahnhof – tschä! – überhaupt nichts über die Lippen bringen.

Dann dampfte der Zug, das polternde Ungeheuer, mit dem Stolz seiner Jugend davon.

Jugend? – War er denn alt geworden? Er mußte die Jahre am Wallach Peter errechnen.

Gar nicht so alt! Mittvierzig!

Tschä, und als er heimkam, trat doch wahrhaftig die Trine Stosch an ihn heran, stieß ihn schämig mit der Schulter, sagte: „Jochen!“ und fragte, ob er wisse, wer das gnädige Fräulein abberufen habe.

Tschä, antwortete Jochen, das wisse er schon, könne es aber nicht aussprechen.

Dann wolle sie ihm das vorsagen:

„Hoftheaterintendanz!“

Ob er es nun könne.

Nee, nee, das werde er niemals!

Tschä, meinte Trine, dann müsse er sich eine Frau nehmen, die derlei schwierige Sachen zu reden wisse.

Den Plan hatte Jochen schon lange, weil er sich manchmal ein wenig hilflos vorkam.

Welche Frau er dann wohl nehmen werde, erkundigte sich Trine. „Etwa mich?“

Jochen nahm sie wahrhaftig in die Arme. Auch ein Kuß knallte ihr auf den Mund, und außerdem bekam sie ein Bedauern zu hören, das ihr bannig wohlthat, nämlich, daß die Trine Stosch, die doch ein kuraschirtes Frauenzimmer sei, nicht schon ein paar Jahre früher mit ihm angefangen hatte.

„Tschä!“ erwiderte sie und zuckte die Achseln.

Was ließ sich nicht alles sagen mit diesem Tschä!

## XI.

In Lippoldsbürg hoben die Leute aus anderen Gründen die Schultern und beileibe nicht so frohgemut. Es ging um Berend Hollenried und seinen Sohn.

Beim Wettrennen mit dem „Generalanzeiger“ hatte die „Tageszeitung“ schon im Gründungsjahre wacker aufgeholt und einige Jahre später das Rennen gewonnen. Es war ein überraschender Sieg gewesen, im Urteil der Sachkenner märchenhaft, aber doch nicht einer wie im Märchen beim Wettlauf zwischen Igel und Hase. Beide Zeitungen hatten sich einwandfrei benommen und zünftig angestrengt, aber Hollenrieds beweglicher Geist war immer wieder mit einer Vielheit von Einfällen und mit fortgesetzter Steigerung der journalistischen und technischen Leistungen ins Treffen gegangen. Tonangebend war er noch immer.

„Unsinn! Tonangebend ist der Hof!“ stabilisierte Struck.

„Also doch der Hof?!“ hänselte Gneesèbeck. „Sie sprachen sonst vom Kammerton!“

„Auch jetzt!“ korrigierte Struck. „Bekanntlich hat der Kammerton die Normalhöhe, nach der die Instrumente gestimmt werden. Tonangebend ist also der Kammerton! Infolge-

dessen ist Hofton gleich Kammerton! Haben Sie noch etwas zu bemerken?“

Der Minister hüstelte verärgert. „Witzig!“ gestand er zu und beneidete insgeheim den geschmeidigen Pollux um seine Wendigkeit. Er selber war ja auch nicht auf den Kopf gefallen, aber mit dem Grips dieses Struck wäre er vermutlich schon in der Frühzeit seiner Diplomatenlaufbahn ins Reich hinübergewechselt. Aber wohin verirrte er sich? – Betreten strich er sein Bärtchen und hielt Gericht über sich selbst. Der Richter warf dem Angeklagten vor, seine Fürstentreue wäre – eh – eine Art Selbstversorgung; aber das wollte der Angeklagte nicht zugeben. Nicht bei ihm wäre das so, beteuerte er, sondern bei Struck.

Der Kämmerer griff weiter an: „Wo befinden Sie sich, mein lieber Gneesebeck? Sie sehen so unzufrieden aus!“

Der Minister drehte die Daumen. „Ich befinde mich in Lippoldsburg! Und“, ergänzte er mit einem aufreizenden Lächeln, das der Hof süffisant nannte, „Sie erst recht!“

Er hatte sich wiedergefunden.

Helge v. Struck gab sich nicht geschlagen. „Im engeren Sinne befinden Sie sich bei mir! Das Innenministerium geht auf in meiner bescheidenen Kammer!“

Gneesebeck straffte sich. „Pollux!“ kräkelte er. „Die Photographen entwickeln ihre Plattenbilder in einer Dunkelkammer!“

Struck ließ sich nicht verblüffen. „Es sind aber Lichtbilder!“

Schon freute er sich, Castor aus dem Sattel gestochen zu haben, da lag er selber am Boden; röchelnd, wie Gneesebeck genießerisch feststellte. Mit einer zum Diskant kletternden Stimme triumphtierte er: „Nein, in der Kammer entwickelt sich das Negative! Erst an der Sonne – eh – außerhalb der Kammer entsteht das Positive!“

Pollux zupfte am Bart und nagte an der Unterlippe, machte aber flugs aus der Niederlage eine Anerkennung für sich selbst: „Alle Achtung! Sie haben viel von mir gelernt!“

„Von Ihnen?“ zischte Gneesebeck, langhalsig wie ein Ganser. „Soll ich“, schnatterte er hemmungslos, „etwa auch lernen, wie man Fächerhiebe bezieht?“

Struck verfärbte sich. Oh, wie er ihn haßte, diesen vertrockneten Storch! „Ach“, versetzte er leichthin, „der Page waren Sie?! Das habe ich nicht beachtet! Sie haben ja Waden wie ein Sechszehnjähriger! An Ihrer leicht gekrümmten Haltung hätte ich's allerdings merken müssen!“

Gneesebeck fauchte stöblig, als versage ihm der Atem. „Und ich hätte Sie vernichten müssen!“ japste er und hatte Schaum auf den Lippen.

Soweit hätte es nicht kommen dürfen! rüffelte sich Struck und schaltete um. „Wohin verirren wir uns!“ rief er im Kammer-ton. „Gneesebeck, wir beide sind doch das gleiche Bild, nur ich das Negativ und Sie das Positiv, ich durchsichtig, Sie nicht!“

Gneesebeck hüstelte. Er schien ein Spürchen versöhnt, aber immer noch bereit, wie ein Gänserich loszuhacken: „Zweierlei Bilder wären nicht gut für Sie!“

Der Kämmerer lächelte versteckt. „Auch nicht für Sie!“

Worauf sich die Dioskuren die Hände schüttelten und heftig lachten.

„Zurück zu Hollenried!“

Was Unehre hieß, lag den Hollenrieds nicht. Um derlei gingen sie herum wie um brackiges Wasser. Die Seele, die einem der Herrgott schenkte, hatte er seine Kinder gelehrt, müsse sauber bleiben, damit sie wieder zurückfinde, wenn die Stunde schläge; und mit Genugtuung durfte er sagen, daß ihm weder seine Töchter, die beide schon Frauen und Mütter waren, noch sein Sohn die Ehre bestaubt hatten.

Auf den Sohn war er stolz. Hans war überragend begabt und war schon die Freude der Lehrer gewesen. Sein Lichtbild, eine Schöpfung des Hofphotographen Ziesenitz, hing mit anderen Abiturientenaufnahmen in der Oberprima des Ratsgymnasiums an der Ehrenwand.

Die betreute Klobbe, und hatte ein ehemaliger Schüler einen bedeutsamen Erfolg zu verzeichnen, erstieg der kleine Professor mit seinen kurzen Beinen, in älteren Jahren durch ein Bäuchlein gehemmt, in unerschütterlichem Wagemut einen ewig wackeln-

den Rohrstuhl, suchte, während die eine Hand abwechselnd den Vollbart zauste und die Brille rückte, mit der anderen den Gefeierten, rief, sobald er ihn gefunden hatte, jubilierend: „Hier ist er!“ und schilderte sodann von der Höhe des halbsbrecherischen Sitzmöbels mit der Kühnheit eines Gleichgewichtsakrobaten die Vorzüge seines homerischen Helden.

Es konnte nicht ausbleiben, daß eines Tages – es war in einem Frühsommer bei herrlicher Morgensonne gewesen, in der einem schon ohnedies das Herz lachte – Professor Klobbe, von Freundschaftsschweiß gebadet, in die Oberprima stürmte, an der Ehrenwand den gefährlichen Rohrstuhl erkletterte, auf einem Bild einen ehemaligen Abiturienten suchte, frohlockend ausrief: „Hier ist er!“ und Hans Hollenried feierte.

„Ein kaum vorstellbarer junger Mann, liebe Schüler! Er hat bereits im siebenten Semester auf Grund einer Inauguraldisser-tation über den Schuldbegriff der Tragödie seit Sophokles den Doktorhut der philosophischen Fakultät erlangt und summa cum laude aufs Haupt gesetzt!“

Kopfschüttelnd vor Bewunderung, verließ Klobbe in kühnem Sprung das heimtückische Möbel, erstieg das Katheder und fuhr fort: „Ihr müßt bedenken, daß man schon längst nicht mehr in der Lage ist, nach dem altgewohnten Triennium, also nach mageren drei Jahren, das Doktorexamen zu schaffen!“

Dann setzte er sich behutsam, zückte die Tabakdose und nahm eine Prise.

„Wegen dieses Doktor Hollenried – nicht etwa wegen diesem, wie manche sagen, denn wegen regiert den Genitiv! – werde ich den Rohrstuhl noch häufiger besteigen müssen!“ weisagte er mit seherischer Bestimmtheit und behielt recht.

Bereits nach Jahresfrist verkündete er an der Ehrenwand, Doktor Hollenried habe bei den Deutzer Kürassieren sein Jahr abgedient, sei als Unteroffizier entlassen und werde Reserveoffizier. Dann sprang er vom Stuhl, bestieg das Pult, schnupfte und fuhr fort: „Aber nicht genug damit, liebe Schüler! Er will ein Doppeldoktor werden! Der eine Titel genügt ihm nicht! Während er an der Herausgabe seiner ersten Bücher arbeitete,

hat er wie nebenbei Rechtswissenschaft studiert und will den Doktor juris bauen! Unerhört! – Wo waren wir in der vorigen Stunde stehengeblieben?“

Er nahm eine zweite Prise, umständlicher und bedächtiger als die erste. Mit verruchtem Behagen schauten die Rangen zu, wie er in flinker Handfertigkeit zuerst das eine, dann das andere Nasenloch und wieder das erste und wieder das zweite und immer wieder aus dem Speicher zwischen Daumen und Zeigefinger mit Schnupftabak versorgte, abwechselnd die Augen zukniff und in heimlichen Lustgefühlen schnurrte wie ein gestiefelter Kater. Die Rasselbande ahnte ja nicht, daß er sich bei dieser heiligen Handlung mit der Welt auseinandersetzte. Sie konnte nicht wissen, daß ihn die letzten Gründe des Seins bewegten, sobald er die Tabaksdose, die auf dem Deckel das bärtige Gesicht des griechischen Denkers Plato trug, wie eine Opferschale in der Linken hielt, während die Rechte die verlorengegangenen Krümelchen auf der Kathederplatte und in den oberen Falten der Weste aufstufte und mit zierlichen Strichbewegungen in die heilige Dose versenkte. Erst wenn er sie zuklappte und dabei dem Begründer des griechischen Idealismus, dessen Erziehungsgedanken ihn tief erfüllten, einen freundschaftlichen Klaps auf die Backe gab, war die Gedankenreihe abgeschlossen. Das Tor flog zu. –

Nun munkelte man plötzlich, Hans Hollenried lebe toll drauflos, und im Ratskeller meinte Professor Adrian, den Grund müsse man finden können. Die meisten Geheimnisse wären durch Beantwortung zweier Fragen zu lösen: „Wem nützt es?“ und „Wo ist die Frau?“ Die erste habe bei den Römern „Cui bono?“ gelautet, und die zweite würde von den Franzosen in die Befehlsform „Cherchez la femme!“ gekleidet. Er, Adrian, glaube, es werde „Cherchez la femme!“ sein, und das lege sich.

Sein Kollege Klobbe schien weniger zuversichtlich, und in der Schule wurde der Rohrstuhl an der Ehrenwand so selten bestiegen wie eine Todeswand in den Alpen. Geschah es einmal, galt die Rede einem andern. Fragte aber ein Schüler nach Hollenried,



stammelte Klobbe nur, es handele sich um einen begabten jungen Mann, und geriet in langwieriges Schnupfen, an dessen Ausgang Plato auf den Freundschaftsklaps verzichten mußte, weil der Deckel schwunglos auf die Dose klappte.

Klobbe stammte aus dem Bückeburgischen, wo in manchen Gegenden sonderlich begabte Menschen auf die seherische Kraft ihrer übernatürlichen Gesichte vertrauten. Im Volksmund hießen sie Spökenkieker.

Klobbe war eine Abart. Seine Gestalten entwickelten sich aus Gedanken, die ihn überfielen und meist in keinem Zusammenhang mit gegenwärtigen Ereignissen standen.

Im Falle Hollenried waren sie inniger mit der Gegenwart verknüpft; auch war das Herz dabei, als Klobbe plötzlich an die Buchprämien denken mußte, die Hans alljährlich von Sexta bis Prima erhalten hatte. Auf der Innenseite des Buchdeckels war ein lithographiertes Kärtchen eingeklebt gewesen, in dessen Wortlaut der Name des belohnten Schülers eingefügt wurde, und seit einer langen Reihe von Jahren gingen alle diese Prämienbücher durch die betreuenden Hände Klobbes, weil er auf dem Büchermarkt beschlagen war und Rundschrift zeichnen konnte.

Neunmal hatte er so den Namen Hans Hollenried geschrieben und immer in den gleichen lithographierten Wortlaut hinein, daß diese Prämie dem Schüler verliehen werde — höre deine Gedanken, Erwin Klobbe! — für erfolgreichen Fleiß und sittliches Wohlverhalten.

Da mußte man doch — „Lesen Sie weiter, Lambeck! Ich höre alles!“ — ja, da mußte man doch abermals eine Prise nehmen, um fertig zu werden mit diesem absonderlichen Einfall.

Klobbe wurde fertig mit ihm: „Aufhören, Lambeck! Eine Frage! Ihr wißt ja, was in den Prämien steht: Für erfolgreichen Fleiß und sittliches Wohlverhalten! Könnt ihr euch vorstellen, Hans Hollenried wäre dem Fleiß, aber nicht dem sittlichen Wohlverhalten treu geblieben?“

Einhellig schrien sie: „Nein!“

„Aber ich!“ sprach mit schwerer Zunge Klobbe und wuchtete die Dose zu.

„Du bist verrückt, Fritze!“ dachten die Oberprimaner. Den Spitznamen Fritze hatte man ihm angehängt, weil er aussah wie Fritz Reuter.

„Fahren Sie fort, Lambeck!“

„Fritze, du bist verrückt!“

Fritze war aber nicht verrückt. Wenigstens versicherte das Frau Bankdirektor Samm so nachdrücklich, daß alle Kränzchen-damen enger aneinanderrückten und sie mit dem Rufe „Was Sie nicht sagen?!“ erwartungsvoll anblickten.

Nein, Fritze wäre zwar kein Spökenkieker, aber ein Spöken-denker und behalte immer, aber auch immer recht.

„Nämlich, meine Damen!“ Frau Bankdirektor hob den Finger.

Sie rückten noch dichter zusammen, weil Frau Bankdirektor die Stimme dämpfte.

„Sie müssen schwören, es niemand zu erzählen!“

Sie schworen.

„Ich vertraue Ihnen! Mir hat es mein Mann erzählt. Es ist Amtsgeheimnis. Hans Hollenried bekam als Student zweihundert Mark im Monat. Vor einem Vierteljahr wurden fünftausend überwiesen, vor zwei Wochen achttausend! Alles nach Köln-Deutz! Nun ja: Cherchez la femme! Es wird wohl eine Grabennymphe sein!“

„Pfui!“ entrüstete sich das Kränzchen. Aber Frau VerwaltungsgERICHTSDIREKTOR gab zu erwägen, daß Nymphen billiger wären. So unerhörte Sündengelder wie das Liebchen des Doktor Hollenried beanspruche nur eine Frau von Rang, wenn auch von einem, den die Dame der Gesellschaft verwerfe.

„Zum Beispiel, Frau VerwaltungsgERICHTSDIREKTOR?“ fragte Frau Bankdirektor gespannt.

„Na, zum Beispiel eine Tänzerin! Haben Sie einmal nachgedacht, was die Debarrier kosten wird? Aber machen Sie mich nicht unglücklich!“

Die Weiber sollten nicht so läppisches Zeug schwatzen, zürnte Klobbe, als ihm seine Frau erzählte, wie Frau VerwaltungsgERICHTSDIREKTOR den Namen der Debarrier gerupft hatte. Erstens wäre

das Gerede von einem Liebesverhältnis eine bodenlose Gemeinheit; zweitens habe noch keine Frau einem Manne so heidenmäßig viel Geld gekostet wie die Frau des Verwaltungsgerichtsdirektors ihrem eigenen, was dieser Bedauernswerte nur aushalte, weil er das väterliche Rittergut geerbt und verpachtet habe; und drittens hätten die Schulden des jungen Hollenried, der auf dem besten Wege sei, vor die Hunde zu gehen, mit Frauen überhaupt nichts zu tun, weder mit einer Grabennymphe noch mit einer Nereide vom Schlage der Frau Verwaltungsdirektor, die das Geld gewissermaßen unter standesamtlicher Beglaubigung verputze.

Seit einigen Tagen wußte Klobbe Bescheid.

Glock eins war er aufgewacht und hatte gesehen, wie sich das lithographierte Kärtchen aus dem Prämienbuch löste, zuerst umherflatterte wie ein windverwehtes Blatt, dann sich in einem Wirbelsturm drehte, bis es kreisrund erschien und schließlich die Gestalt einer Roulette annahm mit Fächern und Nummern und einer laufenden Elfenbeinkugel auf der rotierenden Scheibe, neben der sich Berge von Geld häuften, umzittert von fiebernden Händen unter irrsinnig flackernden Augen.

Der Spökendenker hatte richtig gesehen: Hans verlockte keine Frau; ein mieser Satan hatte ihn beim Wickel. Seitdem er sich aus bloßer Wißbegier in die Klauen des Spielteufels gewagt hatte, frönte er der Roulette mit einer Gier, die an Irrsinn grenzte. Das Verbotene in Gemeinschaft mit der unerhörten Spannung des rollenden Zufalls reizte die Nerven eines Hochbegabten, der so übernatürlich brav durch die Jahre des Werdens gegangen war.

Er wußte das selber, erkannte es mit unheimlicher Deutlichkeit, erfaßte den Fluch der hohen Begabung für Menschen, die sich nicht bezähmen, rang sich aber nicht los.

War der Hügel aus Edelmetall und Kassenscheinen, den einer vor sich aufgespeichert hatte, zu nichts zerronnen und die Tasche leer, streckte ihm ein anderer hilfsbereit einen Betrag vor, der — parole d'honneur — als Ehrenschild galt und bis zu einem bestimmten Zeitpunkt zurückzuzahlen war.

Hans mußte kurz nach dem zweiten Doktorexamen fünftausend und schon wenige Monate später achttausend Mark auf-treiben. Frau Bankdirektor Samm hatte erschreckend genau be-richtet.

Er hatte sich seinem Vater bekannt, nicht in einer Unter-redung, was unvergleichlich besser gewesen wäre, nur in einem zurechtgestammelten Brief, der ihm selber erbärmlich vorkam. Und Berend verlor den Kopf, bestellte den Sohn nicht nach Hause, schrieb vielmehr, Hans dürfe sich an seinem Schandpfahl überall sehen lassen, nur nicht in Lippoldsburg. Als aber Hans nach langem Zögern schrieb, er möchte heimfahren und sich aus-sprechen, hatte auch die Mutterliebe ein Wort zu reden.

Nun konnte alles gut werden. Er bekam es über sich, das Haus, in dem die heimtückische Scheibe wirbelte und Leben zerräderte, nicht wieder zu betreten.

„Heimtückisch?“ fragte mit heiserem Lachen der Spielteufel und äugte ihm über die Schulter. „Leben zerrädern? Die reich geworden sind an der kreisenden Scheibe, grollen ihr nicht!“

Das flüsterte auch ein Kamerad unter einer Straßenlaterne, ein Windbeutel, den sich der Teufel aufgespart hatte. Bisher hatte er ihn bis an den Hals mit Gold und Kassenscheinen vollgestopft.

„Sei kein Dummkopf, Hollenried! Ehe du wieder in dein Lippoßdsburg tippelst, kannst du doch wahrhaftig ein letztes Mal dein Glück versuchen! Vielleicht bringst du so viel Silberlinge und Goldfüchse mit nach Spießburg, daß du deine grollenden Alten bezahlen kannst!“

Schon zupfte Hans der Teufel am Ärmel: „Komm! Einmal noch!“

Lange dauerte es. Aber der Teufel siegte.

„Faites votre jeu!“

Die Scheibe schwang. Die Kugel stuckerte über die Zahlen. Es klang wie kollerndes Lachen.

Hundert verloren! Steh auf und fliehe! Sonst geht es ans Leben!

Aber heute war es nicht nur die Gier, mit dem Schicksal zu spielen. Hans wollte die Bank sprengen, um den Eltern zu be-

weisen, daß er nicht so sündhaft töricht gewesen sei, wie sie geglaubt hatten. Seine Blicke umflatterten die Hände des Bankhalters und den wachsenden Hügel aus Münzen und Kassenscheinen, den der Croupier mit raffendem Greifholz zusammenharkte.

„Faites votre jeu!“

Wieder hundert! Stuckern und Gekreisch! Auch die verloren!

„Kamerad, würden Sie helfen?“

„Soviel Sie wollen!“

„Tausend!“

„Bitte sehr!“

Höhnisch hüpfte die Kugel! Verloren! Aber man kennt das! Nur nicht nachgeben! Nochmals tausend! Verloren! Nochmals! Wieder verloren!

„Kamerad, fünftausend!“

„Bitte sehr!“

„Fünftausend! Da, da! Die Scheibe hält! Die Kugel rollt in seine Zahl! Also doch! Ha, man darf nicht schwach werden!

Menschen, die Kugel rollt mit einem letzten Aufgebot von Kraft ins nächste Feld! Seht ihr das? Ins nächste!!

Als Hans in später Nacht durch die Straßen taumelte, wußte er, daß der Teufelsbraten, den sich der Satan aufsparte, die Spielbank gesprengt hatte, und daß er ihm Tausende schuldete. Er hatte das dumpfe Empfinden, der Teufelsbraten hätte tausend zuviel angegeben. Ein Schurke? Machten er und der Bankhalter gemeinsame Sache? Man hatte so viel gehört. Magneten unter der Scheibe! Kugeln mit einseitiger Schwerkraft! Es war doch sogar für einen, den sich der Teufel in die Vorratskammer gestellt hatte, unmöglich, auf anständige Art fortgesetzt zu gewinnen!

Was nützten dem Schuft die Teufeleien? Wo war der Endgewinn? Einmal würde ihm der Satan die Wechsel präsentieren!

Wechsel, Hans Hollenried? Warum starrst du so?

Für ihn ändert das nichts! Wenn er – und diesmal binnen einer Woche – seine Ehrenschild nicht beglichen hat, wird er

infam kassiert, ausgestoßen aus Rang und Stand des Offiziers und vernichtet wie ein Zuchthäusler.

Er ächzte wie ein todwundes Tier, das nichts mehr fühlt als die Last der Erde.

Trotzdem rettete er sich zu Vater und Mutter. Dort wohnte er wieder in seinem Jungenzimmer und erlebte Jahre, die vorüber waren.

Er gefiel den Eltern nicht. Die Mutter pflegte ihn wie einen Kranken, und der Vater konsultierte Niewöhner.

Der konnte so wenig hexen wie andere auch und betonte das mehr als nottat. Was die Natur verbochen habe, müsse sie auch selber wieder gutmachen. Der Arzt könne ihr nur den Weg kürzen. Etwas Ähnliches habe vor Jahrhunderten der große Paracelsus auch schon gesagt. Aber hätte es zu dessen Zeiten Nervensanatorien gegeben, hätte er einen Gemütskranken wie Hans in eins hineingeschickt. Er, Niewöhner, könne nur das gleiche tun.

Dann vermerkte er die Anschrift einer Kuranstalt, und Hans war zufrieden. Er wollte nur eine bestimmte Nachricht abwarten und dann reisen.

Einige Wochen später fuhr er ab. Er solle bald schreiben, riefen ihm die Eltern nach. Ja, nickte er in einer Art, die sie gruseln machte, bald!

Als am nächsten Morgen Berend Hollenried die Frühpost las, sprang er taumelnd auf, hielt ein Schreiben in flatternden Händen, verlor das Bewußtsein und schlug hin wie ein Baum.

Ehe sich die Sekretärin zusammenriß und Hilfe herbeirief, stand er wieder, tastete sich zum Schreibtisch zurück und ordnete an: „Bitte, den Faktor!“

Dem reichte er ein Blatt und ein Klischee und stammelte: „Das muß noch heute in die Zeitung! Auch das Bild!“

Er suchte einen Halt und stöhnte: „Nach Hause! Bestellt einen Wagen!“

Auf dem Wege zur Setzerei las der Faktor das Schreiben und tastete sich nun selber vorwärts: „Donnerwetter!“

„Auf Grund des Landesgesetzes vom 7. Februar 1887 über die Publikationspflicht der Presse werden Sie aufgefordert, neben dem beigefügten Bild folgende Ankündigung unverzüglich zu publizieren: Gegen den nebenstehend abgebildeten Dr. Hans Hollenried, geboren in Samter, Kreis Wehlen, Sohn des Berend Hollenried und seiner Ehefrau Ellen, geborener Arnebeck, in Lippoldsburg, wurde die Untersuchungshaft wegen Wechsel-fälschung angeordnet. Es wird ersucht, ihn zu verhaften und in das nächste Gerichtsgefängnis einzuliefern. Meldung an die Staatsanwaltschaft zu den Akten H. 688/98. Der Täter ist schlank, mittelgroß, dunkelblond, bartlos. Gesicht markant mit studentischen Schmissen, Augen braun, Hände gepflegt. Die Staatsanwaltschaft von Lippoldsburg.“

Sie erwischte ihn nicht. Oberförster Dankelmann fand ihn im städtischen Forst, sitzend an den Stamm einer Eiche gelehnt; daneben ein Terzerol.

Hans war tot.

Neben der Waffe lag ein Brief an seine Eltern. Darin stand, er hoffe, der Herrgott werde sprechen: Du hast gebüßt! Nun lebe!

Unter den Büchern, die er mit nach Hause gebracht hatte, befand sich ein Neudruck des Memorialbuches, das im Jahre 1573 der schlesische Ritter Hans von Schweinichen verfaßte, ein trunkfester Recke im Dienste der Herzöge von Liegnitz, der weite Reisen gemacht, das Leben geliebt und es trotzdem verpraßt hatte. Hans Hollenried hatte hineingeschrieben:

Der Ritter Hans von Schweinichen,  
Weit kam er in die Welt herum.  
Er trieb es bunt und bunter,  
Kam arg dabei herunter,  
Und schließlich kam er um.  
Nun wirst du ihn wohl steinigen,  
Verehrtes Publikum!

Er hatte sich geirrt. Es steinigte ihn niemand. Auch gegen seine Eltern hob niemand einen Stein auf. Manche erschranken

vor dem Gedanken, daß auch ihnen einmal das Schicksal aufspielen konnte. Man entsann sich, was Dankelmann sagte: „Nur nicht drängeln! Es kommt jeder dran!“ dachte auch, wie Prutz in einem Vortrag über Erbgut ausgeführt hatte, keine Familie sei davor bewahrt, daß sich beim Gang der Geschlechter urplötzlich in ihren Reihen der Urwaldaffe melde.

Es gab noch ein Mitleiden in der Welt. Auch in Lippoldsburg war es nicht ausgestorben. Die meisten waren nicht aus Neugier dabei, als sie Hans Hollenried in die Erde legten. Berend und Ellen hatten so erloschen ausgesehen, daß auch Frau VerwaltungsgERICHTSDIREKTOR mit einem Battismouchoir über die Augen fuhr; und im Kränzchen fand sie tiefgründige Worte über das Geheimnis der menschlichen Schuld, so geistvoll, daß Frau Landgerichtsdirektor bewegt erklärte, ihre Ausführungen müßten Gemeingut des lippoldsburgischen Volkes werden.

Sie wurden es nicht. Man las sie einige Tage später auf dem Kleemannschen Abreißkalender; leider mit dem Verfasseramen Schopenhauer. Der Philosoph und Frau VerwaltungsgERICHTSDIREKTOR hatten zu ganz verschiedenen Zeiten den gleichen Einfall gehabt.

Auch Dankelmann hielt es mit Schopenhauer, aber anders, und schrieb einen Lehrsatz, der nicht auf dem Kleemannschen Kalender stand, an die Spitze eines Briefes für Berend und Ellen Hollenried:

„Ist einer heiter, so ist es einerlei, ob er jung oder alt, arm oder reich sei; er ist glücklich!“

Dann erhärtete Dankelmann, kein rechter Mensch auf Gottes Erde dürfe sich von einem Genickfang des Schicksals umlegen lassen. Die Jagd nach dem Glücklichsein wäre nur dann gerecht betriebenes Weidwerk mit Suchen und Pirschen, Streifen und Riegeln, wenn man darunter nichts anderes verstehe als die heitere Ausgeglichenheit der menschlichen Seele. Sonst werde man nach allem Fährten und Spüren das Glück nur tot oder krank schießen. Und um Berend und Ellen schon mit einem Fünkchen Heiterkeit das Herz zu wärmen, schloß er den Brief mit einem Scherz: „Bedürfen Sie meiner, um falsche Ehrgefühle, Verzweiflung über



das Verlorene, Furcht vor dem Kommenden und anderes Raubzeug abzuschießen, dann schreiben Sie mir. Ich verhalte mich akkurat wie die Althändler: Karte genügt! Komme sofort!“

Und in der Tat, bald feuerte er im Hause Hollenried die Treffer seiner humorigen Weisheit auf das räuberische Geplack, als Adjunkten seine Frau dabei, das Sopherl aus Wien, das die Molesten der armen Ellen aufs Korn nahm. Der dritte war Niewöhner, der fortgesetzt die goldene Klappdeckeluhr zog, als müsse er den beiden Hollenrieds den Puls fühlen, der vierte der Kommerzienrat, der fünfte Lutz Hildebrand, der sechste Erwin Klobbe, und viele andere dazu, aber Klobbe war seinen eigenen Weg gegangen.

Die Tragödie Hollenried hatte sich in den Schulferien abgespielt, und so bangten am ersten Schultag die Oberprimaner, ob Fritze das Lichtbild Hollenrieds von der Ehrenwand holen und vernichten werde, wie es vor Jahren mit dem Bilde eines anderen geschehen war. Das hatte Klobbe zu Boden geschleudert und mit den Schülern abwechselnd zertrampelt. Darum blieb ihnen der Atem stehen, als der Professor in die Klasse stürmte und ächzend das Katheder bestieg. Zertrampeln war kein Spaß! Der Mensch auf dem Bild hatte doch auch auf diesen Bänken gesessen, hatte ebenfalls die Freiheit ersehnt und Hoffnungen hinausgesandt.

„Guten Morgen, Primaner!“

„Guten Morgen, Herr Professor!“

„Den Rohrstuhl an die Ehrenwand!“

Einige polterten mit dem Möbel hinüber.

„Wo hängt das Bild des Hollenried?“

„Dort!“ Einundzwanzig Finger stachen in die Richtung.

„Primus!“

Der Klassenerste sprang auf.

„Herunterholen! Ich kann es nicht!“

Der Primus wäre fast dabei gestürzt. Er legte es auf das Pult.

„Gut! Setzen!“

Klobbe fingerte an dem Bild herum, putzte es blank, legte es wieder auf die Pultplatte, zückte die Tabatière, schnupfte eine kleine Ewigkeit und tupfte die Krümel auf.

„Plato hat gelehrt. Beginn der Weisheit sei das Nichterfassen und Erstaunen. Ähnliches hat Goethe zu Eckermann gesagt. Nichterfassend und staunend verharren wir vor der Tragödie Hollenried!“

Er verstaute die Tabatière, wischte die Stirn und blickte durch die Fenster weit hinaus.

„Schon einmal habe ich ein Bild von dieser Wand holen lassen! Das Bild eines Ehrlosen! Wir haben es in Splitter zertreten!“

Programmwidrig zückte Klobbe noch einmal die Tabatière und schnupfte in erregter Hast, konnte es aber nicht mehr hindern, daß ihm Tränen über die Wangen rollten. Mit dem Buntgewürfelten wischte er sie fort.

„Auch heute mußten wir ein Bild herunterholen, um es niemals wieder hinzuhängen! Es gehört nicht mehr an eine Ehrenwand! Nein, an eine Ehrenwand“ – hurtig stopfte er noch eine Prise in die Nase – „an eine Ehrenwand gehört es nicht mehr! Aber der Mensch, den dieses Bild darstellt, ist nur gestrauchelt, weil er zu aufrecht ging! Sein Stolz war zu groß und trotzdem zu klein! Nun hat er gesühnt, hat nicht gewartet, bis ihn ein Urteil in den Kerker warf! Primaner, wir wollen abstimmen! Wer dafür ist, daß wir das Bild vernichten, stehe auf!“

Er ließ die Blicke gleiten. Niemand stand auf.

„Ich danke euch! Was mich betrifft“ – schnell eine Prise, Klobbe! – „also was mich betrifft, so will ich bei mir daheim das Bild neben meinen Schreibtisch hängen! Da hängen Plato und Goethe! Die waren auch nicht frei von Schuld, sonst hätten sie nicht darüber schreiben können! Ich hoffe, der Herr Direktor und die Eltern Hollenried werden einverstanden sein!“

Durch die Klasse flog ein Raunen und schließlich durch Weitersagen ein Auftrag für den Primus.

Der erhob sich ungestüm: „Herr Professor, die Klasse bittet ums Wort!“

„Sie hat es!“

„Herr Professor, die Klasse läßt Ihnen sagen, das werde sie Ihnen nie vergessen!“

Schnell setzte er sich wieder. Um ein Haar, und er hätte geflennt!

Klobbe stieg vom Katheder, wanderte vor den Bänken auf und ab, wühlte im Bart und wischte die Augen: „Das Leben, Kinder, das Leben! – Nur gut, daß wir uns verstanden haben!“

Dann warf er den Kopf, blieb stehen, zog mit hartem Ruck die Krawatte fester und sprach: „Die Pflicht! – Wo waren wir vor den Ferien stehengeblieben?“

## XII.

Noch andere taten ihr Teilchen, um Berend und Ellen das Dasein wieder lebenswert zu machen.

Da meldeten sich die Dioskuren.

Sie hatten wieder eine kleine Assemblée gehabt, sehr einig, sehr miteinander verbunden. Ihre Weltanschauung lieferte nach Bedarf eine sittliche Grundlage für ihre Beschlüsse, im Falle Hollenried die Verwerfung des Mitleids als einer unpolitischen Gefühlswallung.

Hollenried hatte auch die gefälschten Wechsel eingelöst. Derartige Verluste in so kurzer Zeit waren geschäftlich untragbar. Ehrenmann zu sein war eben manchmal – eh – gleichfalls eine unpolitische Gefühlswallung!

Lutz Hildebrand riet zu einer Stillen Gesellschaft. Das Sopherl, das Dankelmann seinen kleinen Adjunkten nannte, wollte wissen, was das wäre. Klein war sie tatsächlich. Beim letzten Maskenball der „Ressource“, wo sie als Falkner erschienen war – zum Entsetzen der älteren Damen in kurzen Hosen, noch nicht einmal ein schottisches Röckchen darüber! – hatte sie ausgesehen wie ein fröhlicher Junge. Aber Frau Hauptveterinär, schon angetagt und reichlich bissig – ihr Zahnarzt war Ernst Könersmann in der Erlenrieder Allee! – hatte vermutet, das Sopherl habe nur seine hübschen Beine zeigen wollen.

Augenblicklich zeigte sie ihre hübschen Zähne, weil sie über den Ausdruck Stille Gesellschaft lächeln mußte. Die gab es doch manchmal!

Lutz erläuterte: „Nimmt ein alleiniger Eigentümer einen Teilhaber, so entsteht eine Gesellschaft! Nimmt er einen stillen Teilhaber, nämlich einen, der nach außen nicht in Erscheinung tritt, so entsteht eine stille Gesellschaft!“

„Aha!“ sagte das Sopherl, aber immer noch mit einem Lächeln.

Der Name Sophie, bemerkte Dankelmann dazu, bedeute bei den Griechen die Weisheit!

„Aha!“ sagten nun die andern, aber der Kommerzienrat warf dazwischen, im Geschäftsleben mache keiner mehr Lärm als ein stiller Gesellschafter. Immerhin wäre es empfehlenswert, Hollenried sähe sich nach einem um. Allerdings werde er die fürstliche Kammer fragen müssen, wahrscheinlich auch den Innenminister.

Hollenried war der gleichen Meinung und beschloß einen Bericht an Regierung und Kammer. Die Dioskuren enthoben ihn dieser Mühe. Sie schrieben selber.

Unter Hinweis auf die vertragliche Frist von einem Vierteljahr kündigten Ministerium und Kammer das investierte Kapital zuzüglich Zinsen.

„Sehen Sie, wie recht ich hatte mit dem Vierteljahr!“ triumphtierte Gneesebeck.

In der kleinen Assemblée hatte Gneesebeck vorgeschlagen, Seine Durchlaucht vor eine vollendete Tatsache zu stellen. Aber Struck hatte das Gesicht verzogen und bedenklich den Kopf gewiegt.

„Macht Hollenried beim Fürsten eine Attacke auf die Tränenrüsen, fallen wir hinter die Planke und bleiben liegen! Nein, durch gemeinsamen Vortrag müssen Seine Durchlaucht veranlaßt werden, selber den Befehl zu geben!“

Dann hatten sie Vortrag gehalten.

Das Erfordernis, über ein Publikationsorgan verfügen zu können, bejahte auch Seine Durchlaucht. Vielleicht hätte man gar nicht so entscheidend klug gehandelt, als man das Intelligenzblatt verschwinden ließ, gab Seine Durchlaucht zu erwägen. Damals wäre er verärgert gewesen, und außerdem sei er infolge der Passionen seiner Vorgänger darauf angewiesen, jeden Pfennig zu sparen. Wäre es aber so, daß der Verleger sich weigere, berech-

tigten Wünschen nachzukommen, habe die Verbindung den Sinn verloren. Im schlimmsten Falle büße man Kapital ein, ohne den geringsten Vorteil gehabt zu haben, im besten erhalte man zwar das Geld zurück, aber unter Prestigeverlust. Also ein Ende machen! Allerdings widerstrebe es ihm, daß die Aufkündigung in einer Zeit erfolgen sollte, in der sich für Hollenried so Trauriges ereignet habe.

„Ew. Durchlaucht“, erlaubte sich Gneesebeck mit Verlaub zu bemerken, „Mitleid ist eine unpolitische Gefühlswallung!“

Ohne Vorbehalte für den Einzelfall wollte das der Fürst nicht zugeben. Weltanschauungen dieser Art wären machiavellistisch.

Gneesebeck schlängelte. Gegen den großen Machiavelli habe sich in jüngeren Jahren auch Friedrich der Große gewandt. Im Alter dagegen, als er die Menschheit kennengelernt hatte, habe er in seinem Politischen Testament geschrieben, so leid es ihm tue, er müsse Machiavelli zustimmen.

Albrecht wollte wissen, auf welchen Agitationsgebieten sich Hollenried geweigert habe, Regierungswünschen nachzukommen.

„Auf den unmittelbarsten!“ krächte Gneesebeck. „Er weigerte sich sogar, Anmaßungen der Enklave gegenüber dem Bestand des Fürstentums zurückzuweisen!“

Vielleicht wären die Notizen des Ministeriums zu scharf gewesen, mutmaßte der Fürst.

„Au contraire, Durchlaucht! Sie waren, zumal ein Anfang gemacht werden sollte, von einer für Kabinett und Kammer beschämenden Milde!“

Struck bat um den Vorzug, diese Auffassung Seiner Exzellenz teilen zu dürfen.

Albrecht war noch immer nicht gewonnen. Ob man Hollenried nicht umstimmen und wirtschaftlich retten könne, wenn Kammer und Kabinett weiteres Kapital investierten.

Nein, fieberte Gneesebeck, der Mann sei preußisch infiziert, und so wäre es eine schreiende Ironie, daß er offen und versteckt seine preußische Politik mit fürstlich lippoldsburgischen Geldern betreibe. Dagegen sei der „Generalanzeiger“ bereit, seine schon immer treulippoldsburgische Politik verstärkt fortzusetzen, die

stille Beteiligung der fürstlichen Kammer in Gesellschaftsform zuzulassen und außerdem eine eindrucksvolle Titeländerung vorzunehmen: Lippoldsburgischer Generalanzeiger und Intelligenzblatt! Das wäre ja der feine Unterschied: Lippoldsburger Generalanzeiger sei ein Anzeiger für die Stadt, lippoldsburgischer dagegen für das ganze Land. Man habe bereits ein Gutachten des Landesschulkollegiums vorliegen.

„Und, Ew. Durchlaucht, das Intelligenzblatt ist wiedererstanden!“ begeisterte sich Gneesebeck und sah aus, als wollte er mit den Flügeln schlagen.

Da stimmte der Fürst den Dioskuren zu.

Hollenried wollte nicht Amboß, wollte Hammer sein. Aber seine Verhandlungen mit den Banken schlugen fehl. Für größere Kredite waren die Deckungswerte nicht mehr hoch genug. Dagegen schienen Verhandlungen mit Fabritz erfolgversprechend, denn einige Kränzchen berichteten, im Anschluß an die letzte Unterredung mit Hollenried sei der Kommerzienrat nach Berlin gefahren. Der Einwand, nach Berlin fahre er oft, wurde niedergeschrien. Mit seinen üblichen Reisen habe die augenblickliche gar nichts zu tun. Immer wäre er nachmittags gefahren, diesmal morgens!

Anderen war zugetragen worden, am nachfolgenden Vormittag wäre auch der Landrat nach Berlin gefahren, beordert durch ein Diensttelegramm. Der Einwand, Diensttelegramme erhalte er oft, wurde mit Empörung zurückgewiesen. Dagegen fand Frau Oberpostrat gespannteste Aufmerksamkeit. So wahr sie hier saß, der „Generalanzeiger“ wurde Fürstenblatt und bekam direkten Draht nach Berlin!

Unter den Männern urteilten die Unentwegten, es wäre schon betrüblich, wenn der Kommerzienrat, der ewig erklärte, Deutschland müsse ein Einheitsstaat werden, seine Hand im Spiele hätte. Saß aber noch der Landrat in der Verschwörung, dann wurde die Sache abscheulich; dann wurde sie preußisch!

Niewöhner stand abseits. Er konnte nicht fassen, warum das Vorgehen gegen Hollenried in einem Zeitpunkt erfolgen mußte,

in dem er sich in Seelennot befand. Sobald ihn Seine Durchlaucht zur Konsultation befahl, wollte er den aufgespeicherten Groll vor ihm ausschütten.

Die Gelegenheit fand sich bald. Der Fürst hatte sich eine Schramme zugezogen.

Niewöhner ließ anschirren. Das hatte gute Weile. Erst mußte er sich mit einem Frack behängen. Das fuchste ihn seit Jahren. Konnte man diese verrostete Etikette nicht endlich zum alten Eisen werfen? — Gesetzt, der Fürst würde von einer Krankheit befallen, bei der es in Minuten um Leben und Tod ging, dann kam wahrhaftig erst der Frack und dann der Fürst.

Niewöhner fand die Zivilcourage, Seine Durchlaucht zu bitten, in Zukunft nicht kommen zu dürfen, wie ein Zeremoniell es vorschreibe, sondern so schnell wie möglich, und wäre es im Jagdhabit.

Albrecht fürchte die Stirn, nicht weil am Arm die Schramme brannte, als Niewöhner säuberte und verband, nur weil er selber das altbackene Zeremoniell verwünschte.

Er lachte grimmig. „Sie wissen ja nicht, was Hof ist! Das weiß noch nicht einmal ich genau! Starb im alten Frankreich der Souverän, riefen die Höflinge: Der König ist tot, es lebe der König! Das bedeute, sagte man, das Volk müsse leben, auch wenn der König sterbe. In Wahrheit hieß es: Der König ist tot, der Hof lebt weiter! Eine Kamarilla zu erwürgen ist schier unmöglich. Herkules hat es mit der neunköpfigen Hydra leichter gehabt. Man muß sich damit begnügen, die Bestie Hof zu bändigen. Denken Sie an einen bissigen Hund, den sein Herr am Genick faßt und ihm die fletschende Schnauze so lange in den Sand stößt, bis er gehorcht. Gern will ich Ihnen den Wunsch erfüllen, als Arzt zu erscheinen, wie es Ihnen beliebt, aber mit den Kammerherren und Kammerdienern müssen Sie selber fertig werden!

Niewöhner packte seine Instrumententasche. Unterdessen nahm er sich ein Herz und brachte das Gespräch auf Hollenried.

Albrecht fuhr auf. Das habe mit der Kamarilla nichts zu schaffen. Die Anordnung stamme von ihm. Hollenried wäre

Bankerotteur, und die fürstliche Kammer dürfe sich nicht erlauben, Geld zu verschwenden.

Niewöhner bat, Seiner Durchlaucht Vortrag halten zu dürfen. Rundweg erklärte und bewies er, daß der Fürst mit halben Wahrheiten gegängelt worden war, und verschwieg auch nicht, daß der Hieb gegen Hollenried zurückschnellen könne wie bei den Australnegern der Bumerang.

Albrecht preßte die Lippen zusammen, als schmerze die Wunde. „Wir sind hier nicht bei Australnegern!“ verwies er Niewöhner. „Auch nicht bei Hottentotten!“

Niewöhner hatte einen ausnehmend guten Tag. „Leider nicht, Ew. Durchlaucht!“ gab er zurück. „Bei den Hottentotten werden die Fürsten mit der Kamarilla fertig!“

„Jetzt bist auch du fertig!“ setzte er in Gedanken hinzu, als ihn die Augen des Herrschers anflamnten. Trotzdem blieb er standhaft. „Bei denen beseitigt der Häuptling aufsässige Höflinge durch Genickstich. Handelt es sich jedoch um höchste Würdenträger, werden sie in Anerkennung ihrer unsterblichen Verdienste mit dem Zepter erschlagen!“

In den Augen des Fürsten war die Lohe versprüht. Er brach in befreiendes Lachen aus. „Wahrheit oder Dichtung, Leibarzt?“

„Ich verbürge mich, Durchlaucht! Die Zulukaffern haben den gleichen Kodex!“

Als der Fürst den Sanitätsrat entließ, drückte er ihm die Hand fester als sonst. „Mediziner sind Sie nicht! Sie sind Arzt!“

Niewöhner war zufrieden.

Daheim fragte ihn seine Eheliebste, ob er einen Doktor Werner Braß kenne. Am Sonntag habe er Besuche gefahren. Er hätte sich schon in den ersten Tagen unbeliebt gemacht, vornehmlich bei Hofe. Dem Fürsten habe er den Gruß verweigert!

Zwei Wochen war es her. Werner Braß war vom Bahnhof gekommen und strebte mit dem Dienstmann Nummer eins der Stadt zu. Bäume und Sträucher trugen Frühsommerkleid. Pfingstmaien standen an den Türpfosten.



Auf dem Ratsmarkt hörte er Pferdegetrappel und sah eine Galakutsche mit blitzenden Fensteraugen und schwarz lackierten Wänden. Die Menschen grüßten. Nur er, just vor dem Herkulesbrunnen, behielt verständnislos den Hut auf dem Kopf.

Der Groom auf dem Trittbrett zeigte ihm, daß er ihn übersah, aber der Kutscher, ein phänomenaler Mann in leuchtendem Justaucorps, warf den Kopf und durchpfeilte ihn mit einem Blick unsäglicher Empörung. Das Hufegehämmer blieb trotzdem lustig. Flink rollte der Wagen in die nächste Straße.

Braß gewahrte, daß er nicht nur dem Kutscher mißfallen hatte. Mit vorwurfsvollem Gesicht und wie in die Erde gerammt verharrte der Dienstmann Nummer eins. Beim Anblick der Galakutsche hatte er die Gepäckstücke beiseitegehastet, in scheuer Ehrfurcht die rote Dienstmütze vom Kopfe gerissen und in Andacht und Ergriffenheit vor die Brust gehalten. Nun wischte er mit dem Ärmel über ihr Messingschild, setzte sie zögernd wieder auf und äugte kummervoll zu Braß hinüber.

Auch eine Dame nahm Anstoß. Im Vorbeirauschen musterte sie den aufreizenden Fremden aufgebracht durch ihre Stielbrille — nicht doch, Braß! — indigniert durch ihre Lorgnette, ließ das Binokel mit Grandezza an die Halskette fallen und wogte davon. Ihre Schleppe fegte die Fliesen. Fröstelnd überquerte sie den Ratsmarkt. Ein Mensch wie Braß machte sie erschauern. Aber es war auch kühl. Sie trug deshalb über dem Kleid eine Schaubel, Marlotte genannt, altmodisch, sie wußte es, aber köstlich im Wurf.

„Alte Schaubel!“ dachte besinnlich der Trachtenkenner.

Ein älterer Herr, schlank, ausnehmend gepflegt, unmerklich gebeugt, im ganzen strack, fingerte an der silbernen Krücke seines Ebenholzstockes, als hätte er nicht übel Lust, eine Züchtigung vorzunehmen. Den Unwillen um Braß beobachtete er mit augenscheinlicher Genugtuung. Ja ja, das treue lippoldsburgische Volk! Auch er hatte dem Fremdling beredte Blicke zugeworfen, schickte sich aber nun an, den Ratsmarkt zu überqueren und den absonderlichen jungen Mann nicht länger zu beachten. Vor dem Rathaus wartete seine Chaise.

Kurz entschlossen trat Braß auf ihn zu, lupfte den Hut, verbeugte sich knapp und erbat Auskunft: „Sie grüßten die Kutsche! Sie war doch leer!“

Fast ein wenig versöhnt, betrachtete ihn der offenbar hochstehende Herr ein Weilchen, lächelte säuerlich, klemmte das Monokel fester, schnippte hüstelnd mit Daumen und Zeigefinger über sein weißes Schnurrbärtchen und stellte in fühlbarer Nachsicht die Gegenfrage: „Sie sind wohl fremd in Lippoldsburg?“

„Ganz recht!“

„Bemerkten Sie nicht das Wappen unter den Wagenfenstern? Auf goldenem Grund ein Schwert und eine Rose!“

„Sehr wohl! Indessen –!“

„Junger Freund, Sie sahen richtig! Niemand saß im Fond! Es war jedoch“ – und hier hob der ältliche Kavalier die knarrende Stimme zu feierlichem Klang empor – „das persönliche Kupee Seiner Durchlaucht des Fürsten von Lippoldsburg!“

„Oh!“ entfuhr es Braß in ehrfurchtsvoller Bewunderung.

Herablassend hob der Kavalier den grauen Zylinderhut, verbeugte sich weltmännisch und schwipp wie in Scharnieren, so daß über den hellgrauen Gamaschen der schwarze Überrock wie das Schwänzchen einer Bachstelze wippte, und strebte mit federnden Schritten dem Wagen zu.

„Mensch, Braß!“ rief es plötzlich glockenhell. „Wo kommst denn du her? Ist dir Berlin nicht groß genug?“

Vor ihm stand Elfriede v. Winterstetten, die Schwester des Landrats von Liebenböhl.

„Heil und Sieg, Jugendgespiele!“ rief Braß erfreut und ergriff ihre Hände. „Bist du beim Bruder? Ja?“ Er sah ihren Ring. „Und schon vergeben?“

„Nun, mit uns beiden wäre es ja doch nichts geworden!“ sagte sie herzlich und lachte übermütig. „Sobald ich Geige spielte, hättest du auch in der Ehe behauptet, ich spielte einen Viertelton zu tief. Das würde wohl stimmen. Aber dann stimmte die Ehe nicht! – Weißt du übrigens, mit wem du soeben gesprochen hast? Mit Seiner Exzellenz Freiherrn von Gneesebeck,

Innenminister Seiner Durchlaucht des Fürsten von Lippoldsburg!“

„Ich ersterbe in Ehrfurcht!“

„Und was gedenkst du außerdem zu tun?“

„Ich gedenke etwas herzustellen, das jeden Morgen auf deinem Tisch liegt!“

„Brötchen!“ riet sie boshaft.

„Warte!“ drohte er grimmig und lachte.

Nun wurde sie nachdenklich. „Daß gerade du das machen würdest, habe ich nicht erwartet. Ehrlich gesagt, ich hätt's dir auch nicht zugetraut!“

„Das ist sogar außergewöhnlich ehrlich!“ spöttelte Braß.

Sie hörte nicht hin. „Weiß es mein Bruder?“

„Möglich, daß er's inzwischen erfahren hat. Es ging alles in Hast. Ordre und ab!“

Sie reichte ihm die Hand: „Keine Zeit! Wo wirst du wohnen?“

„Vorerst Rose!“

„Gut, Junge! Und besuche uns bald!“

Mit flinken Schritten stöckelte sie davon, und Braß wandte sich ab. Nun, wenn schon! Richtig ernst war es nie gewesen.

„Also zur Rose!“ befahl er.

Dienstmann Nummer eins blieb vor Schreck der Mund offen. Machte der Zugelaufene, der sich angemaßt hatte, die Equipage des Landesherrn nicht zu grüßen, etwa Anstalten, im Preußenhotel zu kampieren?

„Herr!“ rief er keuchend und fegte mit den Reisekoffern heran. „Sie sind falsch!“

„Im Gegenteil, Mann!“ versetzte Braß. „Offen und ehrlich!“

„Ich meine“, verbesserte Nummer eins, „der Herr sind falschen Wegs! Ich empfahl Hochwohlgeboren den Bären!“

„Und ich mir die Rose!“ erschlug ihn Braß.

Unwillkürlich trat Nummer eins einen Schritt zurück. Er war ein treuer Lippoldsburger. „Dann muß ich für Euer Hochwohlgeboren den Dienst einstellen!“

Braß wurde ungeduldig. „Na, erlauben Sie mal! Sie können doch die dreißig Schritte bis in die Hoteltür noch Dienst tun!“

„Bedauere nein!“ beharrte Nummer eins. „Der Hausdiener Knipp würde mich nicht hineinlassen!“

„Sie scheinen da sehr beliebt zu sein!“ stellte Braß fest, drückte ihm einen Taler in die schwielige Pranke, warf den Mantel über die Schulter, nahm seine Koffer auf und pendelte sie mit Jungmanneskraft in die „Rose“. „Adieu!“ Schon stand er in der Vorhalle. Wie ordinär du bist, Werner Braß! Ein Grand Hotel hat ein Vestibül!

„Boy!“ donnerte eine Stimme, und vom Lift flitzte ein Junge herbei, soeben der Schule entwachsen, Beinkleid schwarz, Jacke und Käppi rot, Miene: In zwanzig Jahren Hotelier! Kleiner Anfang!

„Boy!“ Gerufen hatte der Pförtner – nicht doch, Braß! – der Portier, Livree preußisch blau, Knöpfe silbern, Backenbart zweispitzig mit freiem Kinn.

In Gedankenschnelle flatterten die Handkoffer an zwei Boyarmen vor den Aufzug.

War das nicht die Aufgabe des Hausdieners Knipp? – Der saß in der Portierloge beim Vesperbrot. Unstörbare heilige Handlung!

Der Portier trat näher, welterfahren, selbstbewußt, väterlich: „Der Herr wünschen ein Zimmer?“

„Jawohl, und für länger!“

Pause und Spannung: „Mit oder ohne Bad?“

„Mit!“

Der Portier verbeugte sich gewinnend und warf einen Triumphblick zu Knipp hinein. Hatte er nicht gleich gesagt, der Herr werde ein Zimmer mit Bad nehmen?

Er hatte kurz vorher mit dem Hausdiener an der Scheibe der Eingangstür den Fremden begutachtet.

„Der Herr wünscht ein Zimmer mit Bad!“ meldete er nun dem Geschäftsführer, dazu mit Nachdruck: „Für länger!“ und räusperte sich befriedigt.

Der Geschäftsführer, elegant, in schwarzem Cutaway mit gestreiftem Pantalon, die Weste mit weißem Paspel, verneigte sich flüchtig, griff zum Nummerbrett, übergab dem Zimmer-

kellner einen Schlüssel und verwies Braß auf ein bereitliegendes Formblatt: „Bitte dieses Formular auszufüllen! Strenge Vorschrift des Herrn Innenministers, Polizeiabteilung!“

„Ah, Gneesebeck!“ dachte Braß und schrieb.

Unauffällig spähte ihm der Portier über die Schulter: Braß, Werner, Dr. jur., Berlin. Hatte er's nicht gleich gesagt? Jurist!

Daß der Fremde Akademiker war, hatte natürlich auch der Hausdiener festgestellt. Er hatte ja Schmisse. Aber auf weite Sicht, von hier bis zum Herkulesbrunnen den Juristen erkennen, das konnte unfehlbar nur ein erfahrener Portier, der in England, Frankreich, Italien und Spanien gewesen war und die Menschen wie sein Mützenschild kannte.

Aber was waren es denn für Schmisse? Davon hatte nun wieder der Portier keine Ahnung. Da halfen eben keine Weltreisen; da mußte man Fax in einer schlagenden Verbindung gewesen sein wie Knipp!

„Das sind Quartan, mein Lieber! Nur an der rechten Schläfe, da hat er eine Terz auf der Temporalis! Abfuhr! Das spritzt wie eine Wasserleitung! Und auf der Stirn hat er eine ver-rutschte Säbelprim! Die hat er mit dem Korb gerade noch her-ausgefangen!“

Als Braß dem Geschäftsführer das Formblatt zuschob und den Halter zusammenschraubte, murmelte der Portier, als habe er vergessen, wo er war: „Thank you, Sir!“

Der Zimmerkellner schoß mit fliegenden Schößen zum Fahrstuhl und rief dem Boy zu: „Etagé eins!“ —

Eine Stunde später las Braß im Hotelrestaurant die Menukarte: Consommé, Hors d'oeuvre, Entrecôte grillé, Crème Chaudeau.

„Wie wäre es“, schlug er dem Oberkellner vor, „wenn wir das verdeutschen?“

Der lächelte verständnisvoll. „Wörtlich nicht möglich, mein Herr!“

„Also unwörtlich!“

„Ich versuche! Klare Fleischbrühe, Vorgericht, Zwischenstück vom Bratrost, Schaumspise!“

Leise schlug die Rathausuhr.

„Wie gut das klingt!“ sagte Braß, meinte aber nicht die Uhr.

Am Sonntag fuhr Braß Besuche. Ellen Hollenried hatte ihm geraten, sich mit dem Gesellschaftsdienner Eduard Schrimpe, Struckmannstraße 17, ins Benehmen zu setzen. Der bereite alles vor, was die gute Gesellschaft brauche: Tanzstunden, Verlobungen, Hochzeiten, Kindtaufen, Hausbälle, Tafelgesellschaften, Visiten. Für Dinners und Soupers bringe er die Kochfrau Auguste Federsen mit, eine ausnehmend tüchtige Person, und die ebenso vorzügliche Servierfrau Anna Schumm. Eduard Schrimpe, über die Geschlechtszugehörigkeit der griechischen Chariten nicht völlig im Bilde, nenne sich und die Frauen die Grazien. Jung wären sie alle drei nicht mehr, aber nicht tot zu kriegen.

Nun wäre es wirklich neckisch, daß man sich überall, wo man zu einer Hausveranstaltung eingeladen sei, unverzüglich heimisch fühle, weil man bereits beim Eintreten zwei lieben Bekannten begegne: Eduard Schrimpe und Anna Schumm. Die ständen immer nahe beisammen, sollten sich übrigens in früheren Jahren noch viel näher gestanden haben. Aber damals rief man noch nicht „Kiwitt!“ und außerdem war es lange her, und Oswald Schumm, ihr Herr und Gemahl, war schon vor zwanzig Jahren mit nachsichtigen letzten Worten zu seinen Vätern gegangen.

Für Besuchefahren beschaffte Eduard Schrimpe, kurz Eduard genannt, auch den Wagen, je nach Wunsch und Rang einen vornehmen oder bürgerlichen, den einen mit zwei feurigen Rossen, den andern mit einem wehmütigen Gaul, der in Ruhestellung mit hängenden Ohren und gerunzelter Stirn über den Lenz des Lebens nachgrübelte. Auch hatte Eduard einen Stoß Listen zur Hand, der allen Besuchsarten gerecht wurde. Die passende Aufstellung wurde abgefahren, sehr verständlich nach der Reihenfolge der Straßen und Plätze.

Die Fahrten gingen flugs vonstatten. Eduard saß befrachtet neben dem Kutscher, ein Päckchen Visitenkarten in der Faust. Hielt der Wagen, sprang er leichtfüßig vom Bock, lief ins Haus,

drückte dem dienenden Geist mit Ungestüm die erforderliche Anzahl in die Hand und flüsterte: „Sagen Sie, Eduard Schrimpe wäre da; wir wünschten nicht empfangen zu werden!“ Kam, wie meist oder immer, die Antwort: „Die Herrschaften lassen danken!“ stürmte Eduard befriedigt davon, warf einen Blick auf die Liste, machte dem Kutscher einen Zuruf und schwang sich wieder auf den Bock.

Eine Stunde nach Fahrtbeginn riß er den Wagen auf und meldete: „Fertig!“

„Schon?“ fragte überrascht der Insasse und fingerte ungläubig nach dem Taler in der Westentasche.

Eduard überreichte eine Abschrift der Besuchsliste. „Wollen der Herr Doktor die Aufstellung entgegennehmen! Sämtliche Herrschaften sind besucht!“

Nun zog der entzückte Fahrgast sein Portemonnaie und reichte Eduard ein Zwanzigmarkstück.

Wortlos dankend verbeugte sich der Unentbehrliche und schob das Gold wie eine Blechmarke in die Westentasche.

Fast bedauerte der Besucher, sich so erlesen gekleidet zu haben. Er war nicht in Erscheinung getreten, hatte immer nur durch eine Wagenscheibe gespäht.

Einige Tage später schickte Eduard Schrimpe die Rechnung. Sie nannte sich Liquidation und begann: „Für gesellschaftliche Bemühungen liquidiere ich – –!“

Das Anwesen Struckmannstraße 17 gehörte ihm.

Braß bestellte abermals eine Droschke; diesmal mit einem elegischen Gaul. Er wollte Wohnungen besichtigen.

Zuerst fuhr er eine Anhöhe hinauf, von der man einen bestrickenden Ausblick hatte. Hier stand das entzückende Anwesen der Frau Oberamtmann v. Kranteck, die zwei möblierte Zimmer mit Loggia und gesondertem Bad vermieten wollte. Morgenkaffee durch das Dienstmädchen!

Das Heim gefiel Werner Braß, und als er eine junge Dame im Garten sah, entstieg er der Droschke mit dem Vorsatz, nirgendwoanders zu wohnen als in diesem schönen Tuskulum.

Aufgescheucht war die Dame bereits ins Haus geflohen, als der Kutscher die Zügel straffte und Brr! schnarrte. Zweifellos der Wirtin Töchterlein!

Tatsächlich, sie empfing ihn! Das Mädchen sei einkaufen und Mama komme sofort. Sie bitte, inzwischen Platz zu nehmen.

Werner fand Worte, die der Wirtin Töchterlein veranlaßten, nach kurzer Meldung an Frau Mama zurückzukehren, auf einem Hocker zu sitzen und nicht ohne Wohlgefallen mit dem Besucher zu plauschen.

Da rauschte es hinter der Flügeltür. Der Volant eines seidenen Jupons machte auf dem Parkettboden Frou-frou! Die Flügel rollten beiseite. Die Frau des Hauses war erschienen.

„Heiliger Brahma!“ wimmerte es in Braß. „Die Schaubel!“

Sie erkannte ihn nicht, setzte sich und begann zurückhaltend: „Behalten Sie Platz, mein Herr! Auch du, mein Kind! Sie sind wegen der Zimmer gekommen? Wir haben so viele und brauchen männlichen Schutz! Nur kann ich selbstverständlich nicht an irgendwen vermieten. Ihrer Visitenkarte entnahm ich bereits, daß Sie Dr. jur. sind. Assessor oder schon Regierungsrat? Vielleicht auch Gerichtsrat?“

„Nein, Gnädigste, Chefredakteur!“

„Redakteur??“

Die Stirn umschattete sich. Unwillkürlich hob Frau Oberamtman die Lorgnette.

Kaum hatte sie einen Blick durch die Gläser geworfen, schnellte sie empor: „Dachte ich's doch!“ stammelte sie erregt. „Sie sind der junge Mann, der sich vermaß, den Hut auf dem Kopf zu behalten, als die Equipage Seiner Durchlaucht über den Ratsmarkt rollte!“

Braß erhob sich ebenfalls; betroffen auch die Tochter.

Frau Oberamtman gefror. „Ich bedauere einen Herrn von solcher Gesinnung in meinem Hause nicht dulden zu können!“

Sie rauschte hinaus.

Die Flügel rollten zu.

Das Töchterlein schlug die Augen nieder.

Leicht die Schultern gehoben, verbeugte sich Werner.



„Schade!“

Der Gaul draußen sah aus, als hätte er diesen Ausgang vorher gewußt.

### XIII.

Auch Gneesebeck ließ die Ohren hängen. Es war verdächtig am Hof.

Da ging doch wahrhaftig der neugebackene Major v. Trinsenkern als erster Flügeladjutant wie ein Kamerad des Fürsten ein und aus. Vergebens hatten die Dioskuren Seine Durchlaucht darauf hingewiesen, daß der Freiherr landrätlich infiziert und infolgedessen ein Enklavenseuchenträger geworden wäre. Da hatten Seine Durchlaucht geruht, sie unverhohlen auszulachen. Zwar fand bei Ihrer Durchlaucht der Fürstin die Freifrau v. Gneesebeck aufmerksames Gehör, aber das Wunder geschah: auch die Fürstin erreichte nichts.

Eigentlich wäre es mit nichts ein Wunder, stellte in einer kleinen Assemblée der Innenminister fest. Struck möge gefälligst den Raub der Proserpina nicht aus dem Gedächtnis verlieren. Die gute Meinung, Seine Durchlaucht beziehungsweise der Dichter Trent hätten das Tanzen um die Sonne aufgegeben, müsse Struck einer Revision unterziehen.

Das hatte Struck schon längst getan.

In der Tat verreiste die Fürstin häufig, und der Fürst blieb daheim. Man konnte sich nicht entsinnen, das jemals erlebt zu haben. Zudem erfuhr man, sie reise zu ihrer Mutter.

Oh, oh! So habe es, schmälte Gneesebeck, Fürstin Amaltha auch gemacht, und ihr hoher Gemahl, Fürst Edwin, habe dann im Schloßhof die Bronze vom Raube der Proserpina errichten lassen. Gewissermaßen als Momentaufnahme! setzte Struck hinzu und wußte plötzlich, er haßte nicht nur die Debarrier, er haßte auch den Fürsten. Der Fächerschlag brannte im Gesicht und wollte nicht kälter werden, und Neid brannte im Herzen.

Allerdings wollte eine Schlüsselochinformation wissen, es wäre zwischen den hohen Herrschaften noch nicht zu einem

Zerwürfnis gekommen, vielmehr gälten die Reisen Mariettas der Schlichtung von Besitzrechten; aber Struck gab zu erwägen, daß Ehen und Amouren ebenfalls auf Besitzrechten beruhten.

Gneesebeck nickte bekümmert. Die unglückselige Liebe zu dieser — eh — Kurtisane habe Seiner Durchlaucht die Blicke umflort, so daß er im eigenen Lande die Gefahr nicht sehe, diesmal nicht die dunkle — die sehe er viel zu oft! —, sondern die preußische. Der zugelaufene Braß treibe Sappen vor, und Trinksenkern wühle Breschen in die eigene Front.

Allerdings hatte der Enklavemajor, wie ihn der erboste Struck bezeichnete, einen Vorgänger gehabt, überdies einen, der noch immer sein Wesen trieb, Erwin Klobbe, den Spökendenker.

Zwei Jahre mochte es her sein, da hatte er bei Seiner Durchlaucht Audienz nachgesucht und eines Tags, den Mantel über dem Arm, die gedrungene Gestalt in einen verschüchtert engen Frackanzug eingezwängt, Schweißtropfen auf dem Steinkauzgesichtchen, den Burgberg erstiegen. Der Fürst hatte ihn mit außergewöhnlicher Herzlichkeit empfangen, aber Klobbe war lange zerfahren gewesen; nicht weil er vor einem Regierenden stand, nur weil er sein Katheder vermißte.

Allmählich verlor sich die Befangenheit, gleichsam wie beim Steinkauz, wenn Dämmerung hereinbricht, und der wackere Spökendenker mit seinem deutschen Herzen sagte dem Fürsten alles, was er auf der Seele hatte.

Wieder einmal waren vor seinen Augen Gedanken zu Bildern und Bilder zu Gesichtern geworden, die nach eigenen und jahrhundertelangen Erfahrungen seiner Sippe aus dem Schoße der Zukunft stiegen. Er hatte über das Fleckchen Erde nachgesonnen, das Liebenböhla hieß, und da hatten über diesem umstrittenen Gebiet plötzlich nicht mehr die preußischen, sondern die lippoldsburgischen Landesfarben geweht, und der Landrat war mit dem Amtsrichter und dem Notar über die Grenze ins Preußische gefahren.

Danach blickte der Seher in farbenfrohe Sonnenweiten, und Jahre wogten wie reifes Korn, als könne immer nur Ernte sein und wieder neue Saat.

Aber auf einmal flammten Blitze, Donner schlugen, Dampfschwaden verdeckten die Sicht, Millionen deutscher Männer stürmten mit Waffen der Grenze zu, und nun glichen die Jahre brennenden Steppen unter tosenden Nächten und Höllengewittern; und als nach schier endlosem Dunkel ein armseliges Leuchten über die Berge stieg, zogen zerbrochene Heere in trostloser Traurigkeit unbesiegt ins Land zurück, und in der Heimat, für die das edle Blut geflossen war, schlich zwischen Irrung und Verrat der Hunger umher, Zepter zerbrachen, und aus Burgen und Schlössern rollten Kronen in den Staub.

Wie an der Weltesche der Germanen wühlendes Gezücht die Wurzeln benagte, versicherte mit Bekennerkraft der Professor, so untergrüben der Eigennutz der Fürsten und die Zufallsmehrheiten der Parlamente das Reich Bismarcks. Den Eigennutz habe schon Hans Sachs ein gräuliches Tier genannt, und Perikles im alten Athen habe gelehrt, wenn es dem Ganzen gut gehe und nur dem einzelnen schlecht, werde der einzelne mit gerettet; gehe es aber dem Ganzen schlecht und nur dem einzelnen gut, werde der einzelne mit vernichtet. Leider wären die Griechen unbelehrbar gewesen, und so seien sie nach persischen und mazedonischen Zwischenspielen die Kellner und Barbieri der Römer geworden wie heute die Deutschen die Handlanger der Engländer und Amerikaner. Überall auf der Erde, die allen Menschen Raum und Brot geben könnte, säßen Yankees und Briten schlemmend an reich gedeckten Tischen, und Deutsche ständen servierend hinter ihren Stühlen. Von den Griechen habe Goethe gesagt, wohl wären sie Freunde der Freiheit gewesen, aber jeder nur seiner eigenen; und über die Deutschen hätte schon der Römer Tacitus geschrieben, sie würden unbesieglich sein, wenn sie einig wären. Aber im Reiche Bismarcks wären noch nicht einmal die Fürsten einig.

Nun habe er, der schlichte Lehrer deutscher Jungen, aus brennendem Herzen heraus den Mut gefunden, bei Seiner Durchlaucht Audienz nachzusuchen, um eine Demarche vorzuschlagen, die zu retten versuche, was zu retten wäre.

Albrecht lauschte gespannt. „Weiter, Professor!“

Klobbe hatte inzwischen ein imaginäres Katheder erstiegen. Er fühlte Boden.

„Max von Schenkendorf, der uns das Lied ‚Freiheit, die ich meine‘ gegeben hat – ‚ich meine‘ bedeutet ‚ich minne!‘ – hat auch geschrieben ‚Nimmer wird das Reich zerstöret, wenn ihr einig seid und treu!‘ Damals war es bereits zerstört, das Heilige Römische Reich Deutscher Nation. Aber Männer wie Schenkendorf glaubten bis zum letzten Atemzug an sein Wiedererstehen, wenn sie auch nie verkannten, daß Berge versetzt werden müssen, um diesem Reiche freie Bahn zu schaffen. ‚Die unselige Menge von Fürsten und Residenzen‘, schrieb er einmal an einen Bremer Senator, ‚deren man zwei bis drei an einem einzigen Tage besuchen kann, alle sind sie vom Souveränitätsteufel geplagt!‘“

Klobbe stockte, zog die Schnupftabakdose aus dem Frackschoß, klappte sie auf und fragte unbeschwert: „Gestatten Durchlaucht?“

„Aber bitte sehr!“

Albrecht war so eingenommen von diesem possierlichen und gewaltigen Mann, daß ihn seine putzigen Eigenarten nicht berührten.

„Wir fahren fort!“ sprach Klobbe wie in der Klasse, gab seinem Freunde Plato einen freundschaftlichen Klaps und verstaute die Tabatière wieder im Rockschoß. „Aussprüche, Durchlaucht, zitiere ich meist im Wortlaut, weil mir alles, was ich gelesen habe, im Gedächtnis haftet. Der Herrgott hat mein Oberstübchen prächtig ausgestattet, nur die Fassade hätte er liebevoller ausstaffieren dürfen. Aber mich stört das nicht, und meine Schüler gewöhnen sich daran wie meine Freunde, und so wird wohl auch das einen Sinn haben, vielleicht den einen, daß ich im Jenseits, wenn wir nur noch Geist sind, das irdische Gewand mit geringerer Wehmut abstreife als die Schönen der Erde. – Wo waren wir stehen geblieben?“

„Bei Schenkendorf und den Fürsten und Herren!“

„Richtig! Wir fahren fort! Im 15. Jahrhundert hat Kaiser Maximilian eine Reform des Reichs versucht, zu dessen größten Staatsmännern er gehörte. Der Kurfürst von Mainz zerschlug

den Plan durch ein Gegenprogramm. Im 16. Jahrhundert zertrümmerten seinem Enkel Karl V. die Fürsten in Gemeinschaft mit seinem Feinde Frankreich alle seine staatsmännischen Erfolge, als er es wagte, eine Neuordnung des Reichs unter kaiserlicher Gewalt vorzunehmen. Im 17. Jahrhundert zerbrach das Reich in den Wirrsalen des Dreißigjährigen Krieges, schon ehe es auseinanderfiel. Im gleichen Jahrhundert trat die Mark Brandenburg in den Mittelpunkt der Geschichte. Aus ihr wuchs die preußische Macht des 18. Jahrhunderts und verschob das Kräfteverhältnis in Europa. Aber während sich Habsburg und Hohenzollern um Schlesien stritten, teilten die anderen Großmächte die Güter der Welt. Im 19. Jahrhundert stürzte Preußen zusammen. Der Korse schlug es bei Jena. Im gleichen Jahre zerfielen die letzten Reste des Reichs. Aber Preußen stieg wieder empor, und Bismarck schuf ein neues Reich, zu seinem Schmerz ohne allmächtige Krone. Nur einen Deutschen Kaiser, nicht einen Kaiser von Deutschland konnte er krönen. Die Fürsten wollten es so. Und in der Ostmark träumen die Habsburger noch heute von einer Rache für Sadowa!“

Aufgewühlt in seinem deutschen Leid, schwieg der seltsame Mann. Auch Albrecht fand keine Worte und starrte vor sich hin. Alles das hatte er selber gefühlt und in tausend Stunden durchgrübelt, ohne einen Ausweg zu sehen.

„Wie denken Sie sich eine Demarche, Professor?“ fragte er endlich. „Und was versprechen Sie sich davon?“

Klobbes Atem flog. „Einer muß den Anfang machen, Durchlaucht! Ein Fürst, der zu Fürsten spricht! Alle Bundesstaaten müssen zu der Einsicht gebracht werden, daß nur ihre eigene Unterordnung Ordnung schafft. Die Fürsten müssen Satrapen werden, Landvögte wie im alten Persien, nicht weniger und nicht mehr. Die Regierungsgewalt gehöre einem, dem Besten von allen!“

In tiefen Gedanken schritt Albrecht auf und ab. Dann blieb er vor seinem Besucher stehen und legte ihm die Hand auf die Schulter. „Was mich betrifft, so würde ich jederzeit bereit sein, Krone und Zepter niederzulegen, vornehmlich wenn von mir

verlangt würde, ich sollte den anderen ein Beispiel geben. Leider muß ich mir gestehen, daß diese Einstellung zur deutschen Frage eindrucksvoller wäre, trüge ich nicht die Krone eines kleinen Fürsten, sondern die eines Königs!“

„Einer muß den Anfang machen!“ beharrte der Professor. „Nie wird sich wieder ein Großdeutschland gebären, wenn sich schon das kleinere Deutsche Reich an dem Hausmachtstreben der Fürsten und den Widersetzlichkeiten seiner Parteien zerspellt!“

„Ehe ich mich zu einer Demarche entschieße, die ich nach meiner augenblicklichen Auffassung nur als gewagtes Unternehmen bezeichnen kann, will ich einen, der bei den deutschen Fürsten mehr bedeutet als ich, um seine Meinung fragen. Ich habe soeben an den Herzog von Sachsen-Meiningen gedacht!“

Entflammt erhob sich Klobbe. Am liebsten hätte er gerufen: „Primus, den Rohrstuhl!“ um an einer Ehrenwand die Konterfeie deutscher Fürsten zu studieren und nach längerem Suchen begeistert zu rufen: „Hier ist er, Georg II., der Theaterherzog!“

Erregt rieb er das Kinn und stammelte: „Wahrhaftig, ja, wahrhaftig, das ist der rechte!“ – Dann kletterte er wieder auf sein imaginäres Katheder und dozierte: „Als Preußen bei Königgrätz und Sadowa anno 1866 die Vormachtgelüste der Habsburger zerschlug, besetzte es auch Meiningen, und Herzog Bernhard, der Vater Georgs II., der sich mit den Habsburgern verbündet hatte, mußte sein Schicksal in die Hände des Preußenkönigs und seines Kanzlers legen. Bismarck dekretierte seine Abdankung zugunsten seines Sohnes Georg. Der hatte schon als junger Offizier in Berlin bewiesen, daß er die deutsche Frage besser verstand als andere Prinzen und Herrscher. Und damals, noch drei Jahre vor Sedan, hat der neue Herzog im Meininger Landtag vor aller Welt erklärt: ‚Preußen hat durch seine glorreichen Siege wie durch seine Intelligenz und Kultur gezeigt, daß ihm die Führerschaft in Deutschland gebührt!‘ Und noch ehe der Gedanke eines Deutschen Kaiserreiches Gestalt gewann, schrieb er an die Nachbarfürsten in Coburg und Weimar: ‚Mit einem Kaiser würde auch Süddeutschland gewonnen werden, und wir

selber ständen einem Kaiser von Deutschland würdiger gegenüber als dem König von Preußen in seinem Amt als Bundespräsident! Er also verlangte von früh an nach einem Kaiser von Deutschland und nicht nach einem Deutschen Kaiser. Ebenso der Coburger Herzog Ernst II., der Opernkomponist. „Der aber“, sprach Klobbe und senkte das Haupt, „ist leider tot, und seinen Thron hat ein Engländer bestiegen! Deutsch kann er nicht und will es auch nicht lernen!“

Auf Albrecht hatte der wunderliche Professor einen nachhaltigen Eindruck gemacht. Trotzdem glaubte er nicht an die Gabe des zweiten Gesichts, wohl aber an scharfsinnige Menschen, die befähigt waren, ihre logisch gereihten Gedankenketten so bildhaft zu denken, daß sie Erscheinungen wurden.

Die Fürstin Marietta war eher geneigt, an Fähigkeiten zu glauben, die über das menschliche Fassungsvermögen hinausgingen. Deshalb beeindruckten sie die Gesichte des seltsamen Spökendenkers tiefer als den Fürsten, der in Klobbes Bekenntnissen nur sein eigenes Sehnen und Suchen wiederfand. Albrecht war sich schon in jungen Jahren bewußt geworden, daß ein Reich, dem der einheitlich bestimmende Wille fehlte, auf tönernen Füßen stand. Darum schien ihm das Opfer, das der wackere Professor von den Fürsten verlangte, das Unterpfang ihrer eigenen Sicherheit zu sein. Aus diesem Grunde glaubte er den diplomatischen Schritt wagen zu müssen.

Marietta widerstrebte diesen Plänen mit der Glut ihres Herzens und der Hartnäckigkeit ihres Willens. Immer war sie bestrebt gewesen, dem Lande zu dienen, dessen Fürstin sie war. Daß sie aber dienen sollte, indem sie sich selbst entrechtete, das lag für ihre Begriffe außerhalb jeder Erörterung. Nach ihrer Auffassung hieß es das Unrecht auf den Schild heben, wenn Lippoldsburg nicht nur das von Brandenburg geraubte Stück Land bei Preußen beließ, sondern die Erben der Brandenburger noch mit dem ganzen Fürstentum beschenkte. Oder war da jemand, der sich verbürgen konnte, daß ihr Opfer den Bestand des Reiches sicherte? Wurde es stark, wenn Preußen stärker

wurde? Oder riefen dann erst recht die Feinde Deutschlands nach seinem Untergang?

Für diese Überzeugung stritt Marietta, und da Albrecht den Reichsgedanken höher stellte als jede Hausmacht und auf die Demarche an deutschen Fürstenhöfen nicht verzichten wollte, kam der erste Riß in ihre eheliche Gemeinschaft, unmerklich für andere, kaum merklich für sie selbst.

Vielleicht war es der künstlerische Mensch in Albrecht, der ihn die deutsche Not klarer erkennen ließ, als es dem höfisch erzogenen Staatsmann möglich war. Fern jeder politischen Schulung, verstand auch die Künstlerin Debarrier sein Sorgen und Wollen besser als die Fürstin Marietta.

Inzwischen hatte sich der Herzog von Sachsen-Meiningen bereitgefunden. Die Demarche werde lange dauern, schrieb er zurück. Minister und Parlamentarier sollten nicht hineinreden.

Zwei Jahre später hatte sie noch immer kein Ergebnis gezeigt. Ob sie den Dioskuren bekanntgeworden war, konnte der Fürst nicht feststellen.

Seit kurzem mißtraute er ihnen. Auf Tradition geschult, hatte er sie übernommen wie alles, was der Vater hinterließ. Der Begriff Tradition wurde durch das Wort Überlieferung nicht umrissen. Tradition bedeutete: Das Überkommene stehe, bis es von selbst zerbröckelt!

Er grollte den beiden auch um Hollenried. Sie hatten es zuwege gebracht, ihn durch Wahrheiten zu täuschen und mit Tatsachen zu belügen! Zweifellos ein diplomatisches Meisterstück, aber von bösen Gesellen!

Ihre Siegesfreude hatte nicht lange gewährt. Hätte Gneesebeck ahnen können, daß es dieser Braß war, der sich erküht hatte, die Equipage des Souveräns nicht zu grüßen und ihn noch obendrein anzusprechen, er würde außer sich gewesen sein. Denn dieser Braß war eine Katastrophe!

Redakteur war er nicht gewesen. Das merkten die Setzer an der Art seiner Manuskriptbearbeitung, der Metteur beim Umbruch. Gneesebeck wollte seiner Vergangenheit nachspüren.



Die politische Richtung der „Tageszeitung“ konnte nicht überraschen, seitdem man wußte, daß der Kommerzienrat die Hand im Spiele hatte. Und den Angriffsgeist, den sah man diesem Braß auf tausend Meter schon an dem keck aufs Ohr gesetzten Schlapphut an.

In keinem Privathaus hatte er Wohnung gefunden! Wie ein Lauffeuer war die Kunde von seinem rebellischen Verhalten durch Lippoldsburg gegangen. Einer hatte ihn dem anderen gezeigt, und Frau Oberamtmann v. Kranteck hatte in allen Pensionen, die in Betracht kamen, angerufen und eindringlich gewarnt. Nun blieb er in der „Rose“; und da gehörte er auch hin!

Schon der neue Titel seiner Zeitung war eine Kampfansage: „Tageszeitung für Lippoldsburg“!

Noch ehrlicher hätte sie „Preußische Tageszeitung für Lippoldsburg“ heißen müssen; denn was die Unentwegten jetzt erlebten, war niemals dagewesen.

Aber seht an, schon ging am „Generalanzeiger und Intelligenzblatt“ Chefredakteur Dr. Alsweiler, ein vorzüglicher Mann aus altem lippoldsburgischen Bürgergeschlecht, zum Angriff über. Ha, der wartete nicht, bis der Zugelaufene sich besonnen hatte! Noch immer war der Angriff die beste Abwehr. Dr. Alsweiler feuerte einen Leitartikel gegen die feindliche Front, daß den Unentwegten das Herz lachte. Packend schon die Überschrift „Regensteinernes Exklavengesicht“. Noch packender der Text:

„Eine Stunde Wegs vor Blankenburg am Nordrand des Harzes reckt sich mit gewaltigen Pfeilern, Turmriesen und Zacken ein Felskamm empor, auf dem im 12. Jahrhundert die Grafen von Blankenburg die Feste Regenstein errichteten. Gänge, Treppen, Saal, Wache, Kapelle, Kemenate wurden in den Felsen gemeißelt und sind so unvergänglich wie der Felsen selbst. Zu seinen Höhen hinauf grüßen fern die Türme von Halberstadt und Quedlinburg.

Die Blankenburg-Regensteiner Grafen waren ein markiges Geschlecht. Nach der älteren Zeit, in der ihre Grafschaft nur

ein Reichsamt gewesen war, hatten sich zuerst die Walbecker, dann die Liudolfinger zur Geltung emporgeschwungen, und im 14. Jahrhundert war das Haus Regenstein eine ansehnliche Macht geworden. Trotzdem wurde sie zerbrochen. Mit eisernem Handschuh griffen die Halberstädter hinüber. Der letzte Regensteiner verkam im Elend.

Wie kommen wir von da nach Liebenböhla?

Die alte Felsenburg wurde eine Zitadelle jenes Kurfürsten von Brandenburg, den man den Großen nennt, und ist noch heutigen Tags eine preußische Exklave im Herzen Braunschweigs wie Liebenböhla im Herzen Lippoldsburgs.

Durch den Westfälischen Frieden zu Osnabrück und Münster im Jahre 1648 erhielt der Große Kurfürst als Ausgleich für Vorpommern das Stift Halberstadt, zu dem auch eine Anzahl Dörfer der ehemaligen Grafschaft Regenstein gehörte; ob auch der Fels und seine Burg, blieb ungeklärt. Die Braunschweiger behaupteten, Eigentümer wären sie, aber die Brandenburger erwiderten, der Fels gehöre zum Stift wie eine Tafel zum Griffel, und besetzten die alte Feste, bis sie aussah wie gespickt.

Die Braunschweiger ließen sich nicht beirren. Sie heischten ihr Recht und übergaben den Streitfall dem Kaiserlichen Reichskammergericht, das mit Gründlichkeit zu Werke ging, aber durch fortgesetzte Einwände der Brandenburger zu unaufhörlichen Beweiserhebungen gezwungen wurde, so daß es im Jahre 1806 noch immer nicht zu einem Endspruch gekommen war, obwohl der Prozeß neunzig Jahre gedauert hatte. Nun fiel das Heilige Römische Reich Deutscher Nation auseinander, mit ihm das Reichskammergericht, das in neunzig Jahren um den Regenstein so viel Papier verschrieben hatte, daß man den ganzen Felsen hätte damit bedecken können. Aber die Brandenburger behielten ihn, wie sie Liebenböhla behielten.

Es wird Zeit, daß Braunschweig und Lippoldsburg sich entschließen, Preußen an seine Pflichten zu erinnern und – kurzen Prozeß zu machen!“

Schon am nächsten Vormittag erwiderte Braß, der „Generalanzeiger“ wäre vom Regenstein in die Traufe geraten.

„Auf diesem Fels, wo sich einst Wallenstein verschanzte und später die Franzosen marodierten, liegt die kleinste Gemeinde des Deutschen Reiches: Burgwirt, Frau, vier Kinder, ein Kutsher, zwei Kellner, drei Mägde. Gemeindevorsteher der Wirt.

Er hat seine Not. Landratsamt, Steuerbehörden und Amtsgericht befinden sich in Halberstadt, Gendarmerie und Schule in Langenstein, das nächste Postamt in Blankenburg, die Forstkasse in Quedlinburg, die Forstverwaltung in Thale und die Ortskrankenkasse in Derenburg. Für das preußische Wäldchen Osterholz zahlt Halberstadt Grundvermögenssteuer an den Regenstein, und der Regenstein schickt sie zurück nach Halberstadt an die Kreiskasse. Man wird nur durch den Humor versöhnt, mit dem der Wirt die Gemeindeverordnungen des preußischen Staates im vergitterten Schaukasten ‚zum täglichen Aushang bringt‘, wie es das preußische Ministerium den Gemeinden vorschreibt, und weiter durch die Tatsache, daß er als Gemeindevorsteher Polizeigewalt ausübt. Er kann nicht nur Gäste verhaften, unter Umständen sogar die eigene Frau, wenn sie bei einer Gardinenpredigt ruhestörenden Lärm vollführt. Das Verließ ist zwanzig Meter tief.

Dieser heitere Sachverhalt verklärt jedoch nur kümmerlich eine heilige Not. Die Statistik ist noch nicht im klaren, wie viele Exklaven das deutsche Vaterland aufweist. In Winkeln sind sie versteckt. Dreihundert sind es mindestens. Aber selbst einem Bismarck ist es nicht gelungen, diese Spreu von der Tenne zu fegen. Die Fürsten sträubten sich wie ihre Vorfahren, deren Aufstieg vom Lehnsträger zum regierenden Herrn das alte Deutsche Reich zersplittert hat. Allein der schwäbische Kreis hat einmal neunundsiebzig Regentschaften gezählt. Daneben gab es Reichsstädte, sogar Reichsdörfer, und alle stolz wie die Pfauen. Das alte liebe Nördlingen beispielsweise ist einmal so gemeindestolz gewesen, daß es sich nach römischem Vorbild *Senatus populusque Nordlingensis* nannte, Senat und Volk von Nördlingen. Die Sucht der Fürsten und Bürgermeister, auf sich

selbst gestellt zu sein und sich in ihrer kümmerlichen Welt erhaben zu gebärden, hatte das mächtige Reich zu Spänen zer schlagen, und als die Preußen in den Freiheitskriegen Napoleon besiegt hatten – nur die Preußen, obwohl auch andere dabei waren –, stieg als mageres Ergebnis des nachfolgenden Wiener Kongresses ein jämmerlicher Deutscher Bund heraus, weil die Fürsten und Freien Städte nicht auf Regierung und Selbstverwaltung verzichten wollten. Sein lockeres Gefüge wurde durch den Bundestag und den Gesandtenkongreß, beide unter dem Vorsitz Österreichs, mühselig zusammengehalten, bis es auseinanderbrach, als im Jahre 1848 die französische Revolution auf Deutschland übergriff. Nicht viel später wurde die deutsche Flotte, weil die damalige Sorte Deutschtum in der Welt nicht auffallen wollte, öffentlich versteigert.

Wohl ist es wahr, daß es ein Preuße gewesen ist, der damals die Zeit nicht zu meistern verstand. Das Parlament in der Paulskirche zu Frankfurt am Main, das sich nach Auflösung des Bundestags als eine Art Ersatz gebildet hatte, bot dem Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. die deutsche Kaiserkrone. Er lehnte sie ab, weil er ein König von Gottes Gnaden sein wollte und nicht ein Kaiser von Volkes Gnaden. In Wahrheit ist es so gewesen, daß auch die Männer der Paulskirche nicht einig waren. Das eine Lager rief nach einem Großdeutschland unter Führung Habsburgs, das andere nach einem kleineren unter Führung der Hohenzollern.

Und doch ist immer Preußen und vor ihm Brandenburg die Keimzelle gewesen, aus dem das unsterbliche Deutschland wieder emporwuchs. Der Große Kurfürst, ein allerdings bedenkenloser Mann, schlug die Schweden und löste Preußen von Polen. Der Soldatenkönig weitete die Grenzen, organisierte das Heer und schuf ein Beamtentum als Grundbau seines Hauses, und der Alte Fritz wurde der Inbegriff des schaffenden Preußengeistes, wenn es ihm auch zu seinem Leid beschieden war, mit dem deutschen Österreich im Bruderkampf zu stehen.

Aber auch Bismarck hat nicht erreicht, was hätte erreicht werden müssen: das einheitliche Deutschland unter einem ein-

zigen Souverän. Wegen der unerhörten Eifersucht der meisten Fürsten gelang es ihm noch nicht einmal, den Deutschen Kaiser zum Kaiser von Deutschland zu erheben; denn jeder Fürst hatte an seine Grenzpfähle geschrieben: *Senatus populusque!*

Das steht auch heute noch dort; noch nahe an der Schwelle eines neuen Jahrhunderts finden sich Leute, die schreien: *Senatus populusque Lippoldsburgensis!*“

Von dieser Stunde an glich das Fürstentum einem Ameisenhaufen, in dem eine frevelnde Hand mit einem Gehstock wühlt. Unerhörte Dreistigkeit, die Einverleibung des Fürstentums in das Königreich Preußen zu fordern! Hatte das Volk an Selbstüberwindung nicht bereits genug geleistet, als es bei Infanterie, Gendarmerie und Polizei die preußische Pickelhaube duldete?

Sogar im Ratskeller nahm die Erörterung des Enklavethemas ungewohnte Formen an, und als Dr. Braß in weiteren Aufsätzen bewies, daß die Briten begannen, Deutschland einzukreisen, und daß man sich infolgedessen auf deutschem Boden keine Kleinstaaterei mehr leisten dürfe, ging doch wahrhaftig Oberförster Dankelmann zu den Pendelgängern über, die im „Ratskeller“ und in der „Rose“ verkehrten, und polterte eines Tags mit einer Erklärung heraus, die wohl in der „Rose“ Beifall gefunden hätte, im „Ratskeller“ indessen eine beachtliche Empörung hervorrief. Wenn man den ganzen Fragenbereich leidenschaftslos betrachte und die lippoldsburgischen Kinderschuhe von den Füßen streife, um in preußische Kommißstiefel hineinzusteigen – „Welch ein Vergleich nun also!“ rief nicht ohne Abscheu Professor Adrian – und das Fürstentum durchmesse, komme man unweigerlich zu dem Schluß, daß es nicht größer sei als eine mittlere Hasenjagd.

„Deshalb wollen wir ja die Enklave wiederhaben!“ schrien wie aus einem Munde Adrian, Ellwein, Ochterbeck, Wiedenrück und, obwohl er Reichsbeamter war, auch Oberpostrat Segebiel. Der stimmte sogar, von leichten Hustenstößen unterbrochen, als Trutzlied gegen den Oberförster die lippoldsburgische Hymne an: *Gruß dir, mein Lippoldsburg!*

#### XIV.

Der Morgen fröstelte schon. Die ersten Pelzjacken wagten sich auf die Straßen. Wollmäntel stiegen im Wert. Die Häuser entschlugen sich der bunten Jalousien und blickten nüchtern in den grauen Tag. Aus den Blumengeschäften grüßten Astern und Dahlien, aus den Obstbeständen frische Äpfel, und in der „Rose“ gab es Austern.

Da und dort löste sich schon ein Blatt. Aber auf den Schreibtisch des Doktor Braß flatterte eine Carte de visite!

Er traute seinen Augen nicht: Frau Oberamtmann v. Kran-teck! Als bald rauschte sie herein, ein Schaub über dem Straßenkleid, ein Kapotthütchen auf dem straff gescheitelten Haar, die Lorgnette vor den zornsprühenden Augen.

Braß rückte einen Sessel. „Darf ich bitten, gnädige Frau?“

Sie fauchte ihn an: „Ich bin keine gnädige Frau! Ungnädig bin ich!“ und setzte sich erbst. „Sagen Sie Frau Oberamtmann!“

Braß lächelte nachsichtig, nahm ebenfalls Platz, verbeugte sich leicht und erwiderte versöhnlich: „Nach Belieben, Frau Oberamtmann! Was führt Sie zu mir?“

Ihre entrüstet schmatzenden Lippen verbreiterten sich, rundeten sich wieder, flüchtig befeuchtet von der hervorstechenden Zungenspitze, öffneten sich und zischten: „Was mich herführt? – Sie!“

Braß verschränkte die Arme und machte es sich bequem. „Inwiefern, meine Gnädige?“

„Ich sagte Ihnen bereits, daß ich ungnädig bin!“

„Inwiefern, Frau Oberamtmann?“

Erschöpft ließ sie die Hand mit der umkrampften Lorgnette in den Schoß fallen und schloß ein Weilchen die Augen, als müsse sie sich von seinem Anblick erholen, atmete erregt und bekannte: „Ihre Aufsätze führen mich her!“

Wieder hob sie die Lorgnette und musterte Braß. „Wahrhaftig, nachdem ich nun weiß, wie ich Sie zu beurteilen habe, durchrinnt mich ein Glücksgefühl, daß Sie nicht in meiner Villa

wohnen! Trotzdem bin ich gekommen, Sie zu bekehren, Herr Braß!“

„Herr Doktor Braß!“ verbesserte er zuvorkommend.

„Legen Sie Wert auf Titel?“ fuhr sie ihn an.

„Auf einen eigenen schon!“ versetzte er lächelnd und dachte: „Warte, Schäubchen!“

„Trotzdem sage ich weiter Herr Braß!“ erklärte sie bestimmt.

Ein Lachen entfuhr ihm. „Nach einem Reichsgerichtsurteil“, plauderte er umgänglich, „ist die vorsätzliche Nichtbeachtung eines Dokortitels als Beleidigung zu werten und im Klagefall zu sühnen. Aber ein derartig schweres Geschütz wollen wir beide nicht auffahren, Frau Kranteck!“

Frau Oberamtmann saß wie vom Schlage gerührt. „Herr!“ stammelte sie mit flatterndem Atem. „Von Kranteck heiße ich! Von!“

Braß ließ sich nicht beirren. „Es ist mir bekannt, Frau Kranteck!“ versetzte er in ausgesuchter Liebenswürdigkeit. „Aber wir beide verstehen uns! Sie sagen Herr Braß und ich Frau Kranteck!“

Frau Oberamtmann zupfte ihr Mouchoir aus dem Pompadour und trocknete fiebernd Stirn und Wangen. Ein Hauch von Lavendel scherzte umher. Zitternd stopfte sie das Tuch wieder in den samteneu Beutel, erhob sich und stieß mit erstickter Stimme hervor: „Die Emotion meiner Nerven hindert mich, Ihnen die gebührende Antwort zu erteilen!“ Aber noch einmal raffte sie sich zusammen und rief: „Die Zusendung Ihrer Zeitung verbitte ich mir!“

Auch Braß hatte sich erhoben. „Pardon, Frau Kranteck, die habe ich Ihnen auch bisher nicht gesandt! Abbestellungen bitte am Schalter zwei im Korridor rechts!! Adieu, Frau Kranteck!“

Er öffnete die Tür. Sie schäumte hinaus. Zurück blieb nur ein Hauch Lavendel und ein fröhliches Lachen.

Auch ein Billett flatterte zu Braß: „Nehmen Sie bitte am Sonntag eine Tasse Kaffee bei mir! Frau und Töchter sind verreist! Ihr Fabritz.“

Besinnlich rieb Braß das Kinn. Der Kommerzienrat hatte einen ungemein bissigen Wolfshund. Aber absagen konnte er nicht, und so drückte er am Sonntagnachmittag vor dem Anwesen des Kommerzienrats den Klingelkopf an der Gartenpforte. Durch deren schmiedeeisernes Tor sah das Haus herüber.

Geöffnet wurde vom Diener Jean. Zwar hieß er Fritz, hätte sich aber nicht als hochherrschaftlicher Diener gefühlt, wäre er anders gerufen worden.

Während Jean den Gast geleitete, trat der Kommerzienrat, den Wolfshund an der Seite, aus dem Portal seines Hauses in die offene Vorhalle, um Braß auf besonders herzliche Art willkommen zu heißen.

Der hatte inzwischen den Mittelweg betreten, den Diener zur Linken, und lüftete, als er des Hausherrn gewärtig wurde, den Hut.

Der Wolfshund stutzte, hob die Lauscher, witterte, äugte, preschte die Freitreppe hinunter und fegte, ehe sich's Fabritz versah, in wilden Sprüngen auf Braß los.

„Wolf!“ schrie Fabritz entsetzt und wollte nach. „Down!“ schrie Jean. Umsonst! Der Rüde griff an!

„Das bissige Vieh! Sapperlot! – Aber was denn?“

Mit unverständlichem Freudengewinsel stieß Wolf dem Besucher die vor Jubel zappelnden Vorderständer auf die Brust, jagte umher, drehte sich blaffend, sprang abermals empor und hinab, ließ mit jauchzendem Rutengewedel die Zunge flattern, begleitete Werner Braß, drängte ihn die Treppe hinauf und lieferte ihn begeistert in der Vorhalle ab.

Inzwischen hatten die Gedanken des Kommerzienrats nicht weniger lebhafte Sprünge vollführt. Seine Frau ging grundsätzlich ohne Wolf aus. Die Söhne wohnten nicht mehr in Lippoldsburg. Jean durfte den Hund nur im Park führen. Also blieb einzig des Kommerzienrats Tochter Anneliese als anmutige Erklärung übrig, denn ihre Schwester war sechs Jahre alt.

Und Wolf, der schon die Zähne fletschte, wenn im Hause ein Fremder die Hand hob, um ihn zu liebkosen, mußte eine statt-



liche Reihe heimlicher Rendezvous miterlebt haben, bis er Braß zur Familie rechnete.

Braß bat in aller Sachlichkeit, die Hände waschen zu dürfen.

Fabritz warf einen Blick auf Jean. Der behielt das leidenschaftslose Gesicht des herrschaftlichen Dieners, öffnete das Portal, drehte die Tür ins Vestibül und nahm Haltung.

In den nächsten Stunden hatte er Wolf zu hüten.

„Von einem Strafarrest habe ich abgesehen!“ sagte Fabritz.

Braß verstand den Angriff. „Unschuld wird nicht verurteilt!“ „Manchmal doch!“ setzte Fabritz entgegen. „Beispielsweise durch Indizien, bekanntlich Tatsachen, die nur mittelbar beweisen!“

„Es ist serviert!“ meldete Jean aus dem Wintergarten.

Fabritz begleitete seinen Gast und bat ihn, Platz zu nehmen.

Jean füllte die Tassen, reichte Gebäck und Importen und trat ab.

„Könnte man“, fuhr der Kommerzienrat fort und ließ sich in einen Sessel nieder, „nicht auch Sie verurteilen? Das überraschende Verhalten meines auf den Mann abgerichteten Hundes wäre Indizie!“

Braß nahm bedächtig einen Schluck Mokka, setzte die Tasse gemessen zurück und ergriff die Zigarre.

Fabritz rauchte bereits und blies versunken einen Ring, der sich treibend verlor.

„Wolfs Verhalten“, erwiderte Braß, „war unwillkommen, wenn auch notgedrungen von mir erwartet. Sie werden verstehen, daß ich mir eine bessere Einleitung gewünscht habe. Aber das Märchen hatte mit dem Wolf begonnen und wurde nun mit ihm fortgeführt.“

„Welches Märchen?“ fragte Fabritz überrascht.

Zuerst gespannt, dann mehr und mehr ergriffen lauschte er, wie sein Besucher, als erzähle er ein Märchen aus dem Volke, von seinem Waldmärchen sprach, seinem Rotkäppchen und dem Wolf, den Schwalben im Nest und dem täglichen Beisammensein, bei dem der grimmige Wolf treue Wache gehalten und jeden verbellt hatte, der ins Gehege kam.

Die Märchen sind wie die Wunder am Wege, die schon auf-  
erstehen, wenn sich aus winterlichem Laub ein Blütenköpfchen  
reckt. Bei Werner Braß waren sie heimisch, und als er an einem  
Junisonntag durch den Lippoldsburger Forst wanderte, sah er  
auf einer Anhöhe Rotkäppchen und den Wolf.

An einem Märchen ging er nie vorüber. Er wollte auch dem  
in die Augen sehen. Flott und verwegen stieg er hinan.

Rotkäppchen sah ihn nicht, saß abgekehrt auf einer Bank.

Der Wolf nahm ihn wahr, schlug aber nicht an, straffte sich  
und linste.

Ei, dachte Braß, einer, der nicht Hals gibt, noch nicht einmal  
knurrt, aber lauert und die Muskeln spannt, ist gefährlich!

Das Laubgeraschel ließ auch Rotkäppchen aufhorchen. Jäh  
erhob sie sich, leicht erschrocken, befahl aber: „Kusch dich,  
Wolf!“

Der legte sich mit einem widersetzlichen Blaff.

Werner Braß lief mit Ungestüm in sein Märchenland. „Glau-  
ben Sie mir, gnädiges Fräulein, ich sann über deutsche Märchen  
nach, da sah ich Rotkäppchen und den Wolf, durfte also nicht  
vorübergehen!“

Die Anneliese hatte selbst nicht gewußt, wie es kam, daß sie  
mit ihm zusammenblieb. Ein Stündchen hatten sie auf der Bank  
verplaudert, dann sich auf den Weg gemacht.

Als sie am Hotel zur „Rose“ vorüberkamen, flog aus dem  
Vorbau ein Schwalbenpäarchen.

„Wieb, wittu mit?“

Werner wußte noch nicht, wer sein Rotkäppchen war. Er  
scheute sich, zu fragen. Von sich selber hatte er viel erzählt.

Jetzt fragte er unvermittelt, ob es auch ihre Sehnsucht wäre,  
einmal ein Nestchen zu bauen.

Sie verneinte das nicht. Das Nestchenbauen wäre der beste  
Beruf der Frau und der schönste dazu.

Ob sie schon ein Schwalbenmännchen gewählt habe,  
drängte er.

Nein, das hatte sie nicht.

Glaube sie an Liebe auf den ersten Blick?

Da standen sie vor ihrem Hause. Sie müsse hier ein Kind erziehen, sagte sie, verriet aber erst nach Wochen, daß es ihr Schwesterchen war.

Er drängte wieder. Glaube sie an Liebe auf den ersten Blick?

Sie lächelte und hatte ein Blitzen in den Augen. „Auf den ersten? – Kaum!“

„Nun“, lachte er jungenhaft, „wir sehen uns ja hoffentlich recht bald wieder!“

Er küßte ihr die Hand.

Ein Weilchen sah sie ihm nach. Wolf auch.

Der Kommerzienrat überschotterte seine Bewegung mit einem Wortgepolter:

„Ein Jahr wird es her sein, da fragte meine Frau, was ich tun würde, wenn ein Mann um Anneliese anhalte. Bei meinem Fach werde ich bleiben, habe ich gesagt! Signal Abfahrt!“

Braß erhob sich. „Ich bekannte! Antwort erbat ich noch nicht! Ich bitte mir zu gestatten, daß ich mich mit herzlichem Dank für Ihre Gastfreundschaft verabschiede!“

„Donnerwetter!“ entfuhr es Fabritz. Diese Art Haltung sagte ihm zu. Er sprang auf, stemmte die Fäuste in die Hüften und lachte: „Wollten Sie den Eisenbahner auf ein totes Gleis schieben? Halt, wenn die Schranke geschlossen ist! Sie wurden zum Kaffee gebeten, um Beethoven zu spielen! Der Landrat hat mir viel von Ihnen erzählt!“ In aufwallender Herzlichkeit legte er Braß die Hand auf die Schulter. „Kommen Sie, Doktor! Spielen Sie die Appassionata! Ich kann da am besten über euch nachdenken!“

Sie betraten das Musikzimmer am Wintergarten. Braß öffnete den Flügel und begann das Pianissimo des ersten Satzes.

Fabritz lauschte gebannt, wie sich das Thema aus den Wirrsalen hob, wie die Triolen hämmerten und ein harter Wille die Leidenschaften bändigte, die im Verrauschen hinüberflossen in das Andante con moto.

Als Braß im Andante die ersten Akkorde schlug, dachte Fabritz ergriffen: „Jetzt betet er zu seiner Liebe!“

Variationen und thematische Wiederkehr! Dann ein Schluchzen, ein Schrei und im Sturm das Schwelgen einer Leidenschaft, die keine Weisheit mehr bändigt.

Beim Abschied sagte Fabritz: „Nun kenne ich Sie!“ Eine Weile hielt er Werners Hand. „Die Tochter hat bereits entschieden! Die Mutter wird sie nicht im Stich lassen!“

Als das Gartentor ins Schloß gefallen war, stürmte Wolf aus der Dienerwohnung und prallte enttäuscht gegen die geschlossene Pforte.

Fabritz klopfte ihm die Flanke. „Darfst zufrieden sein, Wolf! Bist ja anders als der im Märchen! Wir wollen das Rotkäppchen glücklich machen!“

## XV.

„Meine sehr geehrten jungen Damen, meine sehr geehrten jungen Herren“, pflegte der Tanzlehrer von Lippoldsburg, Heribert Süßmihl, in der ersten Unterrichtsstunde darzulegen, „der Contretanz, die Quadrillen und andere Tourentänze und erst recht die Tänze mit nur einem Partner erfordern gesichertes Können. Selbiges erlangt man nicht allein durch naturgegebene Anmut und Schrittgewandtheit, sondern vor allem durch Unterricht bei einem Tanzmeister par excellence!“

Der spirrige Mann begann mit dem Walzerschritt. „Der Walzer ist der König der Tänze! Eins, zwei, drei! Eins, zwei, drei!“

Seine Frau Theodosia spielte dazu auf einem Pianino, das im weitgedehnten Saal ein wenig engbrüstig klang, den Kaiserwalzer von Johann Strauß ohne Introduction.

„La valse impériale, meine sehr geehrten jungen Damen und Herren! Nämlich – eins, zwei, drei, eins, zwei, drei! – eigentlich ist der Walzer nicht der König, sondern der Kaiser der Tänze! Darf ich bitten, mein gnädiges Fräulein? Einen Tanz mit mir! Natürliche Anmut, von einem Meister geführt! Sehen Sie, wie gut sich das macht?! Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei!“

Beobachten Sie die Füße der Tänzerin, meine sehr geehrten jungen Damen, und Sie, meine sehr geehrten jungen Herren, die meinen! Nicht umgekehrt!“

Berauschend war ein Walzer! Nur wurde er leider – ältere Tänzer bedauerten es manchmal! – hurtig gedreht wie ein Wirbelwind. Daher nahmen die Herren zum Ball Ersatzkragen mit. Man schwitzte beim Walzer wie Gipfelstürmer. Die besseren Kreise allerdings transpirierten. Gewissermaßen schwitzte man in der „Harmonie“ und transpirierte in der „Ressource“.

Auch die Damen dampften, eingepanzert in Korsetts aus Stahl und Damast und schwere Ballkleider. Tüll war zu dünn. Er war mit Atlas unterfüttert.

Auch auf den Bällen pflegte man die guten Sitten nach dem Böllebuch. Das Ballkapitel schloß:

„Beim allgemeinen Aufbruch wird man dem Festkomitee beziehungsweise den Gastgebern in höflicher Form seinen Dank aussprechen, worauf den Herren die Ritterpflicht obliegt, die Damen nach Hause zu begleiten, und zwar bis vor deren Haustür, vor welcher sodann die Verabschiedung erfolgt, gewöhnlich mit dem gegenseitigen Wunsche, daß der Abend gut bekommen möge. ‚Adieu!‘ sagt man dann, ‚Auf Wiedersehen!‘, der Herr einleitend, sofern nicht bereits eine gewisse Vertraulichkeit besteht: ‚Sie gestatten, daß ich mich gehorsamst empfehle!‘ Dabei hält er mit ritterlichem Charme den nunmehr aufgeklappten Chapeau claque in der behandschuhten Linken, während die unbehandschuhte Rechte die Hand der Dame zum Zweck eines leicht gehauchten Kusses an die Lippen führt. Der Kuß erfolgt auf den Rücken derselben.“ –

„Gemeint ist der Handrücken!“ erläuterte Lutz Hildebrand seiner leicht kichernden Mareika, die er möglichst noch vor Ablauf dieses Jahres heiraten wollte.

Das war nicht leicht, gar nicht, denn Mareika war die zweite Tochter Roswithas v. Boelle und einzige Schwester Ludmillas.

„Was sollen wir machen, Lutz? Ausharren, bis ich großjährig bin?“

„Diabolum faciam, ich werde den Deiwel tun!“

Und sie beschlossen, beim nächsten Ball in der „Ressource“ unliebsam aufzufallen.

Für ihre hoffnungsarme Liebe hatte Mareika schon viele Tränen vergossen und, während Ludmilla wie ein Murmeltier schlief, manche Nachtstunde durchschluchzt. Tagsüber biß sie immer wieder in neu erstrittener Tapferkeit die Zähne zusammen und ließ auch Lutz nur ahnen, wie sie litt.

Leider hing das Verheimlichen nicht allein vom Willen ab. Besonders beredt waren die Kümmernisfalten.

Einmal stutzte Ludmilla: „Was ist los mit dir?“

„Nichts!“ bockte Mareika unwirsch, aber die Schwester bekannte sich der Mutter.

Um des Himmels willen! Doch nicht Verstöße gegen den guten Ton?? –

Auch Lutz war nicht immer so fröhlich, wie er vorgab. Bei aller Tapferkeit, der er sich rühmen durfte, bangte er vor dem Augenblick, in dem er bei Frau Geheimrat vorsprechen und um die Hand ihrer Tochter bitten mußte.

Nach dem Gebot der feinen Lebensart mußte das an einem Sonntag kurz nach elf geschehen. Sicherlich würde die Nachbarschaft aufmerksam werden. Der Besuchsanzug und das unvermeidliche Blumenbukett verrieten ja alles, und in sämtlichen Erdgeschossen hatten die Damen von Lippoldsburg zierliche Spiegel vor den Fenstern, die Spione hießen und eine listige Kontrolle der Straße ermöglichten, während die Späherinnen, ohne selber gesehen zu werden, hinter Gardinen saßen und Strümpfe strickten. Das war eine Arbeit, bei der die Nadeln fast von selber klapperten, so daß die Augen das Blickfeld beobachten durften, ohne daß sich eine Masche verding oder das unaufhörlich gezupfte Garnknäuel aus dem Holzbecher trudelte.

Mindestens vierzig Augenpaare würden den jungen Rechtsanwalt in Spionen belauern, sobald er in der Neihartstraße werben ging. Mindestens achtzig luchsende Augen würden, ehe er im Hause der Frau Geheimrat die Schwelle überschritten hatte, das Unheil voraussehen, das einen Bürgerlichen treffen

mußte, der sich vermaß, Frau Geheimrat v. Boelle um die Hand einer Tochter zu bitten.

Und wenn er das Haus verließ, behängt mit einem zwar nur sprichwörtlichen, aber trotzdem sichtbaren Korb, konnte er füglich nichts anderes mehr tun als Lippoldsburg verlassen, um in einem Hottentottenkraal seine mangelhaft gesegneten Tage zu verbringen. Er wollte aber mit Mareika in einer Gralsburg wohnen.

„Nicht wahr, Böllchen? Und weil das so ist, müssen wir es anders machen. Wir müssen dem guten Ton ans Leder! Vorerst tanzen wir in allen Gesellschaften dermaßen häufig miteinander, daß auch dem Ahnungslosesten eine Laterne aufgeht! Das ist aber nur die äußere Politik! Was die innere verlangt, flüstere ich dir gelegentlich ins Ohr!“

„Wann?“

„Bald!“

Sie wollte es aber sofort wissen und hielt ihm ihr linkes Ohrmuschelchen vor den Mund. Blütenart war es wie eine Heckenrose und just von einem kecken Löckchen umspielt, das vorwitzig aus ihrem goldblonden Haupthaar lugte. Entzückt nahm er ihr Ohrläppchen zwischen die Zähne, sagte aber nichts, gar nichts.

„Lutz?!“ drängte sie.

„Was denn?“

„Hurtig! Sag's!“

„Nein, Böllchen!“ wehrte er ab und hielt plötzlich ihren Kopf in den Händen. „Wozu auch sagen?“ flüsterte er und sah ihr heiß in die flackernden Blauaugen. „Besser, man tut's!“

„Was denn?“ hauchte sie und hatte ein Gefühl, als stände ihr Herz still.

„Schäfchen!“ sagte er warm und küßte sie.

Da wurde ihr Ohrmuschelchen rot wie Mohn.

Glücklicherweise hatte niemand zugesehen, obwohl sie in sträflicher Versunkenheit, als wären sie allein auf der Welt, im Lippoldsburger Rosarium standen, einem Rundgarten mit Hunderten von Rosenstöcken.

Ludmilla handelte gewissenhaft, als sie Frau Geheimrat aufschreckte: „Merkst du es nicht, Mama?“ Denn Mareika wurde immer blasser.

„Argwohn ist wohl nicht am Platze?“ stöberte Ludmilla unsicher.

„Aber Kind!“ lächelte Frau Geheimrat erhaben und strich mit feierlicher Geste über ihr Kleid.

„Gut sieht sie aus, die Mama“, dachte Ludmilla dabei, „vornehm in diesem weich fallenden Nachmittagsgewand aus silbergrauer Wolle! Sicherlich ist sie schön gewesen!“ Vergleichend prüfte sich Ludmilla im Trumeau. „Schöner als ich!“ stellte sie fest, war aber mit ihrem Spiegelbild nicht unzufrieden. In dem weinroten Wollkleid mit abgestepptem Seidenkasack nahm sich ihre geschmeidige Gestalt vorzüglich aus, und ihr Gesicht war ebenmäßig und hatte gute Farben. Aber die unausstehlich aufrichtige Mareika hatte vor kurzem gemuckt: „Wärest du nicht so vornehm, könntest du hübsch sein!“

Darum war Ludmilla ihrer Schwester nicht immer gewogen, und schon gar nicht, als sie an einem Sonntagmorgen, wie von dumpfer Ahnung getrieben, die Fürstlich-Lippoldsburgische Gemäldegalerie betrat. Da saß – Ludmilla traute ihren Augen nicht! – auf einem kreisrunden Sofa aus rotem Plüsch mit säulenartiger Mittellehne und krönendem Makartbukett die artvergessene Mareika neben einem bürgerlichen Rechtsanwalt unmittelbar vor Rembrandts Gewitterlandschaft, derselben, die später die Lippoldsburger an die Braunschweiger verkauften.

Als artbewußte v. Boelle vermied Ludmilla jedes Aufsehen und wahrte in verständiger Selbstbeherrschung den guten Ton. „Unauffällig gehen und in aller Stille das Weitere veranlassen!“ riet für solche Augenblicke das Böllebuch. Demgemäß machte sich Ludmilla nicht bemerkbar, räusperte sich noch nicht einmal. Nur ihre Gedanken fauchten: „Na, wartet! Ein Gewitter sollt ihr erleben, daß Rembrandt verblaßt!“ Wie ein rächender Gott verschwand sie hinter der wehenden Portiere.

Diesmal offenbarte sie ihr Erlebnis, so unerhört es auch war, nicht der Mama, war aber doch sehr erregt, als sie zu Hause an-



kam, und dermaßen aufgebracht, daß sie alsbald ihr Zimmer aufsuchte, ein frisches Mouchoir unter dem Duftkissen der Kommode hervorzog, Stirn und Wangen tupfte und schließlich etwas Rouge auflegte. In einem Damenpensionat, wie es Mama leider unterhielt, war man Blicken ausgesetzt, vor denen man sich hüten mußte.

Aber guck! Mareika trat herein! Offenbar schamlos glücklich!

Sie war doch verteufelt hübsch, wie sie dastand in ihrem azurfarbenen Straßenkleid und einer Toque mit Reiherstutz auf dem goldblonden Haar.

Einen frischen Hauch brachte sie mit.

„Wo warst du denn?“ fragte ein wenig hämisch die Schwester.

Und da geschah, was immer geschah: diese unglaubliche Mareika sagte die Wahrheit!

„Wo ich war? – In der Gemäldegalerie!“

Vorsichtig schob Ludmilla ihr Trümpfchen ins Spiel:

„Allein?“

Mareika lachte auf, daß zwischen ihren roten Lippen die schönen Zähne blitzten: „Nicht wahr, Schwesterchen, das möchtest du wissen?!“

Nun hätte ja Ludmilla dieses obstinate Geschöpf vernichtend schlagen können. Sie hätte nur zu schreien brauchen: „Ich weiß es bereits!“ Aber sie erwiderte nur wie nebenbei: „Gewiß, ich hätte es gern gewußt!“

Dann träufelte sie Lavendel in ihr Taschentuch – „Bielefelder Leinen mit eigener Lochstickerei, Mareika!“ – und verließ das Zimmer.

Mareika gelang es nicht, ihre Bedrücktheit zu verbergen. Ihr schamloses Glücksgefühl am Sonntag schien erschreckend kurz gewesen zu sein. Nun, das mußte sich herausstellen! Vorerst hatte man anderes zu tun.

Seit Wochen schon waren die Damen von Lippoldsburg, aber auch die Frauen und Mädchen der kleineren Gesellschaften und Vereine, allein oder mit ihren Schneiderinnen beschäftigt, ihre Roben für die Winterbälle, Soireen und Matineen herzurichten. Auch auf Maskeraden mußte man sich vorbereiten, zumal das

Kostüm neben der frohen Laune auch schöpferischen Geist bekunden sollte, und schließlich auf die Cotillons und ihre Ordén und Buketts, Atrappen und Papierlaternen, Melinitbomben und Knallbonbons.

Das Wäschegeschäft Lerse & Lehnern hatte seine gewaltigen Schaufenster berückend ausgestattet und verhielt in den Zeitungen Leibwäsche aus Brüsseler und venezianischen Spitzen und Fantasiehemden in duftig feinen und hauchzarten Kompositionen. Das Damengarderobegeschäft Pickart & Heckselroth bot außer fertigen Abendkleidern gediegene, aber auch spinnwebfeine Stoffe wie Crêpe de Chine, Taft, Brokat, Eolienne, Musselin, Satin und Tüll. Die Posamentengeschäfte führten reizende Neuheiten an Schnüren und Fransen, Litzen und Tressen, die Schuhhändler Märchengebilde entzückender Ballschuhe in den Farben Atlas, Gold und Silber, und die Friseure zeigten die neuesten Entwürfe für Frisuren, Toupets und Bandeaux, die Bijouterien Diademe, Kolliers, Halsketten, Ohrgehänge, Armbänder, Ringe, Spangen und Gemmen, aber auch Zierden für die Herrenwelt: Manschettenknöpfe, Uhrketten, Berlocks, Krawattennadeln, Hemdenknöpfe.

Es war eine Zeit, in der auch die Herrenmode von Umwälzungen erschüttert wurde. Ein verwegener Revolutionär unter den Tailleurs hatte die bisher schmucklose Brust auf der linken Seite mit einem Täschchen versehen und wagemutig das Poschettchen hineingesteckt, ein Ziertaschentuch mit Spitzen oder Langetten. Die Herren der exklusiven Zirkel waren von einer anderen Umwälzung beeindruckt, einer neuen Schnurrbarttracht, die nur mit Fixierwasser und Schnurrbartbinde erzielt werden konnte und tägliche Formgebung beanspruchte. Jüngere Offiziere trugen sie bereits. Die großen Bälle ließen aber erwarten, daß in den exklusiven Kreisen mindestens die Herren unter dreißig, soweit sie nicht bartlos gingen, in der neuen Tracht erschienen. Sie bedurfte aber monatelanger Vorbereitung; denn die Schnurrbarthaare mußten sich erst daran gewöhnen, daß sie beiderseits der Nasenflügel fächerähnlich hochgestrichen wurden. An jedem Morgen, der nun eine Stunde früher beginnen mußte, befeuch-

teten die Herren den Schnurrbart mit dem zuckergesättigten Fixierwasser, legten eine durchscheinende Binde darüber, knüpften sie mit Gummibändern über dem Nacken fest und gaben dann vor dem Spiegel mit zwei Kämmen dem Bart die epochemachende Form.

So waren diesmal auch die Herren, wenigstens die des Hofes und der höheren Gesellschaft, mit langwierigen Vorbereitungen beschäftigt.

Die umfassendste Arbeit war jedoch von den Damen zu leisten. Man trennte und paßte, maß und probierte, stückelte und nähte, steppte und stickte, mangelte und bügelte, schwitzte und transpirierte, und in töchterreichen Beamtenfamilien, aber auch in Häusern freier Berufe begann ein behutsames Schuldenmachen, begleitet von zarten Auseinandersetzungen zwischen Ballmutter und Ballvater bei Schiefertafel und Rechenstift; und manchmal strich Vater mit dem kühnen Schwung der Genügsamkeit bereits im Oktober die nächste Sommerreise, denn die Bälle waren die Hochzeitsmärkte der zivilisierten Menschheit.

Auch im Hause der Frau Geheimrat wurde geschneidert, daß die Nadeln glühten, nicht nur in den privaten Räumen, selbstverständlich im ganzen Pensionat. Die jungen Damen gingen doch nicht nur deshalb nach Lippoldsburg, um bei Frau Geheimrat feine Sitten, Kochen und Gartenpflege zu lernen; einen Mann wollten sie mit nach Hause bringen, möglichst einen aus der Residenz. Für dieses Ziel wurde getrennt und gepaßt, gemessen, probiert, gestückelt, genäht, gesteppt und gestickt, gemangelt, gebügelt.

Da geschah die Sache mit Mareika.

Glücklicherweise hatte Frau Geheimrat mit dem feinen Instinkt ihrer höfisch bewegten Seele nie geduldet, daß ihre Töchter in den gleichen Räumen wie die Pensionatsdamen schneiderten, und wie lohnte sich nun ihre kluge Vorsorge, als Mareika mit dieser befremdenden Weigerung herausplatzte! Ein Himmelssegens, daß niemand zugegen war! Allerdings war die Schneiderin dabei, Agnes Berbering, aber die hatte eine so ausgeprägte

Sonderbegabung für Schneiderei, daß die anderen Gehirnzentren zu kurz gekommen waren.

In schvesterlicher Hilfsbereitschaft und selbstverständlich ohne jeden Nebengedanken hatte Ludmilla ihr Bandmaß aufgerollt, war vor Mareika getreten und hatte sie in munterem Geplauder aufgefordert: „Komm, Schwesterchen! Taille messen!“

Und was geschah?

Mareika weigerte sich! Mareika entgegnete in einer abweisenden Art, die sicherlich mehr auf Angst als Laune beruhte: „Geh weg, das mache ich selber!“

Ludmilla schlug das Herz bis zu den Ohrläppchen hinauf. Auch Mama schaute bestürzt, und ihr sonst so beherrschtes Gesicht wechselte die Farbe, als ihr Ludmilla, die eine Hand geballt an der Kinnlade und die Unterlippe zwischen den Zähnen, einen Blick zuwarf, der in stummer, schreiender Verzweiflung alles bekannte, was Ludmilla seit Wochen auf der Seele kauerte.

Um des Himmels willen! entsetzte sich nun auch Frau Geheimrat. Ihre Sicherheit wankte unter einem Schwächeanfall, richtete sich jedoch alsbald zu alter Größe auf. „Nein, nein!“ besänftigte Mama durch ein mild abwehrendes Kopfschütteln Ludmilla: „Bei einer v. Boelle unmöglich!“

Trotzdem war es beruhigend, daß Agnes Berbering weder das Problem noch die Dramatik dieser geballten Minute erfaßt hatte, sondern Mareika zurief: „Richtig, gnädiges Fräulein, ich messe meine Taille auch immer selber! Nur mein Bräutigam darf es noch!“

Gesellschaftlich tragbar und mit dem Savoir vivre zu vereinbaren war diese von einem leisen Kichern begleitete Bemerkung natürlich nicht, versöhnte indessen durch die Unbeschwertheit ihrer – wenn auch anfechtbaren – Empfindung. Außerdem war sie der tröstliche Beweis, daß Agnes Berbering die stummen Angstschreie Ludmillas und die wortlosen Zurufe der Frau Geheimrat nicht bemerkt, geschweige verstanden hatte.

„Kann man“, fragte Ludmilla kurz vor dem Abendbrot in einem Augenblick des Alleinseins Mama, „unter diesen Umständen Mareika bereits zur Rede stellen?“

„Nein“, entschied Mama, „das kann man nicht! Ich will auch“, setzte sie aufgeregt hinzu, „trotz ihrer auffälligen Blässe niemals glauben, daß etwas wäre, niemals, ehe nicht alle Welt weiß, daß etwas ist!“

Und nun verlor die immer tapfere Frau Geheimrat doch noch ihre Haltung. Sie schluchzte, und Ludmilla lehnte sich aufgelöst an ihre Schulter und schluchzte mit.

Dagegen beherrschte sich Mareika verblüffend. Nur magerten ihre Wangen immer weiter ab, und um die blauen Augensterne lagen Schatten gebreitet, die Mama und Ludmilla mit kaum noch verhehltem Schauer betrachteten.

„Was ist dir, mein Kind?“ fragte endlich Frau Geheimrat in zarter Eindringlichkeit bei einem Tee zu dreien und ergriff mütterlich Mareikas Hände. „Hast du mir oder Ludmilla oder uns beiden etwas zu bekennen?“

Mareika blickte mit gesenktem Köpfchen Mama in die Augen und errötete leicht.

„Wie schön sie ist, die Katze!“ dachte Ludmilla.

„Nun, mein Kind!“ drängte Frau Geheimrat.

Mareika richtete sich auf, nahm in geradezu bewundernswerter Haltung und sehr anmutiger Armbewegung ein Schlückchen Tee, setzte die Schale wieder auf die Untertasse, lehnte sich leicht zurück, klopfte spielerisch und wahrhaftig fast ein wenig übermütig die Hände mit den Fingerspitzen gegeneinander, lächelte fein und sprach in empörender Sachlichkeit die für Ludmilla unvergeßlichen Worte: „Zu bekennen habe ich viel, aber heute noch nicht!“

Die Ellenbogen aufgestützt, preßte Ludmilla die Fäuste an die obere Zahnreihe. Ihr war, als müßte sie sich wehtun, um nicht aufzuschreien, und Mamas düster starrende Augen blieben inmitten des Tisches auf der Teekanne haften. Es war ein handgemaltes Service aus Japan. Auf der Kanne ragte zwischen Gräsern und Blumen der Insel Hondo der heilige Berg Fujiyama. Frau Geheimrat wußte, es war ein Vulkan. Und was hatte kurz

vor der großen Revolution in Frankreich Salvandy zum Herzog von Orléans gesagt? – Wir tanzen auf einem Vulkan!

So wirr flatterten ihre Gedanken. Sie wußte, die Wissenschaft nannte dieses Abirren Ideenassoziation. Frau Geheimrat hatte die höhere Töchterschule einschließlich Seleкта besucht, und Seleкта bedeutete: die Klasse der Auserwählten.

Aber war man denn noch auserwählt? Die Familie v. Boelle tanzte auf einem Vulkan.

„Bekenne heute!“ forderte Ludmilla scharf.

Aber Mareika schüttelte verweigernd den Blondkopf und entgegnete ein wenig brüsk: „Nein, Schwesterchen! Da beißt du nicht nur auf deine Fäuste, da beißt du auf Granit!“

Verärgert erhob sich Frau Geheimrat: „Die Teestunde ist beendet!“

Der Berg ihrer Befürchtungen war höher als der Fujiyama.

„Willst du denn mit zum Ball?“ fragte sie Mareika noch, ehe sie das Zimmer verließ.

Mareikas Augen flammten Freudenfeuer. „Aber natürlich, Mama! Der Regimentsball wird dir alles erklären!“ und sie tanzte wahrhaftig in einem plötzlich sprühenden Glücksgefühl einen Walzer und summete die Melodie der „Schönen blauen Donau“ dazu.

Ludmilla war paff. Auch Mama war verblüfft von dieser Wendung, aber auch leicht getröstet, denn füglich konnte eine junge Dame, der das Glück so jäh aus den Augen strahlte, kein schlechtes Gewissen haben, wenigstens – hm! – kein allzu schlechtes!

„Meinst du nicht auch?“ fragte Mama in der Küche Ludmilla.

Die flüsterte die Gegenfrage: „Kannst du schweigen, bis der Ball vorbei ist?“

„Das dauert ja nicht mehr lange!“ hauchte Mama zurück.

„Es wird dir trotzdem schwerfallen! Aber versprichst du, schwörst du?“

„Ich schwöre, Ludmilla!“ beteuerte Frau Geheimrat feierlich, und ihr Herz pochte wie ein Hammerwerk.

„Dann will ich es offenbaren!“ wisperte Ludmilla. „Glücklicherweise scheint die Schmach nicht so ungeheuerlich zu sein, wie wir eine Zeitlang befürchten mußten, aber groß genug, erschütternd groß, Mama, ist sie trotzdem!“

Mama ertrug das Warten nicht länger. „Rede doch endlich!“ schalt sie grimmig, schwang die Fäuste und strampelte ungeduldig mit den Stöckelschuhen.

Ludmilla straffte sich erschöpft, wischte über Stirn und Schläfen und stammelte tonlos:

„Mareika liebt einen Bürgerlichen!“

Da sank Frau Geheimrat auf einen Küchenstuhl und preßte die Hand aufs Herz. — Das war zu viel! —

Aber schon am nächsten Tage beschloß sie, am Ballabend energisch einzugreifen und dieser unseligen *Mésalliance* ein Ende zu machen; und einige Wochen später wußte man, um Mareika bewarb sich der fürstliche Oberregierungsrat v. Schwiepeps. Er war bei Frau Geheimrat bereits zum Tee gewesen.

## XVI.

Regimentsball! Aus den Fenstern der „Ressource“ brachen Lichtfluten. Hinter dem weitgeöffneten Portal stand im geräumigen Vestibül nahe der Marmortreppe mit ihren blitzenden Stufenenden und weinroten Teppichläufern in eindrucksvoller Würde der galonierte Portier, den Paradestock in der weiß behandschuhten Faust, und unterrichtete die Gäste über die Arrangements des Grand Bal. Ordonnanzen eilten.

Die Damen waren in Entreemäntel gehüllt, das Haar unter Schalen oder Kapuzen, an den Füßen Straßenschuhe, die Tanzschuhchen im Pompadour. In der Damengarderobe, hinter den aufgehängten Mänteln versteckt, huschte man schnell hinein, als habe man nur den Fächer oder das Taschentuch aus dem Handbeutel genommen. Ältere Ballmütter, die annehmen durften, daß ihnen tänzerische Leistungen nicht mehr zugemutet wurden, streiften nur Gummischützer von den Schuhen.

„Fertig?“ wandten sie sich an die Töchter. Nun, dann konnte man durch eine der gewaltigen Flügeltüren den Saal betreten, entweder unmittelbar oder durch die Kolonnaden.

Wo war Papa? Man war doch richtig geblendet von dieser Lichtfülle, die aus den Auerbrennern der Kronleuchter und den elektrischen Wandlampen strömte!

Papa kam soeben aus der Herrengarderobe, den zusammengeklappten Zylinderhut in der Hand wie ein Diskuswerfer die Scheibe.

Die Offiziere trugen Galauniform, und wirklich, die neue Barttracht hatte das halbe Offizierkorps erobert.

Die Damen bevölkerten die Stuhlreihen gegenüber den Kolonnaden, in denen sich die tanzbeflissenen Herren aufhielten, um zwischendurch mit ihrem Kärtchen, das sie von einer Ordnonanz erhalten hatten, in den Saal zu eilen und Tänze zu sichern.

Vor dem Streichorchester der Regimentskapelle erhob sich der Musikmeister.

„Bitte die Damen und Herren zur Polonaise!“ rief nach einer Fanfare der Tanzordner.

Die Herren stürzten in den Saal. Und wahrhaftig! Siehst du es? Haben Sie es bemerkt? Oberregierungsrat v. Schwiedeps führte Mareika v. Boelle, und Mareika lächelte.

Wo war der Rechtsanwalt? Der lehnte verloren an einer Säule. Er konnte einem leid tun! Aber das ist nun einmal so im Leben!

Und wer führte Anneliese Fabritz? Hatte man Worte? Der revolutionäre Chefredakteur? Der Enklavensöldling? Und Reserveoffizier? Der?“

Feierlich begann der Abend mit der A-Dur-Polonaise von Chopin.

„Wer eröffnet?“

„Oh! Der Kommandeur mit der Debarrier!“

Als Oberregierungsrat v. Schwiedeps Mareika um den ersten Walzer bat, war sie bereits versagt, auch beim zweiten, auch bei



Rheinländer, Menuett und Contre, sogar bei Quadrille und Schlußgalopp. Nur Polka konnte sie vergeben.

Er war enttäuscht, bewahrte aber Haltung, sagte nur „Schade!“ verzichtete mit vielem herzlichen Dank auf die Polka, klemmte sein Monokel fester und engagierte in klarer Erkenntnis Ludmilla, die ihm überraschend gut gefiel.

Ein Walzer! Klänge aus dem Wiener Wald!

Ein Paar tanzte weit voraus. Donnerwetter! Eine Lust, da zuzusehen! – Wer denn? – Mareika! – Und er? – Lutz Hildebrand!

Frau Geheimrat saß wie aufgelöst und krampfte in steinerner Ruhe die Finger um ihr Mouchoir.

Und wieder ein Tanz, und wieder ein Paar voraus, und wieder Mareika und Lutz.

Man wurde aufmerksam. Das ging doch zu weit!

Vor allem ging es Mama und Ludmilla zu weit. „Ludmilla“, flüsterte Frau Geheimrat erregt, „suche eine Ordonnanz! Sie soll diesem Hildebrand bestellen, ich erwartete ihn beim Beginn der ersten Tanzpause im Empirezimmer!“

Unauffällig verließ sie den Saal.

Lutz erschien sofort, sehr vorteilhaft in seiner Uniform, wie sie sich gestehen mußte, auch ausnehmend gewandt und gut erzogen.

„Ich darf Sie bitten, Platz zu nehmen, Herr Rechtsanwalt! Sie tanzten schon viermal mit Mareika! Was hat das zu bedeuten?“

„Meine sehr verehrte gnädige Frau, ich benutze diese mir willkommene Gelegenheit, Sie zu bitten, mich am nächsten Sonntag zur Morgenbesuchszeit in Ihrem Hause empfangen zu wollen!“

„Sollten Sie“, flüsterte mit wogendem Busen Frau v. Boelle, „die wohlgemeinte Absicht haben, um Mareika anzuhalten, so muß ich, um Ihnen Kränkung zu ersparen, Sie leider bitten, von Ihrem Besuch Abstand zu nehmen. Einem Bürgerlichen gebe ich Mareika nie!“

Nun flüsterte auch Lutz, auffällig hastig und sehr erregt: „Frau Geheimrat, von solchen Plänen müssen Sie absehen. Das

ist – wie soll ich mich ausdrücken? – zu spät! Mareika und ich müssen heiraten, müssen, Gnädigste! Es geht nicht anders!“

Frau Geheimrat erblaßte. „Etwa auch bald?“ stammelte sie zerrinnend.

„Auch bald!“ bestätigte in nüchterner Sachlichkeit Lutz Hildebrand und fragte nach kurzem, von schweren Atemstößen erfüllten Schweigen: „Nun darf ich wohl vorsprechen, gnädige Frau?“

„Ja!“ hauchte tonlos Frau Geheimrat und bat mit versagender Stimme: „Bitte ohne Aufsehen in den Saal zurück! Ich wünsche Ludmilla zu sprechen! Auf Wiedersehen!“

Lutz sprang auf. Verbeugung. Knallende Hacken. Zur Tür. Wendung. Verbeugung. Ab.

Ludmilla trat ein. Hatte sie das Unheil nicht kommen sehen? Und hatte Mama nicht trotzdem geglaubt, es wäre alles in Ordnung? –

„Diese Blamage! Mit Fingern werden die Leute auf sie zeigen! Aber das darf uns nicht beirren, Mama! Keine Verlobung und Weihnachten Hochzeit! Die einzige Lösung! Die Leute werden ja munkeln, aber das darf uns nicht berühren! Besser einen Bürgerlichen als unter solchen Umständen gar keinen!“ entschied Ludmilla, und Mama stimmte zu, war auch keineswegs gesonnen, daheim über Mareika herzufallen und ihr das Leben noch schwerer zu machen. Sie war doch die Mutter und Mareika ihr Kind, und beide waren Frauen. Mußte sich da die Mutter nicht Mühe geben, trotz allem, was geschehen war, ihrem armen Mädels Verständnis entgegenzubringen?

Freilich, Ludmilla war noch anderer Meinung. Wie sie aber nach Souper und Kaffeetafel im aufdämmernden Wintermorgen zusammen nach Hause fuhren, Mutter, Mareika und sie, da regte sich auch in ihr die Frauenseele, und inmitten der tanzenden Flocken dachte sie an das Wunder des Frühlings, an Keimen und Sprossen und ewiges Werden unter dem Schnee.

Daheim sagten sie zwar zu Mareika, niemals würden sie das von ihr gedacht haben, niemals, und nein, was das für eine

Schande wäre; aber sie freuten sich fast, als Mareika, anstatt sich die Augen aus dem Kopfe zu heulen, alle Vorwürfe gefaßt entgegennahm und von nun an sichtlich aufblühte.

Die Damen im Pensionat staunten nicht wenig, als ihnen beigebracht wurde, um Weihnachten wäre Hochzeit. Manche blinzelten sich zu, tuschelten auch ein Teilchen, aber schließlich glaubte man doch daran, daß Lutz Hildebrand, der sich am Sonntag nach dem Grand Bal bei Frau Geheimrat das Jawort geholt hatte, seine junge Praxis nicht ohne Frau bewerkstelligen könne.

Auch Lutz zeigte sich bestrebt, diese Lesart in Umlauf zu bringen.

Aus verständlichen Gründen war der Verkehr zwischen Mama und Ludmilla auf der einen und Mareika und Lutz auf der anderen Seite noch unsicher. Auseinandersetzungen wurden jedoch vermieden, weil sie zwecklos waren und man sich außerdem vor den Pensionatsdamen zu hüten hatte, bei denen die Schallstärke eines Schlüssellochs durchaus genügte, um jenseits der Türen Geheimnisse zu ergründen. Auch die gepolsterten Doppeltüren, mit denen Frau Geheimrat ihre private Zimmerflucht verrammelt hatte, waren ohne Gewähr.

Noch standen Mißlichkeiten im Wege. Da war zuerst der Polterabend vor der Trauung. Es war Brauch, daß einzelne Gäste sich verummten und scherzhafte Vorträge hielten, harmlos zumeist, manchmal auch kantig und spitz. Wenn sich nun jemand bemüßigt fühlte, vielleicht ein Schreckenskind aus dem Pensionat, auf die kurzfristige Anberaumung der Hochzeit anzuspieren?! Nicht auszudenken!

Es geschah aber nichts dergleichen, und hätte bei irgendetwas die Absicht vorgelegen, er wäre durch das glückstrahlende Gesicht Mareikas entwaффnet worden. Entzückend sah sie aus in ihrem syringenfarbenen Kleid und dem anmutigen Schmuck aus Bändern und Blumen.

Auch während der standesamtlichen Trauung im Rathaus ereignete sich nichts Außergewöhnliches. Trauzeugen waren Vater Hildebrand, der fürstliche Hofrat, und Ludmilla v. Boelle,

beide ausgewiesen durch Paß und dem Beamten persönlich bekannt.

Nun war man also – noch konnten es die beiden jungen Menschen nicht fassen – urplötzlich Mann und Frau, und niemand konnte dagegen Sturm laufen.

„Das ist wie ein Bollwerk, Böllchen!“

Das Mittagmahl nahmen sie im engsten Kreise, nur Mutter, Töchter, Eidam und die Eltern Hildebrand.

Alle waren zuerst ein wenig still und drucksten vor Ergriffenheit, wurden aber schon nach einem Glas Madeira gesprächiger, und beim Zander spülte ein spritziger Mosel alle Hemmungen von der Seele. Unversehens erklärte Frau Geheimrat ihrem Schwiegersohne, zu ihrer Freude und Genugtuung habe sie ihn mit täglich gesteigertem Wohlgefallen aufgenommen und sei nicht gewillt, eine böse Schwiegermutter zu werden, wenn sie auch, was er ja verstehen werde, manches noch nicht verschmerzen könne.

Die Eltern Hildebrand sahen befremdet aus, hielten sich aber weise zurück.

Ein Blick der Mama während dieser Ansprache erteilte auch Mareika eine Rüge. Aber die war doch wirklich ein sonderbares Kind! Zuerst hatte sie kurz nach der Heimkehr Mama geküßt und ein bißchen geschluchzt, aber seitdem konnte wirklich und wahrhaftig niemand unbefangener aussehen als dieser wunderliche Wildfang, der es doch so faustdick hinter den Ohren hatte!

Das sagte sich auch Ludmilla, bezwang sich aber, weil man ja doch nicht um die traurige Notwendigkeit herumkam, die ganze Angelegenheit noch heute ungeschminkt zu besprechen; denn bis morgen früh mußte sich Mareika darüber klar werden, daß sie nicht mit einer öffentlich zur Schau getragenen Lüge vor den Altar treten durfte. Oder lebte sie in dem Wahn, sie könnte so mir nichts dir nichts den Kopf wegstecken? Und wurde sie vielleicht von Lutz noch bestärkt? Das ging ja nun doch nicht!

Währenddessen speisten sie nicht ohne Behagen Rindsfilet nach englischer Art mit Braunschweiger Büchsenpargel, Erbsen,

Karotten und Morcheln und lösten die Zunge mit rotem Burgunder, so daß sie nach der Süßspeise bei einer Veuve Cliquot gesprächig wurden; fast zu gesprächig, so daß sie erst wieder mit Kuchen und Mokka besänftigt werden mußten, damit Mama und Ludmilla für das bitterböse Thema die erforderliche Ruhe und Sachlichkeit aufbrachten.

Mama setzte sich in einen Armsessel Louis-Seize.

In den Wohnungen alter Familien war das Meublement ein verwegenes Stilgemisch; romanisch, gotisch, Renaissance, Barock, Rokoko, Regence, Empire und Biedermeier, durchsetzt mit Kanapees und Chaiselongues aus Plüsch und Samt, Teppichen und Gobelins, Makartsträußen und Vasen, Nippesfiguren, Kupferstichen und Ölbildern.

„Wir wollen“, überwand sich Mama und umspannte stützesuchend die Armlehnen, „ohne Zorn und Eifer besprechen, was geschah, und uns klar werden, wie wir uns morgen verhalten müssen!“

„Ja, das wollen wir!“ sekundierte mit Nachdruck Ludmilla.

„Was geschehen ist, läßt sich nicht wieder gutmachen!“ fuhr Mama fort.

„Fängt sie schon wieder an?“ dachte verblüfft Mareika. „Hat sie den Fimmel vom adeligen Eidam noch immer nicht verschwitzt?“ Grollend zog sie die Brauen zusammen.

Die Eltern Hildebrand waren sichtlich gekränkt, hielten sich aber auch jetzt zurück.

Mama blieb mild. „Ohne weiteres verstehe ich, liebe Mareika, daß dir wie Lutz eine solche Unterredung am ersten Hochzeitstage unerwünscht sein muß! Aber ich kann nun einmal nicht dulden, daß du mit einer Lüge vor den Altar trittst, Mareika!“

Zuckte da nicht ein spitzbübisches Lächeln durch die Augenwinkel des Eidams? — Wohl nicht! Ihr war es nur so vorgekommen. Sicherlich hatten Burgunder und Champagner die Sehschärfe getrübt.

„Nicht umsonst“, fuhr Mama nun leidenschaftlicher fort, „habe ich in meinem Buche vom guten Ton auf das herrliche Gedicht Robert Reinicks verwiesen: Vor allem eins, mein Kind,

sei treu und wahr! Dieses sittlich hochstehende Wort müssen wir nun selber wahrmachen, auch wenn es noch so schwerfällt! Auf die Dauer läßt sich ja doch nicht verbergen, was geschehen ist! Man wird die Monate zählen!“

„Das wird man!“ unterstrich mit Entschiedenheit Ludmilla.

Lutz lehnte sich an eine Fensterbank. Er wußte, in dieser Stellung sah man sein Gesicht verschwommener. Mama hatte einmal gesagt, er wäre dann wie ein Scherenschnitt.

Mareika blieb sitzen, betrachtete indessen Mutter und Schwester mit Entgeisterung. „Ja“, fiel ihr bei, „Champagner mit Burgunder, das köpft, und letzten Endes haben wir dieses teuflische Gemisch getrunken; denn ob man die Weine in einer Bowlenschale manscht oder im Magen, ist im Effekt egal! Kein Zweifel, die arme Mama ist leicht gestört und Ludmilla erst recht!“ Laut sagte sie und diesmal mit einem Schuß Entrüstung: „Ich verstehe nicht! Soviel ich weiß, habe ich noch nie gelogen!“

„Ich weiß, mein Kind!“ lobte Frau Geheimrat. „Darum wirst du morgen zur Kirche mit offenem Myrtenkranz fahren!“

„Ich?“ rief Mareika entsetzt, sprang auf, stützte die Hände auf den Empiretisch und bestaunte die Mutter wie eine Erscheinung.

Auch die Eltern Hildebrand waren entgeistert.

„Kind“, belehrte nachsichtig Mama, „offenbar weißt du nicht, daß nur Jungfrauen unter geschlossenem Myrtenkranze vor den Altar treten dürfen!“

Mareika blieb der Verstand stehen. „Aber natürlich weiß ich das!“ rief sie und fühlte Neigung, wenn auch nicht gleich das ganze Meißener Service, so doch wenigstens eine Mokkatasse gegen das Barockschapp zu knallen.

Da riß Ludmilla der Geduldsfaden. Es war ja ungeheuerlich, was für eine dreiste Komödie Mareika aufführte, statt überzuströmen vor Dankbarkeit, daß sie an Mutter und Schwester so milde Richterinnen gefunden hatte! Sie war ja doch eine Katze, und man mußte ihr anders kommen, viel klotziger als Mama in ihrer Herzensgüte. Und so erhob sich Ludmilla wie

zum Sprung. Die Hände auf den Armlehnen, den Oberkörper vorgebeugt, die Nasenflügel gebläht, fauchte sie Lutz und Mareika an:

„Wann erwartet ihr es denn, das Kind??!“

Glücklicherweise klatschte diese Frage hinter gepolsterten Doppeltüren und zu einer Zeit in den Raum, in der die Damen des Pensionats im Lippoldsburger Gehölz ihren Mittagsspaziergang machten.

Auch die Eltern Hildebrand sprangen auf und schrien: „Das Kind?“

Aber Mareika sank in den Sessel, als wären ihr die Füße fortgerutscht. Erst war sie blaß vor Schreck, dann prustete sie vor Lachen:

„Wir? Ein Kind? – Du bist verrückt!“

Ludmilla stand wieder da wie ein rächender Gott, knuffte die Fäuste in die Hüften und rief in namenloser Empörung: „Du willst noch leugnen, wo dein eigener Mann es bekannt hat?“

Nun meldete sich Lutz. „Erlaube einmal“, fragte er sanft, „wann soll ich das gesagt haben?“

Ludmilla bekam vor Erregung kein Wort mehr heraus und deutete nur mit heftigen Gebärden auf Mama.

Die war nun ebenfalls aufgestanden und ebenfalls empört. Nur Mareika saß noch.

„Aber Lutz“, erinnerte Frau Geheimrat mit außergewöhnlich gehobener Stimme, „du weißt doch ganz genau, daß du zwar nicht Ludmilla, aber mir gebeichtet hast?“

„Dir, Mama?“ fragte Lutz mit kreisrunden Augen. „Wann soll denn das gewesen sein?“

„Wann?“ kollerte Frau Geheimrat in einem Zorn, den auch die Meisterin des guten Tons nicht mehr bändigen konnte. „Das weißt du so gut wie ich! Hinterher hast du Ludmilla holen müssen!“

„Du meinst doch nicht die Unterredung auf dem Regimentsball?“ fragte Lutz, als käme ihm eine Erleuchtung.

„Welche denn sonst?“ schluchzte Frau Geheimrat.

„Aber Mama!“ begütigte Lutz und ergriff ihre Hände. „Da habe ich doch kein Wort von einem Fehltritt gesagt! Wir haben ja auch keinen begangen!“

„Du hast doch gesagt, ihr müßtet heiraten, müßtet, müßtet, und so bald wie möglich!“ brodelte Mama.

„Jawohl“, gab Lutz zu, „diese Überzeugung haben Mareika und ich auch immer gehabt!“

Jetzt stand Mareika auf, und Mama und Ludmilla setzten sich, und beide lüpften die Taschentücher – „Bielefelder Leinen mit Lochstickerei!“ kicherte Mareika – und tupften siedend die Stirn.

„Und ich habe geglaubt –!“ stammelte fassungslos Frau Geheimrat und verkrampfte die Hände.

Mareika aber, dieser wirklich manchmal unausstehliche Mensch, drehte sich wie ein Kreisel und schrie vor Lachen, bis sie atemlos in einen Sessel plumpste, und zwar mit derart unerhörter Wucht, daß an der Schreiblade Louis-Quatorce die Rolltür klapperte.

„Nun bedauerst du wohl wieder die Mésalliance, Mama?“ forschte Lutz.

Aber das wollte Frau Geheimrat nicht wahrhaben. Er dürfe versichert sein, sie bedauere es nicht! Nur wäre, das müsse man schon sagen, ihr Jawort auf eine außergewöhnliche Art zustande gekommen.

Sie atmete schwer, und Ludmilla mußte einen Mokka trinken, um wieder zu Verstand zu kommen. Nein, dachte sie aufgelöst, was hatte Mama da angerichtet?! Aber wenn sie es genau überlegte, war es ja nun tausendmal besser als vorher!

Das meinte auch Mama. Sie kannte die Welt. Morgen würden Frauen und Mädchen in Scharen die Emporen bevölkern, nur um von oben den Myrtenkranz zu besichtigen.

War er offen? –

Schade! Zu!

„Nur eins noch, Lutz“, fiel es Frau Geheimrat ein, „wir hätten doch unter solchen Umständen die Hochzeit nicht dermaßen zu



beschleunigen brauchen. Hast du nie daran gedacht, daß außergewöhnliche Eile – wie soll ich das in Worte kleiden? – stutzig macht?“

„Nun wenn schon, Mama!“ tröstete Lutz und hatte ein Jauchzen in der Stimme. „Uns verteidigt die Zeit, und ich habe mein Mädell!“

Auch Mareika dankte aus Herzentiefe der Vorsehung, und das Herz war zum Zerspringen voll Glück.

Wie nun in später Abendstunde Lutz Hildebrand mit seinen Eltern aufbrach – das nächtliche Verweilen im Hause der Braut vor der kirchlichen Trauung hätte das Büllebuch mit nichten erlaubt! – fand er noch schnell Gelegenheit, seiner jungen Frau ein paar Wisperworte ins Ohrmuschelchen zu hauchen.

„Hörst du?“

„Ja?!“ Sie lauschte gespannt.

„Habe ich's gut gemacht?“

„Was?“

„Mit Mama auf dem Regimentsball?“

Da hielt ihn Mareika mit gestreckten Armen von sich und staunte ihn an. „Was?“ flüsterte sie. „Du hast das alles mit Willen gesagt?“

„Was dachtest denn du?“ blinzelte Lutz. „Vorsätzlich! nennt es der Jurist!“

Nun biß ihn Mareika ins Ohrläppchen und tuschelte dabei: „Ich habe ja immer das Tempo bestaunt, aber an sowas hab' ich nicht im Traum gedacht! Warte, du wirst es büßen!“

Auf der Ringscheibe des Saturn saß, wenn man abermals Lutz trauen durfte, mit baumelnden Beinchen Engelinchen und band einen Sternblumenstrauß.

Trällernd kam der Kobold herbei.

Engelinchen wußte, er liebte sie schon eine Jahrmillion. Sie konnte sich aber noch immer nicht entschließen.

„Die Geschichte mit Lutz und Mareika“, fragte sie, „hast wohl du wieder ausgeheckt?“ und schlang ein himmelblaues Band um den Strauß.

Der Kobold rieb die Hände. „Gefällt sie dir?“  
Engelichen umging die Antwort, schwieg ein Weilchen und fragte errötend: „Und passiert ist wieder nichts?“

„Nein!“ kicherte der Kobold.

„Und“, fragte Engelichen glutübergossen, „wird noch was passieren?“

Der Kobold tanzte über die Sternenwiese. „Strafe muß sein! Jahrelang werden sie Kinder kriegen!“

Da gab ihm Engelichen ihr Jawort.

## XVII.

Auf dem Regimentsball waren Elfriede v. Winterstetten und Anneliese Fabritz mit der Debarrier bekanntgeworden. Es war kein Zufall gewesen. Sie hatten die Bekanntschaft gesucht; Elfriede voran.

Auch Anneliese war nicht so schüchtern wie das Rotkäppchen im Märchen. Ein Sausewind war sie wie Elfriede, nur ebenso wohlgezogen und nicht weniger charmant. Befangenheit, lehrte Elfriede, müsse man abstreifen wie die Rehböcke den Bast vom Gehörn. Wenn sie im März begännen, wären sie im Mai schon fertig damit. Nur die kümmernden Stücke hätten noch Belag auf den Stangen. Man dürfe eben nicht schwach sein und bange schon gar nicht.

Es war beinahe naturbedingt, daß die beiden sich anfreundeten, sobald sie sich gegenseitig über den Weg liefen; aber wäre ihr Bund, den sie nun auf die Debarrier ausdehnten, nicht durch die Enklave zustande gekommen, hätte der Weltvernunft die Quintessenz gefehlt. Den Grund zu ihrer Kameradschaft gelegt hatte ein Zusammenstoß an der Grenze zwischen Lippoldsburg und Liebenböhl.

Dort rissen die Zwischenfälle nicht ab. „Verhafte mich, wenn du kannst!“ höhnte im Wirtshaus zur fröhlichen Einkehr ein spaßiger Vagabund dem Gendarmen aus Liebenböhl zu, der in der gleichen Stube, aber jenseits der Grenze saß. „Auf lip-

poldsburgischem Boden hast du nichts zu melden!“ Der wutgeschwellte Gendarm setzte sich griffbereit neben die preußische Tür, den einzigen Ausgang. „Du kommst mir schon!“ Der Vagabund kam aber nicht. Er sprang durchs Fenster.

Der Wirt hinter der Theke lief Tag für Tag begütigend zwischen den beiden Ländern hin und her. Er war ein treuer Lippoldsburger. Wurde aber gerauft, warf er auch Landsleute in die Enklave. Seinetwegen sollten sie, um nüchtern zu werden, im preußischen Teil des Ilmenforstes Reisig sammeln.

Das hätten sie unbeschadet gedurft. Die preußische Forstverwaltung war froh, wenn der Waldboden billig gesäubert wurde. Im lippoldsburgischen Teil dagegen war das Reisiglesen gebührenpflichtig. Wurden nun auf diesem Gebiete Leute mit Reisigfuhren ohne Holzschein erwischt, trotzten sie keck, ihr Sammelgut stamme aus Liebenböhla. Die Preußischen ihrerseits wollten sich ihren Reisigbestand nicht schmälern lassen und rissen den Lippoldsburgern die Holzlese vom Karren herunter.

Mit Laubstreu hatte es ähnliche Not. Hier waren es die Preußen, die das Sammeln verboten. Laub wäre natürliche Bodendüngung. Die Lippoldsburger dagegen verwiesen auf die Atmung der Erde, entschieden sich für Bodenlüftung und erlaubten unentgeltliche Abfuhr, so daß nun umgekehrt preußische Enklaveleute ins Lippoldsburgische einrückten. Raufhändler blieben auch hier nicht aus, und in den beiderseitigen Amtsgerichten stapelten sich die Akten über Beleidigungsklagen und Strafdelikte der Brachialgewalt.

Elfriede und Anneliese hatten sich bei ihrem Grenzzwischenfall nur in Worten gerauft. Im Jagdrevier ihres Vaters hatte Anneliese über lippoldsburgischem Boden einen Wildtauber geschossen. Der ging aber in Liebenböhla nieder, auch noch dicht an der Grenze, keine zehn Schritte vom Markstein. Hubertus, hilf! Kurz entschlossen pirschte sie hinüber. Aber kaum war sie drüben und kaum hatte sie sich gebückt, wurde sie gestellt, brüsk wie ein Wilddieb. Elfriede v. Winterstetten, die Büchse unter dem Arm, heischte ihr Jagdrecht, zumal sie noch überdies der Meinung war, den Tauber selber erlegt zu haben. Ein hitziger

Wortwechsel folgte, währte aber nicht lange. Die beiden sahen sich in die Augen und begannen zu plaudern, bis sie sich von ihrer Begegnung beschenkt fühlten und die sinkende Sonne die Heimkehr empfahl. Den Tauber am Gurt, strebte Anneliese von dannen und besuchte schon am nächsten Tage die Landratsfamilie in Liebenböhl.

Damals war Elfriede noch nicht verlobt gewesen, Anneliese erst recht nicht. Es war die Zeit, in der Elfriede geglaubt hatte, für Braß bestimmt zu sein. Davon erzählte sie der Debarrier und hatte ihren Zweck dabei.

Jawohl, sie hatte einmal ihr Herz an Dr. Braß verloren. Er war ihr Jugendgespieler. Daß er aber nach Lippoldsburg gekommen war, hatte einen anderen Grund. Verliebt war sie nur in Berlin gewesen und auch keineswegs lange. Ihre Herzen waren gewissermaßen mit Stahl- und Darmsaiten aneinandergebunden gewesen. Sobald er spielte, schlug ihr Herz den Takt dazu. Er merkte das aber nicht, und wenn sie verschüchtert die Geige hob, um in Tönen zu sagen, wie ihr zu Sinn war, rief er fortgesetzt: „Einen Viertelton zu tief! Du detonierst!“ und schlug auch noch mit der flachen Hand verzweifelt auf den Flügel. Dieser ewige Einwand zerkrümelte ihr die Liebe. Es war aber keine. Es war nur Schwärmerei. Liebe sprühe gar nicht so toll, wäre vielmehr — aber da müsse man wirklich ein bißchen in heiligem Schauer sprechen — eine stille Leuchte, die nur zeitweilig flamme, aber nie verglühe, solange das Lebenslämpchen brenne. Nur müsse man alles erst an sich selber erfahren. Die Liebe gäbe dem Herzen ein anderes Gewand und sozusagen auch andere Kost, gleichsam wie in der Winterzeit die Rehe fahl und grau wären und manchmal erbärmlich nach Nahrung hungerten, sich aber blankrot und festlich anzögen und in ihrem Walde Köstlichkeiten fänden, sobald der Frühling ins Land gezogen sei. Übrigens wären die Kitzchen bunt gefleckt und wären die Anmut des Waldes. Aber auch die müsse man erst erlebt haben. Sie, Elfriede, denke manchmal schon heftig an die Kitzchen.

Verheiratet war sie noch nicht. Die verdächtig gerundeten Augenbrauen der Frau Oberamtmann hatten sich wieder glätten

dürfen. Trinsenkern erwartete Bescheid, wie lange er noch in Lippoldsburg stationiert blieb. Er sehnte sich fort. Der Kampf um die Enklave war ihm unbequem geworden. Aber er wollte auch nicht mit seinem jungen Weibe ein Nest bauen, das sie wie die Schwalben im Herbst, aber ohne Hoffnung auf Wiederkehr, schon nach kurzer Zeit verlassen mußten. Darum gedachten sie noch ein Weilchen zu warten. Es wäre auch so ganz schön, sagte Elfriede und lachte blitzend.

Sie war klug und von einer Ehrlichkeit, die das irdische Jammertal bis in die letzten Winkel durchsonnt hätte, wäre sie Gemeingut der Menschheit gewesen. Dieser Vorzug war auch Anneliese eigen, nur daß er bei ihr mit liebenswerten Rücksichtnahmen verhangen war, die Elfriede geflissentlich vermied. Weil aber bei allem, was sie tat, das Herz dabei war, erfüllte sie jeden Raum mit einem frischen Hauch wie Menschen, die aus klarer Winterluft in dumpfe Stuben treten; so auch die Häuslichkeit der Debarrier.

Die beiden Freundinnen wußten noch im Frühjahr nicht, daß sie Renate Jens hieß. Sie waren nie auf den Gedanken gekommen, daß sie einen Künstlernamen trug, und nannten sie Karla, verwachsen mit ihr, waren stolz darauf, ihr nahezustehen, bewunderten sie und nahmen sie trotzdem wie ein behütetes Kind in ihre Mitte. Und dieses Behütetsein beglückte Renate, die erst an diesen beiden Menschen erkannte, wie sehr sie in ihrem unentwegten Schaffen vereinsamt war, und wie hart sich ihr die Gefahr genähert hatte, die letzte Höhe ihrer Kunst nicht zu erreichen, weil sie die Verbundenheit mit den Urkräften der Natur verlor. Ihr war beschieden, für eine Spanne Zeit, über deren Ausmaß sie nachzudenken vermied, eine Priesterin der Schönheit zu sein und im Rhythmus künstlerisch gestalteter Lebensäußerung stumm zu predigen, daß der Körper als köstlichstes Geschenk dieser Erde ein Heiligtum sein muß, in dem die Seele in jauchzendem Gebet vor ihrem Gotte kniet. Mit frommem Schauer fühlte sie nun, daß ein großes Erleben in sie hinüberströmen mußte, sollte ihre Kunst das Letzte vom Erreichbaren

erringen, das Losgelöstsein von der Bodenschwere, das Schweben im Raum gleich einer Seele, die in die Heimat fliegt.

Sie sah mit einem Male alte Winkel von Lippoldsburg mit anderen Augen, erkannte an Balken und Toren in urwüchsigen Schnitzereien naturgebundene Kultur, erlebte die Offenbarung der Sinnenspiele künstlerischer Leidenschaften und nahm es wie eine Erlösung hin, als ihr Elfriede nach einem Tanzerleben, das im Theater das Volk in unerhörte Begeisterung versetzte, in ihrem Heim sagte: „Ich bewundere Ihre Kunst, Karla, aber sie ist mir noch zu brav!“

Als sie am andern Tag am Herkulesbrunnen vorüberging, sah Renate nicht wie einst den Kampfbegriff in seinem Mythos, sondern die Mahnung, nicht wie der Riese Antäus die Verbundenheit mit der Natur und ihrer ursprünglichen Kraft zu verlieren. Und just an der Stelle, an der das Fürstenpaar sie durch Begrüßung geehrt hatte, gewahrte sie über dem Portal des Hotels das Schwalbenpärchen, das aus dem Süden heimgekehrt war, schnäbelnd auf dem Vorbau sitzen und wußte plötzlich, der Tanz, mit dem sie die höchste Leistung ihrer Kunst vollbringen konnte, war der Schwalbentanz, eine jubelnde Entfaltung ihres geschmeidigen Leibes, ein Sprengen der Erdgebundenheit bis zur Wiederkehr, ein verzücktes Gleiten und Fliegen, Wiegen und Schweben im Frohlocken eines Traumes vom Flug.

Noch am gleichen Tage begann sie den ersten Entwurf. Der Ausbau beanspruchte sie wie keiner zuvor. Erst nach Wochen hatte sie die Vorarbeit bewältigt. Die Freundinnen begeisterte er durch die Kühnheit seiner Idee und die außergewöhnliche Anforderung an die Wendigkeit und Ausdauer des Körpers. Sie selbst entfachte sich an diesem Tanz mit einer Leidenschaft, die frohlockend die Flügel breitete und alles Herkömmliche überflog.

„Schwälblein“, warnte Elfriede, „die Erde läßt dich nicht los!“

Die drei hatten das vertraute Du gefunden.

„Schwälblein“, warnte Anneliese, „du sollst kein Falke sein!“

Renate erschrak. Wie seltsam! Über Erik Hegenrodt, von dem die beiden nichts wußten, hatten sein Vater, der Klausner und Lehrer Karst Petersen gesagt, er habe einen Falken in der

Brust, der die Schwingen breite. Sollte Hegenrodt höher fliegen als sie? – Schwalben flogen hoch und weit!

Sie ergänzte ihren Tanz durch Gruppengestaltung und begeisterte Anton Eckewart für eine Orchestermusik. Zwanzig Schwälbchen aus der Tanzschar der Debarrier, soeben flügge geworden und noch ein wenig ängstlich, sahen einer fluggewandten Schwalbe zu und versuchten sich nacheifernd im Gleiten und Schwingen, possierlich unbeholfen und täppisch unter komisch purzelnden Klängen der Musik, bis sie verstanden und zu lernen begannen, aber noch immer das Wunder des spielerischen Fluges bestaunten, dessen Vollkommenheit nur wenige erreichen konnten.

Als der Fürst einer Morgenprobe beiwohnte, überflog seine Begeisterung alle Grenzen. Das war noch eine Welt, für die es sich zu leben lohnte! Hatte es noch Wert, auf einem Stückchen Erde ein Völkchen zu regieren, das ungleich gesegneter gewesen wäre, hätte es sich mit anderen Splitterstaaten im Sammelbecken eines einigen Reiches zusammengefunden!?

Er stürmte auf die Bühne. Elfriede und Anneliese, einzige Morgengäste im dunklen Raum, sahen mit klopfenden Herzen, wie er ihre Hand an seine Lippen riß.

„Oh!“ flüsterte Elfriede. „Bald wird ihr Tanz nicht mehr zu brav sein!“

Aber auf dem Heimweg warnte sie die Debarrier: „Schwälblein, laß dich nicht von einem Adler fangen! Er hackt mitten ins Herz!“

Die Schwalbe taumelte und wußte nicht mehr wohin.

Manchmal ritten die Freundinnen aus. Der Landrat und der Kommerzienrat stellten die Pferde.

Einmal gab es sich, daß Anneliese Fabritz verreisen mußte und Elfriede v. Winterstetten allein nach Lippoldsburg trabte, das Pferd für die Debarrier neben sich am Zaum.

Es war ein klarer Morgen im Mai. Lerchen jubilierten in den frühen Tag. Schwalben sirrten umher.

Elfriede band die Pferde an einen Pfahl, lammfromme Tiere, auf Damensattel geschult. Sie scharrrten noch nicht einmal ungeduldig, wenn sie warten mußten, obwohl sie Vollblut in den Adern hatten und mit lebendigen Nüstern schnaubten, die Augen klar wie schönes Geleucht. Sie durfte beruhigt ins Haus gehen.

Für gewöhnlich kam die Debarrier unverzüglich heraus. Diesmal winkte sie an einem Fenster, sichtlich im Morgenrock. Elfriede verstand. Karla hatte die Zeit verschlafen. Nun durfte sie bei ihr die Zofe spielen, am Reitkleid die Knopfreihe schließen helfen, die blinkenden Reitstiefel anlegen, die Sporen festigen, den Schleier am Zylinderhut drapieren, um zu guter Letzt mit lachender Zufriedenheit ihr Werk zu bewundern.

Als sie prüfend die Blicke gleiten ließ, gewahrte sie einen Brief auf dem Schreibtisch und erfaßte unwillkürlich die Aufschrift: Fräulein Renate Jens, Hochwohlgeboren, Rittergut Boltenhagen bei Grevesmühlen in Mecklenburg.

Ein jäher Ernst umfing das Gesicht Elfriedes.

„Sagtest du nicht, du stammtest aus Boltenhagen?“

„Jawohl, das sagte ich einmal!“

„Ein Rittergut?“

„Du hast es erraten!“

„Ich erriet es nicht! Es steht auf diesem Brief!“

„Oh!“ entfuhr es Renate. Sie hatte ihn vor dem Schlafengehen oft gelesen. Er war schuld, daß sie die Zeit verschlafen hatte. Die Kerze auf dem Schreibtisch war bis auf einen winzigen Stumpf herabgebrannt. Auch das entging Elfriede nicht.

„Dieser Brief“, riet sie drauflos, „ist dir von den Eltern nachgesandt! Er kommt von einem Mann! Das verrät die Schrift! Es ist aber einer, der nicht weiß, daß du in Lippoldsburg wohnst! Wahrscheinlich weiß er noch nicht einmal, daß du die Debarrier bist! Nun“, fügte sie ein wenig schmollend hinzu, „und ich habe nicht gewußt, daß du Renate Jens bist! Sind meine Schlüsse falsch?“

„Diesmal nicht! Aber ist es so wichtig, zu wissen, daß ich Renate Jens heiße? Wichtig ist nur die Debarrier! Die andere ist



ein unbekanntes Menschenkind und viel anspruchsloser und bescheidener als du ahnst!“

Elfriede zögerte einen Augenblick. Dann sagte sie, als wäre ein frommes Geläut in ihr: „Wir beide lieben die andere noch mehr als die Debarrier! Darum hat es sich gut gefügt, daß wir ihren Namen wissen!“

Sie faßte Renates Hände und sah ihr prüfend in die Augen.  
„Karla de Debarrier, wen liebst du?“

Renate wußte nichts zu antworten und versuchte sich zu lösen. Elfriede ließ es nicht zu.

„Karla de Debarrier darf nur den gleichen lieben wie Renate Jens! Als Frau trägst du weder zwei Namen noch zwei Herzen, bist ein Weib wie ich, ein einziges Weib!“

Nun ließ sie Renates Hände los und umfing ihre Schultern.  
„Karla, die Kerze auf deinem Schreibtisch ist über Nacht verbrannt. Lange hast du gegessen, vielleicht auch geschrieben oder nachgedacht, geträumt, gesonnen und immer wieder den Brief gelesen. Also hat ihn einer geschrieben, der dich liebt!“

Renate nickte stumm. Dann erzählte sie die Geschichte von dem goldenen Reifen.

Draußen brauste das Leben vorbei. Die frommen Pferde schnoben ungewohnt und scharrtens diesmal in Ungeduld. Weit über den Dächern flogen Schwalben.

„Wieb, wittu mit?“

„Laß uns reiten!“ sagte die Debarrier und nahm Hut und Glacés.

„Halt!“ rief Elfriede, öffnete Renates Reitkleid am Busen und steckte Eriks Brief hinein.

Der Unband Elfriede war so tief bewegt, daß sie ihrem eigenen Bild mißtraute, als sie im Korridor am Säulenspiegel vorüberging.

Im Freien sagte sie: „Ich nenne dich weiter Karla! Renate sage ich nur, wenn ich mit dem Finger drohe! Welch ein Glück, daß wir nicht Scheuklappen tragen wie die Pferde!“

Renate erwiderte, daheim hätte sie niemals Pferde mit Scheuklappen geritten, ihr Vater schon gar nicht.

Das kam dem Unband gelegen. „Dann laß uns ohne sie reiten!“

Sie lösten die blitzenden Lederstücke und ritten in den Morgen hinein. —

Schon beim Überqueren des Goetheplatzes bemerkte Renate an ihrem Tier außergewöhnliche Unruhe. Das Fell zuckte. Die Mähne schütterte. Einmal schlug ein wirres Galoppgetrappel in den Trab.

„Was war?“ forschte Elfriede.

Renate hob die Schultern. Nur blitzte ihr der Gedanke auf, das Reiterdenkmal könne schuld sein, ein Pferd auf hohem Sockel, den einen Fuß schwebend über der Tiefe. Aber sie verwarf den Einfall.

In ruhigem Gleichgang trappelten die Hufe.

„Diese widerlichen Hornissen!“ grollte Elfriede.

Auf dem Arndtplatz stand das Reiterdenkmal eines Fürsten, der ein wackerer Reitergeneral gewesen war. Er saß im Sprungsitz. Das Bronzetier stand auf den Hinterhufen, die Nüstern gebläht, in schäumender Pesade die Vorderhufe über dem Abgrund.

Renates Tier scheute und raste in toller Flucht zum Tore hinaus auf eine Straße über Land, Elfriede weit hinterher, von Angst gejagt, aber außerstande, das fliehende Tier zu erreichen. Sie verlor die Freundin aus den Augen.

Renate versuchte umsonst, das angstvoll stiebende Tier zu beruhigen. Da mischte sich Karriergetrappel in den hämmernden Hufschlag. Renate fühlte, ein Reiter war hinter ihr her, kam näher, immer näher, sprengte an ihre Seite, griff dem scheuen Tier mit sicherer Hand in den Zaum, ritt mit, immer weiter und immer langsamer und gemessener und zwang es zur Ruhe, bis es erschöpft gehorchte und zitternd stand.

Der Reiter war der Fürst.

Er sprang vom Pferd und hob sie aus dem Sattel. Sie waren allein auf weitem Gelände dicht an einem Gehölz. Der Reitknecht hatte die Straßenkrümmung noch nicht erreicht. Sie hätten auch nicht an ihn gedacht, wäre er nahe gewesen. Albrecht schlang die Arme um Renate, spürte ein Sinken und Sich-

geben in ihrem Leib, nahm ihren Kopf und küßte sie auf den Mund.

Sie wehrte sich nicht. Es war kein Kuß des Dankes an den Retter aus Not, es war ein Kuß der Leidenschaft eines Weibes für einen von Herzen geliebten Mann.

Aber auch diesmal ließ Erik Hegenrodt sie nicht. Als Albrecht sie eng an seine Brust zog, knisterte in ihrem Kleid der Brief.

Sie strich übers Haar.

„Laß mich, Albrecht! Ich bin glücklich! Daß du es weißt! Aber ich meine, nun müssen wir bald voneinandergehen!“

Lorgnons, Lorgnetten, Monokels, Binokels, Pincenez, Feldstecher und Operngläser glitzerten vor überrascht gaffenden Augen, als der Fürst mit der Debarrier und – „Wo sind wir hingeraten?“ – der leibhaftigen Schwester des Enklavenlandrats durch die Straßen ritt, unmittelbar am fürstlichen Ministerium vorüber.

Der Kämmerer befand sich just beim Innenminister und sinnierte auf die Straße hinaus. Betroffen fuhr er zurück.

„Schnell, Castor! Ans Fenster!“

Mit gestrecktem Hals, das Einglas im Auge, staunte Gneesebeck durch die Stores und sank fassungslos in sich zusammen. „Da haben wir's! Kaum die Fürstin verreist, Kavalkadeexkursionen mit der Tänzerin und der anderen Grisette! Welch eine Moral!“ Er schnappte nach Luft, stieß die Arme wie Flügel und krächte wie ein Unheil kündender Hahn: „Proserpina!“

Struck winkte ab. „Krähen Sie nicht Proserpina! Krähen Sie Liebenböbla! Die Debarrier macht nur die Fürstenehe brüchig, die Winterstetten das Fürstentum! Ist Ihnen entgangen, daß sie mit der jungen Fabritz befreundet ist? Sehen Sie nicht Fäden laufen? Diese drei Weiber kommen mir vor wie die Sirenen bei Homer. Mit holden Gesängen versuchen sie Odysseus ins Verderben zu locken! Denken Sie überdies an Trinsenkern, auf den ich die stolzesten Hoffnungen setzte. Er hat sich mit der Winterstetten verlobt und der verteufelte Braß mit der Fabritz! Das alles ist Ihnen bekannt, aber Sie sehen noch immer

nicht das Garn von der Spule laufen, haben das Gespinst nicht erfaßt, ahnen noch nicht einmal, daß Preußen am Webstuhl sitzt!“

Gneesebeck lachte ungläubig. „Preußen bei Braß?“

„Zweifeln Sie!“ herrschte Struck ihn an. Aufreizend fügte er hinzu: „Wie geht es Ihrem Fahndungsdienst? Beste Gesundheit? Oder nicht ganz wohl? Hat er noch immer nicht herausdividiert, welche Finanzgruppe hinter Hollenried steht?“

Gneesebeck flötete hochnäsiger: „Leiser, mein lieber Struck! Sie befinden sich in der Regierung!“

Struck behielt seine Lautstärke. „Als Hollenried den Kommerzienrat anging, griff er ins Leere. Fabritz konnte die Gelder nicht flüssig machen. Wer hat sie nun flüssig gemacht? Ins Handelsregister ist eine Hollenried G. m. b. H. eingetragen. Die einzigen Gesellschafter sind Hollenried, Fabritz und ein Herr aus Berlin. Glauben Sie das? Wo haben sie das Geld her? Ich lasse mich hängen: von Preußen!“

Gneesebeck warf die Hand, als schleuderte er etwas zu Boden. „Sie sind wohl heute nicht normal, mein lieber Struck! Mein Fahndungsdienst –!“

Der Kämmerer hatte einen unsäglichen Grimm im Leibe. „Ihr Fahndungsdienst“, höhnte er, „sucht Ähren im Wald und Bäume im Korn! Ihr Fahndungsdienst –!“

Es klopfte.

„Bitte!“ nälte Gneesebeck und nahm Haltung.

Ein Regierungsassessor stürmte herein. „Exzellenz, wir hören soeben: Seine Durchlaucht haben der Debarrier das Leben gerettet! Die Primaballerina auf scheuendem Pferd! Seine Durchlaucht im Reiterwettkampf mit dem preschenden Tod!“

Der Minister riß den Mund auf. „Wo?“

„Auf der Landstraße nach Schmalenriede unmittelbar vor dem Westerngehölz!“

Der Minister hüstelte und strich das Kinn, der Kämmerer zupfte den Bart.

Gneesebeck fand die Sprache wieder. „Verbindlichsten Dank, junger Freund! Sehr nett von Ihnen! Eruieren Sie Einzelheiten! Dann Bericht! Schriftlich bitte!“

Sein Handrücken schlug die Luft. Der Assessor war entlassen. Kaum hatte er die Tür ins Schloß gezogen, rieb Struck die Hände. „Wunderbar!“

Gneesebeck hatte einen schlechten Tag. „Was ist da wunderbar?“ schnob er weinerlich. „Nun hat sie vermutlich an seiner Brust gelegen! Oder konnte er sie anders aus dem Sattel heben?“

„Nun –!“ dehnte Struck mit dem wägenden Blick des Sachverständigen.

„Nun!“ echote der Minister. „Was ist da wunderbar?! Für uns doch nichts!“

Der Kämmerer straffte sich großartig. „Mann, das Reiterstücklein ist zu delikate! Seine Durchlaucht wird bemüht sein, es zu verschweigen! Infolgedessen müssen wir uns beeilen, es bekanntzumachen!“

„Durch die Zeitung?“ fragte Gneesebeck unsicher.

„Meinten Sie durch Spréchtrichter?“

„Lassen Sie die dummen Scherze!“ wütete Gneesebeck. „Ich will wissen, was uns das nützen soll!“

Struck schob die Hände in die Taschen. „Ein Segen, daß Sie Ihren Pollux haben, Castor! Beantworten Sie einen bescheidenen Anruf: Muß aus Gründen des Gemeinwohls und der Staatsraison die Debarrier aus Lippoldsburg verschwinden oder nicht?“

„Überflüssige Frage! Sie muß! Das kann man aber nicht mit diesem Reiterstücklein erzielen!“

Struck legte den Finger an die Nase. „Aber den Anfang machen! Wenn das Volk das liest, wird sich schon der Säugling in der Wiege fragen, warum der Fürst und die Debarrier just zu der gleichen Zeit am Westernholz zusammentrafen, in der die Fürstin verreist war. Bekanntlich befindet sich ein Jagdhaus im Gehölz, und die Hecken rundherum sind unentwirrbar dicht. Kapiert?“

Gneesebeck blieb in Abwehr. „Sie haben eine ausschweifende Phantasie, lieber Struck! Unter Umständen legt Seine Durchlaucht im strikten Gegensatz zu Ihrer Auffassung den größten Wert darauf, sein Reiterstück selber bekanntzumachen! Er ist

noch nicht so populär wie der selige Herr Papa! Derlei Kapriolen helfen dazu! Wir wissen ja noch nicht einmal, wer dem Ministerium Meldung erstattet hat! Vielleicht geschah es auf seinen Befehl!“

Der Kämmerer stutzte und verlor für einen Augenblick die Fassung. „Wahrhaftig, wir haben den Assessor nicht gefragt! Rufen Sie ihn an!“

Auf dem Schreibtisch hockte ein Riesenkasten mit Klingelknöpfen. Gneesebeck drückte einen nieder und beugte sich über den Sprechtrichter.

„Hier der Minister des Innern! Jawohl, persönlich! Wie haben Sie denn von der – eh – heldenhaften Tat Seiner Durchlaucht erfahren? – Ist dagewesen und hat gemeldet? Wer ist dagewesen? – Wie, bitte? Der Landtagsabgeordnete Krull? Der Emil? Der Syndikalist? Warum denn der? – Ist im Westernholz gewesen und hat es mit angesehen? – Soso! Aber was denn gesehen? – Das Wettrennen mit dem Tod! Die rettende Hand Seiner Durchlaucht! Anerkennenswert für einen Syndikalisten! Überraschende Äußerung anständiger Gesinnung! – Wie, bitte? Ist noch bei Ihnen? Soso! Dann fragen Sie doch, ob er der einzige Zeuge gewesen ist! – Was hat er gesagt? Leider! hat er gesagt? Wirklich eine anständige Gesinnung! Wo befanden sich die andere Demoiselle und der Jockei Overmeyer? – Waren fern, kamen nicht mit? Durchlaucht preschte wie der wilde Jäger? Bestellen Sie dem Herrn Abgeordneten einen Gruß! Allerhand Gemüt für einen verkappten Anarchisten! – Wie, bitte? Jawohl! Nach Möglichkeit Ihren Bericht noch heute! Je vous serre cordialement la main, mein lieber Herr Assessor!“

Er hängte den Hörer an und lehnte sich begeistert zurück. Der alte Höfling, der sich mit dem Prestige von Fürst und Hof gleichsetzte, obsiegte in ihm. „Struck, durch reines Mannestum, durch vorbildlichen Adel haben Seine Durchlaucht politisches Vorurteil und Klassenfeindschaft besiegt!“

Ein paar Herzsschläge lang preßte Struck die Zähne aufeinander und ließ die Kinnladen flattern. Dann schrie er: „Hofschranze! Sie können sich ja nichts vorstellen, was sauber ist!“

Der Minister fuhr zusammen. Betroffen wischte er über die Augen. Es war nicht wegzureden: das hatte der Fürst gesagt, nein, geschrien wie Struck. Es durfte ihm nicht vergessen werden. „Ich bin einverstanden mit der Zuschrift an die Presse!“

Hätte Albrecht vor dem Ministerium einen Blick zu dem Fenster hinaufgeworfen, an dem die Dioskuren standen, und wären die Scheiben ohne Stores gewesen, hätte er in Ehrfurcht ersterbende Gestalten gesehen; an den andern Fenstern auch. Er tat es nie, gönnte dem eindrucksvollen Bauwerk selten einen Blick, weder vom Sattel noch im Fond eines Wagens, weil Heiner von Trent wußte, daß in diesem Steinkasten die freundlichsten Feinde des regierenden Fürsten saßen.

Heute dachte er nicht an sie. Die Debarrier in seinen Armen, ihr Mund an seinem Mund, und ungesehen von der Welt, das hatte er tausendfach ersehnt. Nun rief sein ganzes Fühlen und Sinnen nach dieser ungewöhnlichen Frau, und er haderte mit seinem Schicksal. Wäre er frei gewesen, er hätte sie zu seiner Gemahlin gemacht, aller Welt zum Trotz wie der Herzog von Meiningen die Bühnenkünstlerin, die er zur Freiin von Heldburg erhob, und die als Herzogin ihrem Lande so unendlich viel gegeben hatte.

Albrecht fühlte ein Hämmern in der Brust, als wollte das Herz Gedanken zerschmieden. Aber sie trotzten und bäumten sich auf. Sie wird nicht teilen! schrien sie. Auch die andere wird nicht teilen!

Seit Jahr und Tag stand er in diesem Zwiespalt. Wollte eine Fügung die Entscheidung erzwingen? Leicht wäre sie gewesen, hätte er Marietta nicht geliebt! Längst wäre er vor sie hingetreten: Laß mich frei! Aber in der Faschingsnacht hatte Renate gesagt, mit ihrem eigenen Leben könne sie machen, was sie wolle, aber nicht mit dem Leben seiner Frau.

Als sie über den Burghof ritten und der Maiwind eine junge Blüte vor die Hufe seines Pferdes warf, schrie sein Herz in einem wunderlichen Aufruhr nach einem Zeichen.

Sie ritten in den Burgwinkel. Um die Linde tanzten seine Kinder und jubelten ihm zu.

Er schwang sich aus dem Sattel, hob nacheinander alle drei Prinzesschen mit jauchzendem Schwung an seine Brust und küßte sie auf den Mund.

Von sich selbst befreit, half er den Damen aus dem Bügel und bat sie ins Schloß zu einem Frühstück.

## XVIII.

„Das unitarische Getrommel dieses Braß“, jammerte Gneesebeck, „wirkt sich aus wie die Flöte – oder war es eine Klarinette? – des Rattenfängers von Hameln!“

Die „Tageszeitung“ hatte schon mehrfach aufgezeigt, daß im Fürstentum, verglichen mit Preußen, die Steuern und Abgaben zu hoch wären und ins Unermeßliche steigen würden, könnte die lippoldsburgische Staatsverwaltung nicht zu einem Teil von preußischen Einrichtungen zehren. Nun rückte sie mit Zahlen ins Treffen.

Ihr Material war unwiderleglich und erregte das Volk in allen Schichten, natürlich auch die Dioskuren.

Sie veranlaßten den „Generalanzeiger“ zu heftigen Gegenangriffen, blieben aber hinterspinnig an der Generalstabskarte, zwei listige Strategen der Diplomatie, die ihre Fähnchen zu setzen wußten. Vor allem Struck beeinflusste den Pressekampf und lenkte ihn so wendig, daß sich das Haupttreffen in der Sparte „Hoftheater“ vollzog.

Was die Dioskuren beseelte, war ja nicht nur die brennende Sucht, unverschmerzte Kränkungen zu vergelten. Aus Hinterthüren und Schlüssellochern wußten sie, daß der Fürst immer mehr dem Gedanken zuneigte, durch Einverleibung des Fürstentums in das Königreich Preußen ein deutsches und zugleich dynastisches Vorbild zu geben. Darin sahen sie eine Gefahr für das Land und nicht zuletzt für sich und befehdeten jede Persönlichkeit, die geeignet schien, das Blickfeld des Fürsten in



Weiten auszudehnen, die über die Grenzen kleinstaatlicher Ver-  
spinnenheit hinausgriffen.

Beharrlich mühten sie sich auch aus diesem Grunde, vornehmlich die Beziehungen des Fürsten zur Debarrier zu sprengen, zumal sie überzeugt sein durften, daß die Fürstin den politischen Plänen ihres Gemahls unnachgiebig entgegenstand.

Ein Aufsatz im „Generalanzeiger“ rühmte die Debarrier und pries das gütige Geschick, das es der Stadt Lippoldsburg vergönnte, eine so erhabene Künstlerin in ihren Mauern zu wissen. Für einen derartigen Vorzug kleine Opfer zu bringen, wäre der freudige Wille jedes Lippoldsburgers. Beispielsweise müßten für die Tanzschar der Debarrier auch während der schulungswichtigen Sommerzeit Bühne und Orchester des Hoftheaters bereitgehalten werden. Die Mehrleistung der Steuerzahler für Gehälter, Löhne, elektrische Energie, Ausstattungsmaterial und dergleichen könne man schwerlich als fühlbar bezeichnen.

„Oho“, schrie die „Freie Presse“, „wenn auf den Kopf des Steuerzahlers drei Mark fallen, so ist das fühlbar!“

Auch das Volk entrüstete sich.

„Ich bitte Sie, Herr Geisebach! Man weiß ja ohnedies nicht, wie man durchkommen soll! Ihr Wohl, Herr Geisebach! Und die Speisekarte, Ober!“

Auch munkelte man allerlei und deutlicher als früher! Der Abgeordnete Krull – ganz richtig, der Emil! –, der hatte den Fürsten und die Debarrier durchs Westernholz reiten sehen und am Jagdhäuschen durchs Fenster gespäht. Zwar gehörte er zu den Ganzroten, die jede Obrigkeit mit Haut und Haaren ver-  
speisen wollten, aber diesmal konnte man ihm, wenn auch mit Abstand, die Achtung nicht versagen. Er hatte nämlich im Ministerium vorgesprochen, jawohl, mitten drin, und Auskunft verlangt, wie oft denn Seine Durchlaucht mit der Primaballerina ausreite und ob das zu den Staatsgeschäften gehöre! Das war doch noch ein Kerl, nicht wahr?

Der Groll des Volkes glomm, und die „Freie Presse“ jubilierte, es knisterte im Gebälk.

„Diesmal, mein lieber Struck“, anerkannte Gneesebeck, „ist Ihnen eine außergewöhnliche Infamie geglückt!“

Der Kämmerer lächelte geschmeichelt. Gelegentlich einer Teestunde hatte er dem Chefredakteur des „Generalanzeigers“ dargetan, es würde ein schwerer Fehler sein, die Anwürfe der „Tageszeitung“ ohne Hinweis auf die Kulturhöhe des lippoldsburgischen Volkes anzuprangern. Das könnte leicht den Eindruck erwecken, als wende sich die fürstliche Zeitung gegen die künstlerischen Bestrebungen Seiner Durchlaucht. Rüge also Dr. Braß die Höhe der Steuern, so müsse Dr. Alsweiler den Lippoldsburgern klarmachen, daß ihre Residenz zu einem Negerdorf heruntersinken werde, sobald sie kümmerliche Opfer scheuten. Nur solle Dr. Alsweiler nicht erwähnen, daß die Debarrier für Bühne, Orchester und Hilfspersonal eine Pacht zahle. Darüber dürfe gerade das Blatt des Fürsten nichts verlauten lassen, weil die Pacht nicht alle Kosten decke. Trete aber die gegnerische Presse damit hervor, dann sehe es wider deren Willen wie eine Verteidigung aus.

Seine Darlegungen waren zwingend. Alsweiler ließ sich überzeugen.

„Ich habe ihn dermaßen eingesponnen, daß er auch später nicht merken wird, was er angerichtet hat, mein lieber Gneesebeck. Erfahrungsgemäß braucht es Zeit, bis eine Volkseinstimmung in Amtsstuben dringt. Ist es endlich so weit, sehen Landtag und städtische Körperschaften nur noch den Strom, nicht mehr die Quelle!“

Struck behielt recht. Acht Wochen vergingen, ehe man der „Freien Presse“ glauben durfte, es knisterte im Gebälk; und als die Fraktionen sich anschickten, im Haushaltsplan Abstriche zu machen, drängte sich eine Gesetzesvorlage in den Vordergrund, genannt Lex Krull.

Die „Tageszeitung“ erwähnte die Debarrier in politischen Aufsätzen überhaupt nicht. Braß war in der Kunst beheimatet, und so bedurfte es nicht erst der Freundschaft seiner Braut mit der Künstlerin, um ihn die Größe dieser ungewöhnlichen Frau

erkennen zu lassen. Infolgedessen standen die Zahlen, die er als Warnungszeichen vor den Lippoldsburgern aufpflanzte, nicht in der geringsten Beziehung zur Primaballerina und ihrer Tanzschule. Er entschloß sich, dem „Generalanzeiger“ nicht zu antworten, und blieb dabei.

Die Debarrier ahnte die Zusammenhänge und versicherte den Freundinnen, hier schwirrten die Pfeile der Dioskuren. Elfriede war der gleichen Meinung, Trinsenkern nicht abgeneigt, ihr zuzustimmen, und als ihn der Fürst gelegentlich fragte, ob er sich den sonderbaren Verteidigungsaufsatz des „Generalanzeigers“ erklären könnte, stand er nicht an, die Auffassung der Debarrier bekanntzugeben.

Sie überraschte den Fürsten so wenig wie das tückische Gemurmel, das Krull in Umlauf setzte. Er dachte mit dem Spökenkenner an das Gezücht, das im germanischen Mythos an den Wurzeln der Weltesche nagt, und verwarf auch den naheliegenden Gedanken, Dr. Alsweiler zur Audienz zu befehlen. Oft war Geduld die stärkste Waffe.

So dachte auch Emil Krull.

Den lustigen Vorschlag, ungetreue Kuckucksnaturen durch den Kiebitzschrei zur Ordnung zu rufen, hatten die Lippoldsburger mit Begeisterung aufgenommen, und aus Furcht vor diesem Volksruf hatte sich schon manche Kuckucksnatur zur Lebenshaltung der Kiebitze bekehrt.

Die gleiche erzieherische Maßnahme hatte Emil Krull dem Fürsten zugedacht. Reichlich zwei Wochen lauerte er geduldig, ob der Fürst über den Ratsmarkt kam. Einmal fügte es sich. Emil Krull legte den Hut auf den Brunnenrand und hob das patzige Kinn. Der Fürst sollte nicht im Zweifel sein, wen er vor sich hatte.

Albrecht fuhr in einem offenen Halbverdeck, hinter sich den Groom. In schwerfälligem Trott rollte ein Lastwagen mit Langholz über den Markt und versperrte die Zufahrt. Da half dem fürstlichen Kutscher auch sein achtungheischender Justaucorps nichts. Er mußte halten.

Man grüßte und rief. Krulls Fäuste versuchten Bahn zu graben und wuchteten auf den Fürsten zu.

„Ah, Krulls Emil!“

Wollte er eine Bittschrift überreichen? Als Abegordneter? Kaum?

Zuerst ließ ihn die Menge nicht durch. Mit vorsichtig tastenden Hufen rückten die Pferde vor und näherten sich dem Brunnen und Emil Krull. Endlich stand er frei.

„Kiwitt!“ schrie er dem Fürsten zu und schob herausfordernd die Fäuste in die Hosentaschen.

Der Kutscher schleuderte gerade aufmunternd die Zügel und ließ die Zunge schnalzen.

„Halt!“ rief der Fürst und sprang aus dem Wagen und los auf Krull.

„Kiwitt!“ schrie der und meinte, nun würden Hunderte rufen.

Der Fürst krallte ihm die Finger in den Brustlatz und herrschte ihn an: „Meinen Sie mich?“

„Wen denn sonst?“ höhnte Emil und grientete beschaulich.

Da geschah etwas, das außerhalb seiner Rechnung lag. Der Fürst schlug ihm eine Ohrfeige, daß der Herkules auf dem Brunnen, immer noch damit beschäftigt, Antäus zu erwürgen, seine helle Freude hatte.

Emil taumelte, riß die Fäuste aus den Taschen, besann sich, fauchte hilflos: „Das werden Sie büßen!“, drehte bei und schlingerte, als gerade Kutscher und Groom vom Wagen sprangen, durch die Menschenwoge über den Markt in die Heldrunger Straße.

Die Menge schwieg und stand gelähmt. Der Fürst stieg in den Fond zurück, Kutscher und Groom auf ihre Plätze.

„Ab!“

Der Wagen rollte dem Groninger Tor zu.

„Mon dieu!“ entsetzte sich, als die Kunde von dem Zusammenstoß zu den Dioskuren drang, Freiherr v. Gneesebeck. „Das hätte ich von Seiner Durchlaucht mit nichten erwartet!“ Er sah

sich vorsichtig um, dämpfte die Stimme und flüsterte Exzellenz v. Struck ins Ohr: „Ist das eines Fürsten würdig? Ist es nicht ein bißchen ordinär?“

Struck warf die Schultern. „Nur gar nicht so dumm, lieber Gneesebeck!“

Der Minister verstand nicht. „Wieso? Was ist da klug?“

Der Kämmerer klemmte ein Auge zu und hob den Finger. „Emil Krull ist Mitglied des Landtags und als solches immun. Hebt der Landtag die Immunität nicht auf, ist jede Strafverfolgung ausgeschlossen.“

„Dann wäre Emil straflos ausgegangen und hätte sich ins Fäustchen gelacht!“ ging es Gneesebeck auf. „Aber daß der Fürst es gewagt hat!“ wunderte er sich.

„Sportgestählt!“ erläuterte der Kämmerer. „Bei Ihnen damals“, fügte er schürend hinzu, „war es weniger gefährlich!“

Gneesebeck blieb der Mund offen. „Was?“ fragte er verblüfft.

„Als er Ihnen die Hand ins Revers krallte und ‚Schranzen‘ rief!“

„Schämen Sie sich, mich fortgesetzt an diesen Affront zu erinnern!“ entrüstete sich der Minister.

Der Kämmerer grinste unverblümt, schnitt eine Lausbubengrimasse und leierte mit kindhaft schwerfälliger Zunge den Fiebelreim: „Laß uns immer besser werden; dann wird's besser hier auf Erden!“

„Er ist ein Kujon!“ wüteten die Gedanken Gneesebecks. Er fand ihn abscheulich, säuselte aber nur mit spitzer Kopfstimme, die sich kichernd überschlug: „Sie sind ein – eh – Original!“

„Besser als ein Duplikat!“ replizierte Struck und setzte sich.

Jäh stellte sich Gneesebeck vor ihn und schnippte über sein Bärtchen. „Struck, ein Gedanke, den ich schon lange bekennen wollte, hat nun Gestalt. Der Zusammenprall Seiner Durchlaucht mit dem Abgeordneten hat ihn geformt. Im Schoße der Enklave – eh – ist er geboren. Wir beide müssen in die ‚Rose‘!“

Der Kämmerer glaubte sich verhöhrt zu haben. „Wohin?“

Akzentuiert wiederholte der Minister: „In die ‚Rose‘! Aller

Welt sichtbar, müssen wir uns im Restaurant an eins der breiten Fenster setzen!“

Wie entseelt rutschte Struck in die Sesseltiefe. „Gneesebeck“, ächzte er, „gib mir meine Legionen wieder!“

Da bullerte ein Brummer, khatterte suchend umher, schlug in Sonnensehnsucht verzweifelt an die Fensterscheiben, fipperte und burrte in ohnmächtigem Getobe und fand keinen Ausweg.

Die Dioskuren sahen sich an, Struck im Sessel, Gneesebeck steif aufgerichtet.

„Interessant!“ flötete Gneesebeck. „Einen Ausweg sucht er! Und wo? An einem Fenster!“

„Ja“, flüsterte Struck. „Er muß einmal hinaus und kann nicht!“

Gneesebeck verfiel ins Kichern. „Struck“, rief er wieder, „Sie sind ein – eh – Original!“

Der Kämmerer schälte sich aus dem Sessel. „Wir wollen ihm helfen! Weiß man, was aus ihm wird?! Oder kennen etwa Sie Ihr früheres Leben?“

Er ließ den Brummer hinaus und drückte das Fenster wieder zu.

Gneesebeck entrüstete sich. Strucks grimmiger Spaß verletzte seinen Ahnenstolz. Doch wollte er Zwist vermeiden. „Ein Kerbtier bin ich nicht gewesen!“ näselte er. „Wenigstens kann ich es mir nicht vorstellen!“

„Ich schon!“ Pollux konnte ihn aber nicht erschüttern. Hartnäckig wiederholte Gneesebeck: „Wir müssen in die ‚Rose‘! Wir zwei! Bodenstedt und die andern verweigern politische Demonstrationen!“

„Ich auch!“ bockte Struck.

Gneesebeck straffte sich zu eindrucksvoller Würde. Trotzdem kam die nachfolgende Rede weinerlich heraus. Eine Träne netzte sein Einglas. „Pollux, ich stimme Sie um! Wenn ich Ihnen das Furchtbare nenne, das mir seit Tagen und Nächten auf der Seele lastet, kommen Sie mit, als stamme der Plan von Ihnen. Erstens: Vor einiger Zeit geruhten Seine Durchlaucht“ – jetzt verlor Gneesebeck die eindrucksvolle Würde und rang die Hände –

„mir zu sagen: Liebe Exzellenz, wenn dieser Dr. Braß die Kleinstaaterei befehdet, so hat er mich auf seiner Seite! Vielleicht verleihe ich ihm den lippoldsburgischen Hausorden! Zweitens: In jüngster Zeit geruhten Seine Durchlaucht zu bemerken: Nächstens werde ich einmal in der ‚Rose‘ einkehren! Ich weiß, es wird Aufsehen erregen; aber das soll es auch! Ganz Lippoldsburg soll wissen, daß ich kein Feind der Preußen bin! – Und sehen Sie, mein lieber Struck“, fuhr Gneesebeck beschwörend fort, „wenn wir zwei ihm zuvorkommen, zerschlagen wir seinen Plan. Denn uns beiden – eh – wird nicht ein einziger Lippoldsburger zutrauen, Freunde der Preußen zu sein. Oder wissen Sie einen?“

Struck war tief berührt. „Keinen! Es gibt auch keinen!“ Wahrhaftig, ihm stockte der Atem.

Gneesebeck nahm den Faden wieder auf. „Haben die Lippoldsburger uns beide in der ‚Rose‘ gesehen, müssen sie glauben, auch Seine Durchlaucht wolle preußenfeindlich demonstrieren!“

„Ausgezeichnet!“ anerkannte, im Innersten gepackt, der Kämmerer und stockte nachdenklich. „Was sollen wir sagen, wenn Seiner Durchlaucht unsere Demonstration zu Ohren kommt?“

Gneesebeck zog das seidene Tüchlein aus der Tasche am Revers und putzte die einsame Träne vom Augenglas. „Bereits vorausgedacht, lieber Pollux! Wir antworten, selten hätte uns ein Gedanke so tief beeindruckt wie der Seiner Durchlaucht, durch eine unaufdringliche Demonstration die Freundschaft mit Preußen zu bekunden!“

Struck zupfte am Bart. „Topp, ich komme mit!“

Kaum waren am Sonntag die Kirchenorgeln verklungen, die Ladengeschäfte wieder geöffnet und in sonntäglicher Feierstimmung Menschen in den Straßen, fuhren Gneesebeck und Struck in offenem Viktoriahalbverdeck schneidig über den Ratsmarkt vor das Hotel zur „Rose“. Die gutgelaunte Frühlingssonne schenkte den Lippoldsbürgern einen unwahrscheinlich wolkenlosen Tag.

„Wo wollen denn die hin?“ staunte auf dem sonntäglichen Wege zum Ratskeller an der Seite Niewöhners der Oberförster Dankelmann.

Jüngst war Niewöhner Geheimer Sanitätsrat geworden, hatte aber seinen Patienten beteuert, er bleibe vertraulich.

„Die ‚Rose‘ und die Dioskuren?“ gab er zur Antwort. „Das wäre ja unheimlich!“

Sie waren nicht nahe genug, um grüßen zu können. Dankelmann versicherte glaubhaft, er werde diesen Schmerz zu tragen wissen.

Andere grüßten ehrerbietig, manche sogar mit einem Kratzfuß, was dem Minister sichtlich wohlthat, aber jeder staunte und fragte: „Wollen die in die ‚Rose‘?“

Ehe der Wagen hielt, wandte sich Gneesebeck an Struck: „Dieses Aufsehen ist integrierender Bestandteil meines Entwurfs und grundlegend für den Gesamteindruck. Wenn wir den Wagen verlassen – bitte ohne Hast, damit sich die Spannung erhöht! – und den Fuß auf preußischen Boden setzen, wird die Kunde von meinem Schachzug Berlin durchheilen, und einer wird es dem andern sagen: In Lippoldsburg sitzen der Minister für innere Angelegenheiten und der fürstliche Kämmerer in der ‚Rose‘!“

„Ja“, witzelte Struck, „und saugen aus einem Rosenkelch!“

Der Wagen hielt.

„Mein lieber Struck“, mißbilligte Gneesebeck, „manchmal kommen Sie mir vor wie Eulenspiegel oder Nasreddin Chodscha, der türkische Streichemacher in Pantoffeln und Schlafrock. Ernst sein, würdig sein, lieber Pollux!“

Der Kämmerer wollte aussteigen.

„Halt!“ nörgelte Gneesebeck. „Die Menge noch wachsen lassen! Im Wagen herumscharwerken!“

Struck fügte sich knurrig, hantierte auf dem Sitzpolster, rüttelte am Wagenverdeck und klopfte und strich an seinem Mantel herum. Wie er dabei einen Blick in die „Rose“ schickte, war ihm, als hätte ihn eine Faust gestoßen.



Schleunigst hantierte er weiter, am Kutschbock, am Schlag, am Drehgriff, und hastete Gneesebeck zu: „Rechts neben dem Hauptportal sitzt wie herbestellt der Landrat mit Braß!“

Unauffällig blinzelte Gneesebeck hinüber und flüsterte zurück: „Es ist derselbe junge Mann, der seinerzeit der Equipage Seiner Durchlaucht den Gruß verweigerte! Aber irritiert Sie das, mein lieber Struck? – Die Anwesenheit dieser Herren kann uns nur willkommen sein!“

Braß und Winterstetten zeigten die Einödsmiene der völlig Unbeteiligten.

Struck öffnete den Schlag und stieg aus. Gneesebeck befreite in vornehmer Gelassenheit Stehkragen und Plastron von einem weißseidenen Cachenez, legte den Covercoat ab, warf ihn lässig über den Arm und stieg nun ebenfalls aus, verweilte aber noch einen Augenblick vor dem Plafond, als betrachtete er mit neuem Entzücken das Rathaus von Lippoldsburg.

Er wußte, seine schlanke Gestalt wirkte ohne Mantel im hellgrauen Gehrockanzug mit gleichfarbigem Zylinderhut und hirschledernen Knöpfschuhen ausgezeichnet. Den Eindruck der Erlesenheit vertiefte ein Revers aus matter Seide.

Dieser leicht gerippte Stoff war ausnehmend empfindlich. Beim Maßnehmen hatte der Tailleur Seiner Exzellenz auf diesen Nachteil aufmerksam gemacht und einen Rockaufschlag aus Wollstoff mit seidener Litze empfohlen, aber der Herr Minister hatte sich für einen Seidenrevers entschieden. Der hob neben der Brillantnadel im graublauen Plastron den Gesamteindruck seiner distinguierten Persönlichkeit.

„Und nun“, beschied er unternehmend, „auf in die ‚Rose‘!“

Inzwischen war die Menschenmenge zum Verkehrshindernis geworden. Eine Pferdebahn läutete zornig, mußte aber halten. Wütend kreischten Räder und Schienen. Die Gäule stampften ihre Ungeduld in den Boden hinein.

„Gut so!“ freute sich Gneesebeck.

Während die Kinder stehenblieben, um den blitzenden Wagen, das blanke Riemenzeug, die schmissigen Jucker, den galonierten Kutscher und mit besonderer Neugier die hochgestellten

Persönlichkeiten zu bestaunen, verharrte die Schar der Männer und Frauen in der unerhörten Spannung, ob die beiden Exzellenzen wirklich und wahrhaftig in die „Rose“ gingen oder nebenan in den Kunstsalon Eggert.

Wie auf glitzerndem Parkett schritten die beiden fürbaß, hoben den Fuß auf den Bordstein des Trottoirs und näherten sich in eindrucksvoller Nonchalance dem Portalvorbau.

Gneesebeck und auch Struck fühlten den Pulsschlag der Stunde. Ihr Gang zur „Rose“ war ein Ereignis von geschichtlicher Bedeutung.

In diesem Momang — „Struck, sehen Sie mal!“ — pitschte etwas auf den seidenen Revers.

Ein Schwälbchen war mit lebenstrunkenen Flügelstößen aus dem „o“ der Rose geschwirrt und hatte sich von Last befreit.

Der spitze Wurf traf dort, wo Gneesebeck bei anderen Gelegenheiten eine Chrysantheme im Knopfloch trug, und saß in den Rillen des Revers untilgbar fest.

Eine erschütternde Tücke der Kreatur! Und natürlich war die Schwalbe schwarzweiß wie auf dem Dach des infamen Hotels der preußische Bannerwimpel!

„Kein Zufall!“ schrie es in Gneesebeck. Verwundet wie Siegfried durch den Wurfstoß Hagens, schleuderte er einen Blick auf Winterstetten, zutiefst überzeugt, dieser Landrat hatte die Schwalbe abgerichtet, hatte die Kreatur dressiert!

Winterstetten schaute, als hätte er nichts gesehen, und wickelte eine Zigarette.

„Kanaille!“ schnob die erboste Seele Gneesebecks.

Was tun? — Gedankenschnell half den Dioskuren ihre diplomatische Schule. Immer verblüffen, nie verblüfft sein!

Ohne Aufsehen ein paar Flüsterworte, dann warf Exzellenz v. Gneesebeck den Covercoat über die Schulter, verdeckte den Affront der nichtswürdigen Kreatur und schlenderte mit Exzellenz v. Struck an der „Rose“ vorbei in den Kunstsalon Eggert, ein Ölbild zu kaufen, vielleicht eine Kopie, vielleicht ein Original.

„Nehmen Sie eine Kopie!“ riet Struck. „Mit Originalen haben Sie kein Glück!“

Enttäuscht verlief sich die Menge.

„Also doch nicht!“

„Vor Eggert läuft die Schienenkurve! Darum hielten sie vor der ‚Rose‘!“

Von Gneesebecks Mißgeschick hatte die Menschenmasse nichts bemerkt; nur Dankelmanns Jägeraugen hatten es weidmännisch gesichtet.

„Mensch“, rief er, „Niewöhner, die Dioskuren wollten in die ‚Rose‘! Da flitzte ein Schwälbchen heraus und traf Gneesebeck!“

Niewöhner hatte nicht ausgeschlafen. „Inwiefern traf?“

„Der Schwalbe ist etwas Menschliches passiert!“ erläuterte das Enfant terrible von Lippoldsburg und öffnete die Wirtstür.

Währenddessen erwarb Gneesebeck eine schöne Kopie, das Bildnis einer Frau im Venusgewand. Kleidung hätte gestört.

„Von was eine Kopie?“ fragte beim Hinausgehen Struck, der nur mit halbem Ohre zugehört hatte.

„Es ist“, unterrichtete ihn Gneesebeck, „die Lukretia von Marcantonio Raimondi um 1512!“

„So, so!“ hüstelte Nasreddin Chodscha der Zweite, „ich dachte schon: Leda ohne Schwan!“

Der Ratsmarkt war leer. Unbehindert rollten die Pferdebahnen.

„Gut gemacht!“ lobte Struck den Minister. „Nun weiß doch jeder: Wir wollten gar nicht in die ‚Rose‘!“

Am Fenster schlug der Landrat die Augen nieder und spielte mit seinem Portweinglas.

„Er hat von meinem Plan erfahren!“ beharrte Gneesebeck. „Ich habe schon vor Wochen das Kabinett zu bewegen versucht! Nun hat er die Kreatur dressiert!“

„Wir wollen“, schlug Struck begütigend vor, „Professor Prutz fragen, ob das möglich ist!“

„Prutz??“ lehnte sich Gneesebeck auf und ächzte sich in den Wagen hinein. „Der ist Preuße!“

Nun saßen sie wieder beisammen.

„Aber was ist denn, Gneesebeck? Wir wollten doch gar nicht in die ‚Rose‘!“

Hinter deren Glastür vollführte Hoteldiener Knipp einen Indianertanz. Er war scharfsichtig wie der Oberförster. Das käme von den Mensuren, versicherte er und jauchzte: „Ich sage euch, bei Gneesebeck kam die Abfuhr unpariert hinein!“

Inzwischen rollte der Viktoriawagen die Wendenstraße entlang dem Schloßberg zu.

Vor dem Hotel zum Bären stand in Frack und weißer Weste der Oberkellner.

Gneesebeck rieb die Augen, deutete zitternd voraus und fragte heiser: „Struck, vor dem Bären da, ist das eine Schwalbe?“

„Nein“, beruhigte ihn Struck, „ein Kellner!“

„Wohin ich schaue“, jammerte Gneesebeck, „sehe ich Schwalben, überall Schwalben! Die Tücke der Kreatur hat mir einen Nervenschock versetzt!“

„Sie müssen ausspannen!“ riet Struck.

Am Sonntag danach wohnte Gneesebeck einer Matinee bei, in der die Debarrier den Schwalbentanz vorführte. Auch das Fürstenpaar war anwesend, die Ministerloge voll besetzt. Mai-frische Morgenstimmung beseelte die Menge. Sie begeisterte sich nicht nur an der überragenden Leistung, die alles Bisherige übertraf, sie bejubelte auch den Menschen und gedachte dabei in Bewunderung ihres Fürsten. Der Hieb war besser gewesen als jede Staatsaktion.

Der Kämmerer war nicht erschienen. Er habe Amtsgeschäfte. Gneesebeck bedauerte, daß er nicht gleichfalls amtliche Behinderung vorgeschützt hatte. Es ging ihm nicht gut. Sein Leiden war seelischer Natur. Er sprach nicht gern darüber. Freifrau v. Gneesebeck wußte es von Exzellenz v. Struck. War sie öfter mit dem zusammen? O ja, manchmal! Er war doch so eng mit ihrem Gatten vertraut! Beim Lächeln zeigte sie wieder ihre schönen Zähne.

Gneesebeck sah noch immer Schwalben. Hätte er die tückische Permanenz dieser Erscheinung ahnen können, kein Herkules und kein Antäus hätte ihn ins Theater gezwungen. Es war furchtbar! Es war entsetzlich! Da saßen auf den Rängen und

in den Parkettreihen nicht etwa Herren im Frack, wie es bei diesen vornehmen Matinees vorgeschrieben war, Schwalben saßen dort, lauter Schwalben auf Telegraphendrähten. Dazwischen Mädchen und Frauen. Welcher Vogelart die angehörten, mußte er noch ergründen. Nur auf dem obersten Rang und auf der Galerie herrschte der Smoking vor. Da saßen Pinguine! Aber lauter Vögel! War auch ein Galgenvogel dabei? Oder mehr als einer? Nahm die Schwalbe auf der Bühne Rache an ihm? Das war ja nicht die Debarrier! Das war eine Mehl-schwalbe!

Man munkelte, sie werde Lippoldsburg verlassen. Die Residenz wäre ihr zu klein und der Klatsch zu groß.

Brausend gingen Musik und jauchzender Beifall über sein Gedankengestammel hinweg. Die Schwalbe, Gneesebeck! Die Schwalbe zahlt es dir heim!

Die Debarrier tanzte, als hätte sie Flügel, und die Fürstin bewunderte und haßte sie, wie sie noch keinen Menschen bewundert und gehaßt hatte.

Graf Bodenstedt sah es an ihren Augen, wenn Lichter von der Bühne hineinblitzten. Noch deutlicher sah es Freifrau v. Gneesebeck.

Es war schade, zu schade, daß ihr Gatte jetzt nicht ausspannen konnte. Das hätte ihm so gut getan. Nun, ihr ja auch. Die Hausfrauenpflichten waren manchmal drückend, auch ohne Mutterpflichten. Kinder hatte sie ja nicht, aber ein großes Haus. Einmal hatte sie gezählt, daß wöchentlich 127 Fenster zu putzen waren. Und bei allem mußte sie dabei sein.

Warum ihr Gatte nicht ausspannen konnte? Die Parlamentsferien standen bevor. Außerdem verlautete aus den Fraktionsstuben, die Syndikalisten kämen mit einer Gesetzesvorlage gegen Fürstenwillkür und nannten sie Lex Krull. —

Ihrem Gatten graute aber nicht wegen der Syndikalisten. Nach altem Brauch erschienen die Landtagsabgeordneten in der Sitzung vor den Ferien im Frack. Dann sah Gneesebeck wieder Schwalben, auf der äußersten Linken Pinguine.

Die Syndikalisten begründeten ihre Novelle. Die mediatisierten Fürsten, die Untertanen werden mußten, unterständen füglich der Strafgesetzgebung, aber die Rechtsgebundenheit der regierenden liege im Argen. Nach der lippoldsburgischen Verfassung unterstände der Monarch noch nicht einmal dem Staatsgerichtshof. Die Lex Krull fordere gegenüber dem Staatsoberhaupt die Anwendung der bürgerlichen Strafgesetze.

Stimmen summten, als hätten sich die Schwalben in Immen verwandelt. Die Rechtsparteien und die Mitte waren sehr erregt, die Linke sichtlich heiter.

Gab es vielleicht, grübelte Gneesebeck, Schwalben und Pinguine mit Bienenköpfen? Sein Monokel war nicht weitsichtig genug, um das entscheiden zu können.

Plötzlich verlor sich das Summen, als flögen Immen in einen hohlen Baum. Ministerpräsident Graf Bodenstedt hatte den Sitzungssaal betreten, eine lederne Aktenmappe in der Hand. Die Mappe war rot. Nach parlamentarischem Brauch bedeutete das die stumme Drohung, im Beharrungsfalle den Landtag aufzulösen und Neuwahlen auszuschreiben.

Die Linke und ein Teil der Mitte blieben guten Muts. Auflösung konnte der Fürst nicht wagen, schon gar nicht in der Sitzung vor den Ferien. Diese Überzeugung hatten auch die Rechtsparteien und waren unzufrieden mit Bodenstedt. Warum ausholen, wenn man nicht schlagen durfte?! Er war doch sonst nicht so ungeschickt!

Die Glocke des Präsidenten gellte. In der Ministerbank erhob sich Graf Bodenstedt. Gut sah er aus, imponierend. Scharf sprach er und knapp, das Auge hinter dem Monokel spähend verkniffen. Er empfehle den Syndikalisten, die Gesetzesnovelle zurückzuziehen. Den Präsidenten ersuche er um eine Beratungspause.

Die Fraktionen zogen sich zurück.

Nach einer halben Stunde verkündeten die Syndikalisten unter dem Beifall einer Mehrheit, die Novelle bleibe bestehen.

Der Graf erhob sich abermals, öffnete die Mappe, entnahm ihr ein Schriftstück und verkündete sachlich: „Meine Herren Ab-

geordneten! Im höchsten Auftrage habe ich Sie von einer Botschaft des Landesherrn in Kenntnis zu setzen!“

Er wechselte das Monokel, entfaltete die Urkunde und las:

„Wir, Albrecht von Lippoldswiel, von Gottes Gnaden regierender Fürst des Landes Lippoldsburg, dekretieren hiermit die sofortige Auflösung des Landtags und die Ausschreibung von Neuwahlen, weil Wir es gegenüber Unserm Volke nicht verantworten können, daß sich Abgeordnete hinter dem Privileg der Immunität verschanzen, um aus dieser gesicherten Warte ihrer Unantastbarkeit gegen den Landesherrn zu revoltieren. Gezeichnet im Junimond des Jahres 1899. Albrecht I.“

Türen sprangen auf. 'Gendarmerie räumte Saal und Tribünen. Alles ohne Lärm.

Unter den ersten, die schweigend ausrückten, befand sich Emil Krull. Anfänglich war ihm die Gier durch den Leib gefahren, in hohnvoller Auflehnung „Kiwitt!“ zu brüllen. Zu rechter Zeit war ihm noch eingefallen, daß er nicht mehr immun war. Und dem Grafen hatte er angesehen, daß er auf dieses „Kiwitt!“ nur wartete, um ihn verhaften zu lassen.

Kummervoll senkte er sein störrisches Haupt und schlingerte ins Freie. Auch in der Wandelhalle hielt er sich nicht auf. Die Landtagsdiäten waren erloschen, täglich zwanzig Mark. Andere Einnahmen hatte er nicht. Er war Parlamentarier von Beruf gewesen.

Traurig ging er heim. Kein schöner Lenz in diesem Jahr!

## XIX.

Mit verheißungsvoll hochgeklappten Zinnhauben und berückenden Schaumkronen warteten auf dem Stammtisch der Unentwegten im Ratskeller zehn Steinkrüge Lippoldsburger Hofbräu.

Einen ergriff – nun also – Professor Adrian, blickte ermunternd rundum, hob die Stimme und sprach: „Auf dem Haupte eines Mannes ergraute ein Haar. Er sah es im Spiegel und riß es

aus. Die Wurzel blieb, das Haar wuchs nach. Da wurde ihm bewußt: er war ein Greis, wenn auch nur an einem einzigen Haar. Verzweifelt klappte er einen Deckelschoppen auf und stürzte sich in die Flut. Uns ist das gleiche Los beschieden!“

„Das gleiche!“ murmelten die andern.

„Dennoch lebe das Leben und sterbe das Sterben!“

„Es sterbe!“ hallte der Chor und hob die Krüge, Oberförster Dankelmann, Katasterdirektor Ellwein, Geheimrat Niewöhner, Baurat Ochterbeck, Oberpostrat Segebiel, Landmesser Wiederrück und die Preußenfreunde Fabritz, Klobbe und Prutz.

Adrian hatte die Schoppenführung, eine Erfindung Dankelmans. Vergeben wurde sie nach dem Alphabet. War Adrian abwesend, kam Dankelmann an die Reihe. Waren beide nicht da, rückte Ellwein auf, danach der Geheimrat, der Baurat, der Oberpostrat, der Landmesser. Es kam auch vor, daß einer sich selbst oder den Pendelgängern präsiidierte, die als Menschen wohl gelitten, aber von der Schoppenführung ausgeschlossen waren.

Nun war auch der Oberförster Pendelgänger geworden, ein Renegat, ein Abtrünniger, ein Apostata, wie der Katasterdirektor brillenfunkelnd hervorhob.

Den Oberpostrat regte der Gesinnungswandel Dankelmans heftig auf. Er schlug ihm auf den Atem.

„Luft!“

Hilfebereit nahte der Ratswirt. Ein Hebeldruck! Schon surrte der Ventilator.

„Neue Erfindung!“

„Aber angenehm!“

Der Katasterdirektor betrachtete Dankelmann wie nie gesehen. „Wer kriegt die Schoppenführung, wenn Adrian fehlt?“

„Sie!“ entschied knapp der Oberförster und paffte.

Der Katasterdirektor empfand es als tragisch, wenn von der Schoppenführung ausgerechnet ihr Erfinder ausgeschlossen werde.

„Erfinderschicksal!“ sagte in unwahrscheinlicher Wehmut der Oberförster.

Diesmal war das Thema nicht die Enklave. Kaum waren die Deckelschoppen auf ihre Untersätze zurückgekehrt, wesentlich



erleichtert und wieder zugeklappt, bestimmte der Schoppenführer das Leitmotiv: „Landtagswahlen und Litfaßsäulen!“

„Was für Säulen?“

Ein toller Name! Die Dinger sahen allerdings aus wie Fässer, hatten auch mit Druckbuchstaben zu tun, die in der Fachsprache „litera“ hießen, und Säulen waren sie ebenfalls. Und der Ratswirt bezeugte, man kenne Literfaßmengen. Mußte deshalb ein hohler Plakatständer Litfaßsäule heißen?

Der Kommerzienrat lachte. „Ein Witz der Geschichte, meine Herren! Es handelt sich weder um Liter noch Literatur noch Faß! Ein Berliner Buchdrucker, der auf den Gedanken kam, Wände, Mauern und Tore zu schonen und Ankündigungen an Säulen zu kleben, heißt Litfaß!“

„Habe ich's nicht gleich gesagt?“ paffte Dankelmann. „Erfinderschicksal!“

Für die lippoldsburgischen Wahlen kamen die Säulen zu spät. Der Oberförster wollte mit einem Beine im Eisen sitzen, wenn es nicht wahr sei, daß man sogar seinen Stadtforst mit Wahlaufrufen bekleistert hatte. An Eichen und Buchen klebten Plakate mit Reimen, bei denen die Waldschratte das Heulen bekämen und mit der Pansflöte auf die verdrehte Welt piffen.

Er langte ein Taschenbuch aus dem Grünrock. Einige Versproben hatte er abgeschrieben:

„Hört ihr, was warnend die Brandung rief? Herum das Steuer!  
Wählt konservativ! – Heran an die Urne, heraus aus der Qual,  
hinein in die Zukunft! Nationalliberal! – Wer mit dem Glück  
schritt, wählt nicht den Rückschritt, schreitet sofort mit, schlägt  
sich zum Fortschritt! – Die Ketten der Knechtschaft bersten ent-  
zwei am Widerstande der Zentrumsparthei. – Wer hilft dir enorm?  
Die Bürgerreform! – Das Glück ins Land bringt der Siedler-  
verband. – Wo lippoldsburgische Herzen sich regten, gilt nur  
die Parthei der Unentwegten. – Wer rettet im Staat das Prole-  
tariat vor Klassenverrat? Der Sozialdemokrat. – Wer kein Ver-  
derber der Menschheit ist, hat rot gehißt wie der Syndikalist! –  
Die ewige jugend den ewigen mai verschafft dir die gustav nagel  
parthei!

Die andern lachten in sich hinein, daß die Deckelschoppen tanzten.

War Emil Krull wieder aufgestellt? – Nein! – Zwar hatte sein Auftritt vor dem Herkulesbrunnen zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, aber Leute, die erst mit Umsturzgesetzen prahlten und schließlich abzogen, ohne zu mucken, konnte der Syndikalismus nicht brauchen.

Wo war nun Emil? – Wieder im Steinbruch!

Auch in anderen Parteien kam es zu Austauschen, sogar bei den Freikonservativen. Kommerzienrat Fabritz hatte sein Mandat an Dr. Lutz Hildebrand abgetreten, der auch Fraktionsführer werden sollte.

Auch auf die Gesellschaften und Vereine wirkte der Wahlkampf. Die Veranstaltungen der „Ressource“ und der „Harmonie“ waren seit der Landtagsauflösung spärlich geworden. Die Zeit war zu aufregend. Sogar auf den Sonntagsausflug in offenen Landauern, der zu den vornehmsten Veranstaltungen des Jahres gehörte, hatte man verzichtet; die Damen allerdings mit schwerem Herzen, denn bei dieser Korsofahrt war Gelegenheit geboten, kurz vor Frühlingsende oder alsbald nach dem Sonnwendtag die neuesten Sommerroben, Hüte und Sonnenschirme vorzuführen, Modeschöpfungen erster Salons.

Man konnte dabei ganz reizende Beobachtungen machen, beispielsweise wie bei den Ärmeln die ballonartige Bauschung einmal an den Schultern, im nächsten Jahre auf dem Oberarm, im dritten am Handgelenk saß, und wie die Ärmel geschlitzt, das andere Mal geschlossen, in dem einen Jahre glatt, im nächsten mit Puffen und Bändern besetzt waren. Die riesigen Hüte hatten sich wenig verändert, waren noch immer mit Pleureusen geziert und wurden mit Halbmeter nadeln an den Frisuren festgesteckt. Auch der bauschige Rock, ein Nachkomme der Krinoline, stand noch in Gunst. Das Beispiel der Fürstin Marietta im Hoftheater hatte sich vorerst nur bei Damen der fürstlichen Beamten durchgesetzt, während die der Reichsbeamten, Offiziere und Wirt-

schaftskreise noch immer den füllig geschnittenen Rock mit Überschlagen, Bandschluppen und Rüschen bevorzugten.

Allerdings hätten die jüngeren, wenn auch nur bei manchen Gelegenheiten, den Rock lieber weniger faltig und gebauscht und überdies fußfrei getragen, beispielsweise bei einem amüsanten Ballspiel, das aus England gekommen war, eine gewisse Beweglichkeit bedingte und Lawn-Tennis hieß.

Nun, dann sollte man das Spielen unterlassen! entschied in der „Ressource“ Frau Oberamtmann v. Kranteck und fand die Zustimmung aller Anwesenden.

„Unser Reifenspiel mit Schwippgerten haben wir auch nicht fußfrei gespielt!“

„Noch nicht einmal den Hut haben wir abgesetzt!“

„Überhaupt diese Neuerungen!“

„Weshalb mußten wir denn auf die Korsofahrt verzichten?“

Hier wußte Frau Kommerzienrat Fabritz Bescheid.

Sie war nicht allgemein beliebt, kam zu selten und verhielt sich reserviert wie höchster Adel. Dabei war sie eine geborene Schulte, allerdings von einem niedersächsischen Ritterguts-geschlecht. Nun, wahrscheinlich waren die Schultes Bauern gewesen und hatten sich – hihi! – an Rittern begütert!

Frau Kommerzienrat hatte schon des öfteren gebeten, unter Damen Frau Fabritz genannt zu werden, erreichte es aber nicht. Diesen Gefallen wollte man ihr nun doch nicht tun! Sie hätte es sonst fertig gebracht, beispielsweise Frau Regierungspräsident v. Schlieditz einfach Frau v. Schlieditz oder gar Frau Schlieditz zu nennen!

Aber sie war nicht ohne Anmut, die Schulte! Das mußte man ihr lassen! Wer konnte so wundervoll ironisch und zugleich verzeihend lächeln wie sie? Ihr Mund war beneidenswert schön, und eine Nackenhaltung zeigte sie, als wäre sie eine Fürstin, die Schulte! Nun, ein fürstliches Vermögen hatte sie ja! – Nein, ihr Mann! – O nein, auch sie!

„Was wollten Sie doch sagen, Frau Kommerzienrat?“

„In Verbindung mit der Wahlbewegung sind Lohnkämpfe ausgebrochen. Einzelne Belegschaften streiken.“

„Streiken? – Oh! – Was ist das?“

„Arbeitsverweigerung und englisch wie Tennis!“ Frau Fabritz lächelte malitiös und setzte hinzu: „Nur fliegen beim Tennis Bälle, beim Streik oft Steine!“

„Oh!“ – „Ach, so!“ – „Und in die Landauer?“

Aber man konnte doch als Gesellschaft von Rang nicht monatelang ohne Veranstaltung bleiben! Welchen Eindruck machte das! Die unteren Schichten waren in ihren Vereinen äußerst rege, strampelten auf den neuartigen Velocipedes, veranstalteten Ruderfahrten und Sommerbälle, Bowlenabende und italienische Nächte. Da konnte die „Ressource“ nicht zurückstehen!

„Auch die ‚Harmonie‘ nicht!“ betonte mit Nachdruck ihr Vorstand und schrieb an die „Ressource“, um ein weithin leuchtendes Beispiel für die Überbrückung der Klassegegensätze zu geben, wollten sich beide Gesellschaften zu Gemeinschaftsveranstaltungen zusammenfinden.

Die „Ressource“ war keineswegs entzückt. Hier bot indessen eine Gesellschaft, die noch obendrein „Harmonie“ hieß, eine Art Volksverbrüderung an, die in der Wahlzeit schwerlich verweigert werden konnte. Man erklärte sich einverstanden.

Die „Harmonie“ hatte ihren Vorschlag handschriftlich und auf einem Bogen eingereicht, der nach Väterbrauch gefaltet und mit einer Oblate verklebt war. Die Antwort der „Ressource“ ließ der Direktor der Jesko-Tuchfabriken-Aktiengesellschaft mit Hilfe einer der neuartigen Schreibmaschinen auf handgeschöpftes Büttenpapier schlagen. Dann wurde sie kuvertiert.

Von dieser Brüskierung mußten sich die „Harmoniker“, wie sie in der „Ressource“ hießen, erst einige Tage erholen. Dann empfahlen sie unter abermaligem Oblatenverschluß eine Gemeinschaftstagung der Vorstände. Die „Reschurken“, wie sie in der „Harmonie“ genannt wurden, stimmten zu.

Beschlossen wurden zwei Soireen mit wissenschaftlichen Vorträgen – wissenschaftlichen im Hinblick auf den Ernst der Zeit! – von würdiger Musik und einem zwanglosen Ball umrahmt.

Den ersten Vortrag hielt Gymnasialprofessor Dr. Adrian, der angesehene Altphilologe, über „Die Schönheit des menschlichen Körpers im Lichte der Antike“.

„Anzüglich?“ fragte ein ängstlicher Harmoniker.

„Nein, ohne Anzüge!“ erwiderte der Reschurke Dankelmann.

Der Abend begann um acht im Saale der „Harmonie“, eingeleitet durch die Orpheus-Ouvertüre von Gluck, gespielt vom Privatorchester Henschelmann.

Dann sprach Adrian.

Er ging aus von Giebelskulpturen des Athene-Tempels zu Ägina, zu besichtigen in der Münchener Glyptothek, und begann mit dem Mittelstück des Westgiebels.

„Dort steht mit Helm, Schild und Lanze Pallas Athene. Links und rechts kämpfen gegnerische Krieger mit Lanzen, Bogen und Pfeilen. Einer bricht zu ihren Füßen zusammen, zwei andere stürzen an den Giebelenden. Eine herrliche Gruppe! Ich zeige sie!“

Das Licht erlosch. Eine Laterna magica flammte. Auf einer Leinwand erschien die Giebelgruppe.

„Wie interessant!“

„Oh, sehen Sie einmal an! Magische Laterne heißt der Apparat!“

Adrian fuhr fort: „Es wird Ihnen auffallen, daß Pallas Athene ein gewisses Dekolleté aufweist, aber im sonstigen bis auf die Fußspitzen bekleidet ist und Hängeärmel trägt, wie wir sie im 12. Jahrhundert, zum Beispiel in einer Abbildung des „Hortus deliciarum“, wiederfinden und auch heute noch haben. Die Krieger dagegen tragen nur Helm und Schild, sind aber im sonstigen völlig nackt, auch nicht durch Feigenblätter verunziert!“

Einige Damen erröteten in der Dunkelheit. Verlegen knarrende Stühle verrieten es.

„Natürlich“, fuhr Adrian fort, „sind die Krieger im wirklichen Kampfe nicht nackt gewesen. Auf der dorischen Insel Ägina, von der die Gruppe stammt, lebte der Bildhauer Onatas, der als erster solche Gestalten ohne Gewänder darstellte. Seine Meisterhände werden auch diesen Giebel gestaltet haben!“

„Nun, wenn schon!“ dachten die meisten und waren froh, als das Licht wieder anging.

Aber Adrian war in seinem Element. Herrliche Antike! Un-  
erhört erhabene Kunst!

„Mit der peloponnesischen Schule hat in schöner Gemein-  
schaft –!“

Gemeinschaft sagte er? Man horchte auf.

„– hat in schöner Gemeinschaft die äginetische das über-  
ragende Verdienst, nicht nur den Kunstsinn ergötzt, sondern auch  
die Durchbildung des nackten Körpers gefördert zu haben. Ja,  
nun also, meine Damen und Herren, das ist der erzieherische Wert  
dieser herrlichen Skulpturen, gewissermaßen Neid zu erwecken  
und zur körperlichen Ertüchtigung und demgemäß zum Verzicht  
auf Prasserei anzueifern. Denn“, entflammte sich mit erhobener  
Stimme Adrian, von dem man wußte, daß er noch mit achtund-  
vierzig Jahren die Riesenwelle zustande bekam, „wie viele Männer  
können sich rühmen, antiken Gestalten zu gleichen?“

Einige Verehrer des Lippoldsburger Hofbräus blickten trüb-  
selig an sich hinab, rafften sich aber, strammten unter kurzem  
Räuspern die Bauchmuskeln und ließen wie von ungefähr die  
Bizepsmuskeln spielen.

„Und die Frauen?“ fragte der Redner.

Die wären nicht alle so füllig angezogen gewesen wie Pallas  
Athene. Die medizeische Venus – nicht medizinische! – in den  
Uffizien zu Florenz habe noch nicht einmal ein Taschentuch, ihre  
schöne Blöße zu decken. Die Venus von Melos im Louvre stehe mit  
nacktem Oberkörper in einem seltsam rutschenden Rock.

Stühle knarrten. Sollte man zischen? Niemals! Man hätte für  
unwissenschaftlich gegolten.

„Wann macht er endlich Schluß?“ raunte Paulus Hesterdiek  
seiner Frau zu.

Die wisperte zurück: „Das nächste Mal kommen wir erst um  
zehn!“

Adrian entfachte seine Seele an dem unsterblichen Bildhauer  
Praxiteles und ließ sie schwärmen und leuchten, bis er sah, daß

in der vordersten Reihe der Vergnügungsdirektor der „Harmonie“ augenzwinkernd den Deckel seiner Taschenuhr sprangen ließ.

Ach so! – Adrian schälte aus seinen Ausführungen den Kern heraus: Gewand sei nichts, Körper alles! Man müsse den Körper stählen und verschönen. Darum sei es nun also aber auch notwendig, bei körperlichen Übungen zweckentsprechende Kleidung zu tragen. Er fordere zum Beispiel mit Entschiedenheit fußfreie, besser noch kniefreie Kleidung für Tennis, denn kniefrei sei, vergleichsweise erwähnt, eine Gruppe Tänzerinnen im Museum zu Delphi und eine verwundete Amazone im Museum des Vatikans. „Also“, schloß mit erhobener Stimme Adrian, „Freiheit nicht nur dem Wort, Freiheit auch den Gliedmaßen!“

Unerhört! Zuerst hatten einige zischen wollen. Der Hinweis auf die Antike ließ sie schweigen.

„Somit beende ich meinen Vortrag!“ sprach mit schwipperf Verbeugung Adrian und verließ das Pult.

Nicht enden wollender Beifall – so berichtete andern Tags die Presse – lohnte den Redner.

Die meisten waren verstimmt. Viele erklärten unverblümt, man müsse ihn ablehnen!

Noch nie waren Harmoniker und Reschurken in einem Urteil so einig gewesen. Ein vorzüglich gelungener Abend!

Aber die Jugend erklärte sich für Adrian. Anfangs hatte er sie gelangweilt. Als er aber körperliche Ertüchtigung forderte und Freiheit der Gliedmaßen, spendete sie jenen nicht enden wollenden Beifall, der erst durch das Privatorchester Henschelmann überwältigt wurde. Als Einleitung zum zwanglosen Ball spielte es Melodien aus „Troubadour“: Wilde Eifersucht im Herzen! – Oh, bezähme doch dein Wüten! – Für ihn sterben, welche Seligkeit!

Auch der Gemeinschaftsabend in der „Ressource“ nahm einen beachtlichen Verlauf. Als die Harmoniker eintraten, intonierte das Orchester Henschelmann den „Einzug der Gäste auf der Wartburg“.

Der Redner war Professor Dr. Prutz, der Zoologe. Sein Thema:  
Das Leben in der Vogelwelt!

Als Einleitung spielte das Orchester Henschelmann „Siegfried und der Waldvogel“.

Wenn Prutz nicht sitzend im engsten Kreise sprach, sondern stehend vor einer größeren Zuhöreremenge, litt er an Hemmungen, die er jedoch im wahrsten Sinne spielend überwand.

Er hatte die Angewohnheit, die Schlüssel für Haus, Wohnung, Bücherschrank, Schreibtisch und Kassette lose in der linken Hosentasche zu tragen. Bei der Begrüßung „Verehrtes Auditorium!“ umspannte er alle fünf, ließ aber schon auf der Suche nach einleitenden Worten den größten fallen, ein gewichtiges Haus-eisen, das seine Ruhelage mit dumpfem Gleitlaut einnahm. Hatte er den ersten Höhepunkt erreicht, stürzte der zweite in den Abgrund, traf in der geräumigen Tasche auf den vertrauten Hausschlüssel und klirrte dabei so freundschaftlich, daß es wie ein Klingeln durch den Saal flog. Wieder ein Höhepunkt und wieder ein Schlüssel! War der letzte gefallen, wußten die Kundigen, nun folgte bald das gern vernommene Wort: „Verehrtes Auditorium, ich nähere mich dem Ende meiner Ausführungen!“

Schon um dieses Schlüsselspiel beobachten zu können, hörte man Prutz nicht ungern zu, war aber auch sonst für ihn eingenommen, weil er viel wußte, aber trotzdem gefällig plauderte. Wäre er kein Rosengänger gewesen, hätte er sich allgemeiner Beliebtheit erfreut.

Ja, wie gesagt, das Leben in der Vogelwelt! Vor allem mußte sich Prutz gegen die Auffassung verwahren, als wolle er die gefiederten Geschöpfe vermenschlichen. Das sei nicht Aufgabe des Zoologen, sondern des Dichters, wie ja beispielsweise der altgriechische Aristophanes eine Komödie „Die Vögel“ geschrieben habe. Er selber stehe zu Unrecht in diesem Ruf, seitdem ein unbefiederter Spaßvogel den Kiwittruf vermenschlicht habe.

Plumps! Der Hausschlüssel!

Ja, wie gesagt, es sei nur sonderbar, wie man in der Tierwelt manches wiederfinde, was auch den Menschen eigen sei, vor allem die vielen Abarten, in denen sich Erbgut bemerkbar mache.



Liebesbräuche seien nichts anderes als das ewige Spiel des Einanderbegehrens im Triebleben der Seele und des Leibes.

Man hörte Stühle knistern. „Na, aber, Frau Realschuldirektor! Hätte man das gewußt, hätte man die jüngeren Töchter zu Hause gelassen! Aber der Ball! Wer konnte sie halten?!“

„Hoffentlich wird es nicht zu schlimm, Frau Bankrevisor!“

Ja, wie gesagt, so stände es zum Beispiel fest, daß der bayrische Schuhplattler den Balzspielen des Auerhahns nachgebildet sei. Man müsse einmal erlebt haben, wie der balzende Auerhahn seine Reize zur Schau stelle. Sogar der Kranich verwandele sein Schreiten in tänzerisches Laufen. Immer wolle das Männchen Eindruck machen, das Weibchen allerdings auch. Wie breite beispielsweise der Pfau die Schwingen und Schwanzfedern, um mit Farben zu prunken! Dieser Erscheinungsform begegne man viel.

Der Produktengroßhändler Reißberger rieb sich bedächtig das Kinn.

Sogar der Gänserich versuche sich in vornehmen Schritten, wirke allerdings zum Schreien komisch dabei, denn wenn schon einer zum Watscheln bestimmt wäre, sei Tanz und Gleitschritt Karikatur.

Meint er mich? dachte erschrocken Bankier Katz.

„Ja, wie gesagt, der Gänserich fliegt sogar, um Eindruck zu machen! Überall, wohin wir blicken, ein prahlerisches Getue, sobald eine Liebeswerbung beginnt! Und so greifen wir nicht fehl, wenn wir feststellen, daß auch der Gesellschaftsball und der Hausball ein Liebeswerben darstellt, also eine Gesellschaftsbalz und eine Hausbalz!“

Ping! Ein Schlüssel!

Je nach dem Erbgut der Art zeigte das verehrte Auditorium im Mienenspiel seine Einstellung: Gefesselt, gepackt, begeistert, gleichgültig, betroffen, verschämt, gelangweilt, aufsässig, ent-rüstet, empört.

„Ja, wie gesagt, und nun der Kampf um die Liebste und deren Verhalten dabei! Das köstlichste Beispiel eines Rivalenkampfes zeigen die Birkhähne. Schon in der Dämmerfrühe hopsen sie in

sinnloser Wut aufeinander los und hacken den Feind in die zorngeschwellte Halskrause. Ihre Wut ist so hemmungslos, daß sie noch fechten, wenn schon kein Feind mehr da ist. Der Gänserich übrigens auch, weil er seiner Gans imponieren will. Überwältigend will er ihr zeigen: So würde ich um deinen Besitz kämpfen! Ein Prahler!“

Frau Diepholz warf einen Seitenblick auf ihren Mann. Er sah nicht hin.

Ping! Ein Schlüssel!

Ja, wie gesagt, nun müsse man beobachten, wie sich Verlobung und Ehe vollziehe und wie es um die Treue bestellt sei. Den Kuckuck und den Kiebitz wolle er außer acht lassen. Die wären schon übermäßig bekannt. Aber zum Beispiel die Enten: Die Verlobung werde im Herbst vollzogen, die Ehe jedoch, wenn sich der Föhnwind rühre und die Eispanzer schmelzen.

„Im Sommer brütet das Weibchen und ist meist allein. Der Erpel, der Erzgauner, der sich vor der Verlobung durch Kopftauchen und andere prahlerische Künste als Lebensgenosse empfohlen hat, watschelt jetzt auf und davon. Der Auerhahn, der Halunke, drückt sich noch früher. Auch der Schwan verschmäht nicht immer das Beispiel des Grafen von Gleichen, und sogar beim Storch haben einige Forscher die Treue bezweifelt.“

Frau Geheimrat v. Boelle sah Frau Oberamtman v. Kranteck an und Frau Oberamtman Frau Geheimrat: War es unumgänglich, den Storch zu erwähnen?

Prutz versöhnte sie. „Am treuesten ist, sogar treuer als die Schwalbe, die Graugans. Die Forschung hat bewiesen, daß verwitwete Graugänse sich mit aller Entschiedenheit geweigert haben, eine neue Ehe einzugehen.“

Frau Geheimrat und Frau Oberamtman, beide in grau, schlugen die Augen nieder und hoben das Haupt.

Ping! Ein Schlüssel!

„Auch wenn das gemeinsame Nest gebaut werden soll, zeigt sich die angestammte Art. Manche wollen hoch hinaus, andere bleiben unten. Bescheidene sind mit einer Hütte zufrieden, andere erstreben ein Eigenheim mit Komfort. Kohlmeisen kann man

samt Brut in einem unbenutzten Briefkasten finden, Rotschwänzchen in einem verlorenen Holzpantoffel.“

Stühle knarrten. Brautleute sahen sich an. Aber Engelbrecht Rastenbiegler von der „Harmonie“ wisperte seiner Eehälfte zu: „Eine Kohlmeise warst du nicht, auch kein Rotschwänzchen!“

„Ja, wie gesagt, ein Schwalbenpärchen hat sich eine geradezu herrschaftliche Wohnung geleistet, die Blechröhre vom „o“ an der „Rose“. Wenn nun aus dem Gelege die Jungen schlüpfen und sich zu Persönlichkeiten entwickeln, kommt es darauf an, ob sie Nestflüchter sind, die schon heimlich die Schwingen breiten und die Zeit nicht abwarten können, bis sie fliegen, oder Hocker, die den Lärm des Lebens fürchten!“

Stuhlknistern! Sonst kein Laut!

Ping! Ein Schlüssel! Der letzte!

„Verehrtes Auditorium, ich nähere mich dem Ende meiner Ausführungen. Was ich in kurzen Worten habe schildern dürfen, sind Wunder des Lebens. Wir Menschen wollen treu sein und unser Nest bauen und immer beschwingt bleiben! Erst dann sind wir des Lebens wert!“

Der Beifall war ungewöhnlich stark und herzlich. Besonders der Schluß hatte sehr gefallen. Die glücklichen unter den Nestbauern hatten feuchte Augen.

Kleine Pause. Dann begann der Heldenbariton des Hoftheaters, Christian Obersundermeyer, mit eindrucksvollem Wohlklang, begleitet vom Orchester Henschelmann: „Der Vogel, der heut' sang, dem war der Schnabel hold gewachsen.“

Danach sprang ein Walzer auf! Ball!!

Hatte Prutz nicht Balz gesagt? Gesellschaftsbalz? Hausbalz? Und da hatte man noch Beifall geklatscht?!

Es wurde trotzdem schön und es geschah sogar, daß Tochter oder Sohn eines Reschurken sich in den Abkömmling eines Harmonikers verliebte und umgekehrt, und daß beide von ihrem Nestchen plauschten und sich schworen, notfalls mit einem Holzschuh zufrieden zu sein.

Webers „Aufforderung zum Tanz“!

„Darf ich mir gestatten, gnädiges Fräulein?“

Sie flogen wie die Schwalben! Das Leben war so schön!

Die Regierung verfolgte die Ereignisse in Stadt und Land mit gespannter Aufmerksamkeit. Sogar die Vorträge der beiden Professoren wurden dem Kabinett im Wortlaut bekannt. Geheimschreiber hatten sie mitgeschrieben.

An den Ausführungen Adrians hatte das Ministerium wenig zu beanstanden, wenn auch nur von der Warte der Politik und nicht von der einer gefestigten Moral.

Von Grund auf anders die Darlegungen des Preußenfreundes Prutz! Seine Anspielungen auf die Menschheit ließen sich noch schlucken, weil es auch preußische Menschheit gab. Sehr gravierend war indessen die Entstellung des Wortes Ball in Balz. Genannt hatte er zwar nur Hausbalz und Gesellschaftsbalz, gemeint jedoch und ohne jeden Zweifel auch die Hofbalz.

Man unterbreitete den Fall Seiner Durchlaucht.

Der Fürst schrieb an den Rand: „Urschriftlich zurück! Der Vortrag Prutz ist exzellent, der Hinweis auf die Balz die geniale Idee eines ungewöhnlichen Satirikers und Humoristen!“

Wenn Gneesebeck nicht der Schlag rührte, so erklärte sich das aus dem erfreulichen Mangel an Veranlagung. Niewöhner hatte das oft versichert, aber hinzugefügt, wäre Apoplexie auch ausgeschlossen, so läge eine Neigung zum Delirium nicht außerhalb jeder Möglichkeit.

„Delirium?“ hatte Gneesebeck mit entsetzt geweiteten Augen gefragt.

„Delirium“, hatte Niewöhner erläutert, „ist nicht nur ein Krankheitszustand der Trinker. Man hat unter diesem Begriff einen größeren Komplex zu verstehen. Geistesstörung liegt bereits vor, wenn der Mensch nach schlafloser Nacht Worte verdreht und verdreht wiederholt. Ich selbst verlangte einmal in einem Restaurant ein Bläschen Gier, bemerkte betroffen, was ich gesagt hatte, wiederholte aber trotzdem: ein Bläschen Gier. Der Kellner brachte die Selbstbeherrschung auf, einfach ‚Sofort!‘ zu

erwidern und mir kurz danach ein Gläschen Bier auf die Marmorplatte zu stellen.“

Gneesebeck hatte leicht gekichert, war aber nicht froh dabei geworden.

„Die schlimmste Form“, hatte der Arzt weiter dargelegt, „ist das Sehen weißer Mäuse, eine der leichteren Formen das Hören von Geräuschen. Beispielsweise glaubt man, es habe geklopft oder Regentropfen klatschten an die Fenster. Kurz gesagt, für Laien ist die Sache so, daß man seine Neigungen beobachten und Reizungen vermeiden soll. Exzellenz neigen beispielsweise dazu, Gefahren zu vermuten!“

Gneesebeck begehrte auf: „Ich sehe mehr als Sie!“

„Das eben, Exzellenz“, erwiderte Niewöhner und verabschiedete sich, „ist eine der mildesten Formen des Deliriums!“

## XX.

Auf den Bergen loderten Sonnwendfeuer. Morgen war Johannisstag.

Um Zuckerwerk und Johannisbrot liefen Kinder von Haus zu Haus und sangen den Sonnwendsegen: „Nun Sankt Johann die Sonne wendt! Das Feuerrad bergunter rennt, damit das Leid zu Asche brennt. Blüht Eisenkraut und Rittersporn, wehrt Sankt Johann des Himmels Zorn und hilft dem Acker und dem Korn.“

Nun kam die Nacht, in der Elfen und Zwerge aus der Erde stiegen, um Freude unter die Menschen zu bringen und den besten Gutes zu tun, die Nacht, in der man der heiligen Blume habhaft werden konnte, vor der sich die Pforte zum Glück des Lebens öffnete, die Nacht, in der heiße Herzen wie Sonnwendfeuer flammten.

Um die Feste Lippoldsburg leuchteten im flackernden Rot-schein die Wipfel der Bäume. Die Mauern standen in Glut, und auf dem Waldboden rang der Dämmer des sinkenden Tages mit dem Lichterspiel der brennenden Holzstöße.

Zwielicht geisterte auch im Herzen der Fürstin Marietta. Wie alljährlich erwartete sie zu dieser Stunde im Pavillon des englischen Gartens ihren Gemahl. Die Liebe zu ihm durchdrang sie wie ein Geleucht, aber Flammen des Hasses zuckten hinein. Sie fühlte sich zwischen Nacht und Tag, und als vom Schloßhof ein Trommelwirbel herübersprang, schrak sie auf.

Die Trabantengarde war aufmarschiert, der Hauptmann in Galauniform mit Brustschnüren und Schenkelgamaschen, eine Straußenfeder am Dreispitz.

Der Trommelwirbel versiegte. Einleitend für einen Fanfarengruß der Feste Lippoldsburg an die Sonnwendnacht wuchteten Landsknechtstrommeln.

Die Fürstin atmete auf. „Der letzte Lärm!“

Der Tag vor Johann war ihr Hochzeitstag. Die Gratulationscour war überstanden. Nun verriegelte die Wache Schloßhof und Garten. Der Spielmannszug stellte die Drommeten beiseite und bezog mit Geigern und Bläsern eine Orchesterlaube am Pavillon. Das musizierte, als spaziere mit zierlichen Schritten das Rokoko im Reifrock über den Silberkies. Boccherini tanzte mit einem Menuett voraus.

Der Fürstin schlug das Herz wie in ihrer ersten Liebesnacht. Sie stand am Fenster und träumte ins Land. Ein Rigaudon von Jean Rameau tänzelte aus den Instrumenten.

Im Rundgemach des Pavillons servierte ein Kammerdiener den Tee. Kaum vernahm sie das feine Klirren des Porzellans und merkte erst auf, als der Diener den Raum verlassen hatte.

Grüblerisch auf schneeweißem Damast summte der Samowar. Die Pendule auf dem Porzellantisch läutete aus kleinen Silberglöckchen die siebente Stunde.

Der Fürst trat ein. „Hier bin ich, Marietta!“ Er küßte ihr die Hand. „In der Johannisnacht bist du mein geworden! Noch mehr als sonst will ich dir heute danken und glücklich sein, daß wir beisammen sind!“

Er ließ die Hände über ihr Haar gleiten und küßte sie auf den Mund. Ihre Lippen waren knospenfrisch und dürsteten nach

seiner Liebe. Trotzdem hatte er in ihrem geschmeidigen Leib, der jede Regung verriet, ein flüchtiges Verweigern gefühlt.

Flammenbrände leuchteten durch die Fensterreihen, und die Sonne tauchte in ein Meer von Glut. Aus der Musikantenlaube perlte verhalten jauchzend und selig schluchzend Mozarts Kleine Nachtmusik.

Marietta füllte die Tassen und reichte Backwerk. „Nun sind wir allein“, sagte sie froh, „und können Du zueinander sagen wie alle Liebenden im Land. Kein Diener stört uns, keine Audienz. Wäre jeder Tag wie dieser, Krone und Hermelin würde ich hingeben, um immer nur dein zu sein!“

Sie hatten sich in behagliche Sessel gelehnt, als wollten sie ausruhen von der Welt und dem Fürstsein und nur Feuer sehen und Sterne fühlen.

Während Marietta seltsam feierlich die Tasse zum Munde hob, bewunderte er die Schönheit ihrer Hände. Die hatte er schon geliebt, ehe sie sein Weib wurde, und einmal hatte der Dichter Trent an die Braut geschrieben: Hände spenden allerenden ihres Herzens Melodie. Lippen lügen, Augen trügen, Menschenhände lügen nie!

Er bewunderte auch ihre standhafte Jugend und ihre unverkümmerte Anmut. Fast mädchenhaft sah sie aus in der Schlichtheit eines Wollkleides, das ein goldbenagelter Ledergürtel umfing. Karamelfarben das Kleid, der Gürtel rot, wohltuende Farben zum dunkelbraunen Haar. Ihre Anmut wurde verklärt durch den Adel ihres Gemüts, der stummbereit auch aus der Schönheit ihrer Hände sprach.

Versonnen beobachtete er, wie ihre Rechte sorgsam die Tasse niedersetzte, dann aber, von ihr selbst nicht gewußt, einen Griff tat, als wollte sie eine Waffe umspannen.

Fast erschrak er über diese ungezügelter Bewegung seines leidenschaftlichen Weibes, weil auch hier aus ihrer schönen Hand die Seele sprach. Und er wußte, in diesem Augenblick dachte sie: „Ich kann nicht teilen, aber morden könnte ich!“

Nun löste sich die Hand und strich glättend über das Linnen. „Wie rot die Sonne ist!“ sagte Marietta.

Sie konnten durch die Fenster weit ins Tal schauen. Schwalben glitten durch den sinkenden Tag und warfen tanzende Schatten in die glühroten Scheiben.

Sie deutete hinaus. „Ist dir das allerliebste Geschichtchen bekanntgeworden, daß Schwalben sich im ‚o‘ der ‚Rose‘ eingestiegen haben?“

Er griff über den Tisch und nahm ihre Hände. „Marietta, von diesem sonderlichen Schwalbenquartier habe ich dir erzählt, als wir vom Schwalbentanz der Debarrier nach Hause fuhren!“

Sie blickte auf, als fiel's ihr ein, und der Mund sagte ein dummes „Ach ja!“, das ihr selber mißfiel, aber die Hand erging sich wieder in einem harten Greifen, durchzuckt vom Haß gegen das andere Weib.

„Nun fliegt die Debarrier sogar durch dieses Nest!“ schollte sie. „Sagtest du nicht einmal, hier dürfe niemand herein?“

Sie hatte ein Schelmenlächeln versucht. Es war mißlungen. Ihre Lippen konnten nicht mehr lügen, die Augen schon längst nicht mehr.

„Albrecht“, fuhr sie fort, „ich muß dich schelten!“

Sein Blick umfaßte sie warm. „Ich halte still, Marietta!“

Bedrängt von ihrer Glut, verlor ihre Stimme den Wohlklang, der ihn oft entzücken konnte. In die Schwingungen hämmerte ihr wilder Herzschlag. „Darf sich ein Fürst hinreißen lassen, auf offenem Markt einen Staatsbürger zu mißhandeln?“ fragte sie heiser.

„Staatsbürger?!“ hatte er spotten wollen, schwieg indessen, führte die Tasse zum Mund, nahm in erzügelter Gemächlichkeit einen spärlichen Schluck und setzte sie mit hegender Sorgfalt wieder zurück.

„Wegen des Auftritts auf dem Markt“, versetzte er nun, „hat mir die Staatsraison zugestimmt! Ich ging den einzig möglichen Weg!“

Marietta gelang es, ihre heitere Gelassenheit zurückzugewinnen. In einem mühseligen Kampf hatten sich ihr Stolz und ihre Liebe zu der Erkenntnis durchgerungen, daß sie nicht hemmungslos aufwallen durfte, wenn ihr Glück nicht in einem Glührotschein



untergehen sollte wie jetzt die Sonne im Tal, und daß sie weder in einer Schmerzenswollust versinken noch in aufbrausender Empörung richten durfte.

Sie umschritt den Tisch, setzte sich auf die Seitenlehne seines Sessels, schmiegte sich eng an seine Schulter und lehnte die Wange an sein Haar. „Albrecht“, fragte sie, „warum hast du mich verlassen?“

In seltsamer Entrücktheit schwieg er lange, ehe er mit fremder Stimme sagen konnte: „Ich verließ dich nie!“

Behutsam löste sie sich in einem Gefühl der Mütterlichkeit, von dem sie wußte, daß sie die Kraft aus den tiefen Quellen der Entsagung schöpft. Sie hatte noch nie so herzenstief empfunden, wie sehr sie ihn liebte. Lautlos führte sie ihr Schritt zu ihrem Platz zurück.

Albrecht erhob sich, verriegelte die Tür und zog die Samtportiere zu. Dann trat er an eine kristallene Bar und sagte bitrend: „Marietta, trinke ein Glas Wein mit mir!“

Sie schlug die Augen auf und nickte ihm zu.

Eine Karaffe stand bereit und Kelche daneben. Er füllte zwei und reichte den einen Marietta. Wie schön war das, ohne Diener eigener Herr zu sein! Nun stießen sie an und tranken, Blick in Blick getaucht. Die Gläser hatten geklungen wie feines Rufen, als ob in diesem Schwalbennest ein Stimmchen hätte ermahnen wollen, zart zu sein, fein zu reden und nichts zu zerbrechen.

Auch der Fürst hatte seinen Platz wieder eingenommen, verschränkte die Hände und sagte überlegt: „Den Rebellen schlug ich nicht nur, weil er den Fürsten beleidigte! Sein Hohnruf schimpfierte zwei Frauen, die ich liebe, dich und die Debarrier!“

Jetzt schoß der Fürstin das Blut in die Schläfen. Geisernde Leidenschaft sprang empor. Verwahrend wollte sie schreien: „Stelle mich nicht auf eine Stufe mit einer Tänzerin!“ Nein, stärker, niedriger, tiefer: „Auf eine Stufe mit einem Tanzweib!“ Ihre Hände schrien es. Aber den Mund verschloß das Stimmchen im Nest, und ihre lodernden Blicke versanken hinter den Augen-

lidern, die mit versöhnender Hand das Glück schloß, das in diesem weltfernen Raum seit Jahren geborgen war.

Über die Täler unter der Lippoldsburg senkte sich die Nacht. Die Kuppel eines Sternendoms spannte sich über die Erde. Die Musik im Garten war mit dem letzten Schein des Tags verklungen. Müde Vogelstimmchen leiteten in den Traum hinüber, in dem das Lustgetön der Nachtigallen das Leben preist.

Die Mütterlichkeit der liebenden Frau umfing wieder Marietta, die tiefste Liebe, weil sie ihre Sendung im Sichverschenden und Umsorgen erfüllt und nie im Glücksverlangen und Begehren untergeht.

„Zwei Frauen, die ich liebe!“ Ein furchtbares Wort, aber getragen von einer bezwingenden Wahrhaftigkeit und einem Bekennermut, der sie auch besiegt hätte, wenn sie weniger ausgeglichen gewesen wäre als in dieser Nacht, von der sie in heißer Sehnsucht eine Sonnenwende erlebte.

Immer tiefer sank die Nacht. Immer klarer leuchteten die Feuerbrände auf den Bergen und die Sterne am Himmel, aber das Gemach hüllte sich in das Dunkel der Gemäuer und der alten Bäume im Garten. Nur in den Fenstern lag noch Glut.

Albrecht sprach von seiner Liebe zu Renate Jens, von der er noch in dieser Stunde nicht wisse, ob sein Herz auch dem Weibe oder nur der großen Persönlichkeit gehöre, vor der er nur deshalb knie, weil sie ihn überrage.

Marietta hörte zu und überwältigte Sucht und Gier nach Widerspruch, die immer wieder emporschossen wie Feuer über prasselndem Holz, und manchmal fürchtete sie, in der Glut seines Bekenntnisses zu verbrennen.

Er hatte nicht nur die Künstlerin, er hatte auch das Weib Renate begehrt, war ihr haltlos verfallen gewesen, hintaumelnd wie Falter zum Licht. Ihr, nicht sein Wille hatte beider Los bestimmt, gestählt durch Jahre körperlicher Schulung, aber auch gestützt durch eine Seltsamkeit, die ans Unwahrscheinliche grenzte und doch in irgendeiner Form immer wieder erschien, die Macht einer Vorherbestimmung, diesmal verkörpert durch einen Armschmuck aus Gold als Glied einer Kette, die nie zerriß.

Die Inschrift, die Renate Jens gerufen hatte, wies ihn zurück, als um die Linde im Burgwinkel seine Kinder tanzten: Dein Haus die Welt! Der Dichter Trent war nicht so reich begnadet wie die Debarrier. Nun wollten sie als Freunde scheiden. Nur Freunde waren sie gewesen.

Die Fürstin trat ans Fenster. Durch den Schleier ihrer Tränen sah sie die Feuer auf den Bergen verglimmen, aber beglückt in dem Wissen, daß die Sonnenwende gekommen war.

Er trat an ihre Seite. Lange standen sie umschlungen. Die Himmelsunendlichkeit war von Sternen übersät.

„Sonnwendnacht, Marietta!“

Sie schritten wandelnd in das Dunkel des Raums, verloren einander und fanden sich wieder in einer seligen Gemeinsamkeit.

Die Debarrier befand sich in München. Nach dem beispiellosen Erfolg in der Reichshauptstadt hatte ihr die Intendanz des Prinzregententheaters einen Vierwochenvertrag angeboten. Sein Abschluß war insofern ein Wagnis gewesen, als für ernsthafte Kunst sommerliche Abendvorstellungen abseits jeder Gepflogenheit lagen.

Die letzten Ereignisse in Lippoldsburg hatten ihr den Entschluß erleichtert. Das Murren der Bierbänke und Teefauteuils über die sommerliche Beanspruchung des Hoftheaters, die schrundige Pressefehde und das Fraktionsgetuschel um ihre Person hatten sie verärgert, zumal der Fürst eine ihr unverständliche Langmut zeigte. Sie hatte nicht ahnen können, daß seine Haltung bedacht war und der ungewöhnliche Auftritt vor dem Herkulesbrunnen noch ganz anders enden sollte als durch den Schlag ins Gesicht eines komischen Rebellen. Struck wisperte unter Höflingen sein neuestes Bonmot: „Backenstreich wird es geschrieben, Staatsstreich gesprochen!“ Und in der Tat plante Albrecht eine Umgestaltung der lippoldsburgischen Verfassung mit allen Mitteln, wollte aber zuvor das Endergebnis der Demarche abwarten, die er mit dem Herzog von Sachsen-Meiningen betrieb.

Seine scheinbare Entschlußlosigkeit kränkte Renate, und so bat sie eines Tages die Intendanz, ihren sommerlichen Pacht-

vertrag zu lösen. Das Prinzregententheater hatte ihr für die Dauer ihres Gastspiels Bühne, Orchester und Hilfspersonal auch für morgendliche Proben zur Verfügung gestellt, und die Hofburg in Wien hatte das gleiche Zugeständnis gemacht. Also konnte sie vorerst ihre Zelte abbrechen, und die Lippoldsburger durften sich beruhigen.

Den Fürsten hatte seine diplomatische Aktion noch kurz vorher nach München geführt. Auf einer Wagenfahrt mit dem Prinzregenten hatte er im Park von Nymphenburg ein Bildwerk aus Sandstein gesehen, das unablässig von kunstbegeisterten Menschen bewundert wurde, eine Kolossalskulptur mit der Sockelinschrift „Nichts ohne dich!“

Vor einem jungen Weibe kniete anbetend und bestimmend zugleich ein Mann in der Vollkraft gereifter Jugend. Die eindrucksvolle Sprache seiner Arme und Hände, der Wurf des Leibes und die schwärmerischen Züge des kämpferischen Gesichts riefen stummeredt das gleiche wie das Antlitz der Frau, die ihm hingebungsbereit entgegenschritt: „Nichts ohne dich!“

Es war ein Kunstwerk, das in einer noch immer galanten Zeit und inmitten eines Parks, den die Tändeleien des Rokoko durchflattert hatten, den unverbrüchlichen Bund zweier Menschen als Erfüllung des Lebens verherrlichte. Im Schwung der Linien und der Wucht dramatischer Gestaltung ging der Bildhauer unerhört neue Wege, alsbald erkannt und gewürdigt von der zünftigen Kritik; und so war der Name des Meisters; in dessen Werkstatt diese Bildschöpfung entstanden war, schier über Nacht ein Begriff geworden: Erik Hegenrodt.

Vor seiner Skulptur hatte der Fürst ein erschütterndes Erlebnis gehabt: Er hatte in den Zügen des jungen Weibes das Gesicht der Debarrier erkannt.

Zuerst hatte ihn wütende Eifersucht zerrissen, weil ihn der Verdacht ansprang, der Künstler müsse sie besucht und sie ihm Modell gestanden haben. Angewidert hatte er den Verdacht von sich geschleudert. Vermessener Wahn! Jäh erschloß sich die Wahrheit: Die beiden waren aneinandergelockt, für eine Sendung bestimmt, und weil er Gleichwertigkeit fühlte, liebte der

Künstler dieses Weib, schon ehe er sie als Künstlerin erlebte. Darum hatte sich ihr Bild zutiefst in seine Sinne geprägt, so unauslöschlich tief, daß er ihr Gesicht hatte meißeln können, als wäre sie dabeigewesen.

Waren dem Fürsten die alte Linde im Burghof und seine Kinder ein Zeichen gewesen, das er in einer übersinnlichen Eingebung erwartet hatte, so fand er sich hier in kühler Vernunft auf einen Weg zurück, der ihn fortführte von der Debarrier und dem Wunder seiner Liebe, weil er an diesem Werk aus Stein und Leben seine eigene Schlichtheit ermaß, die stillgefällige Welt des Talentierten neben den in Stürmen errungenen Sonnenhöhen des Genies. Nur eine überragende Künstlerpersönlichkeit wie Hegenrodt konnte eine Debarrier erfüllen und im Glückspenden Glück genießen; er nicht.

Mit diesem harten Entschluß, den niemand mehr zerbrechen sollte, fuhr er heim in seine Sonnwendnacht.

Auch Renate war bekannt, daß Hegenrodt in München wohnte. Manchmal und noch immer über das Elternhaus erhielt sie einen Brief und schrieb auf dem gleichen Wege zurück, und einmal war sie willens gewesen, sich zu offenbaren, bangte aber, enttäuscht zu werden. Der Ruhm der Debarrier war jung und ihre Welt mit Eriks Kunstbereich zu locker verknüpft. Es wäre nichts Außergewöhnliches gewesen, hätte er ihren Namen nie gehört oder nicht beachtet.

Aber in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ schrieb der Dichter und Kunstreferent Hanns Freiherr von Gumpfenberg über die Debarrier. Er hatte sie in Berlin gesehen; und durch ihn wurde das geistige München gestraffte Erwartung.

„Wißt ihr schon?“ lachte er in der Weinstube der Käthe Kobus und strich behaglich den Vollbart. „Sie haben in München einen Verein gegen betrügerisches Einschenken gegründet. Aufmerkende haben herausgefunden, daß die Schankkellner, wenn sie bei Massenausshank die Literkrüge schäumen lassen, nach wenigen Jahren Hotelbesitzer sind, Schaumgeborene wie die Venus!“

Da waren sie plötzlich bei Böcklin, der die Schaumgeborene gemalt, und bei Max Reger, der eine Böcklin-Suite geschrieben hatte. Der saß am Nebentisch, betonte mit Ellenbogen und grimigen Mundwinkeln den Willen zur Einsamkeit, ließ die Fingertrommeln, hatte die zweite Flasche beim Hals und wollte hinterher in einem Bierkeller einen Abtrunk tun. Dann war er vielleicht zu sprechen.

Bei Käthe Kobus verkehrte, wie der Dramenschreiber und Bänkelsänger Frank Wedekind in komischer Verzerrung rühmte, alles, was künstlerische Beine hatte. Heute war er selber da und saß am Tische Gumpenbergs. Er zerätzte das Bühnenstück „Jugend“ seines feindlichsten Freundes Max Halbe. Das sollte eine Tragödie der Pubertät sein? Er, Wedekind, hatte diesen ewigen Stoff jungmenschlicher Lust und Qual wie glühende Schmelze in die zischende Form von „Frühlings Erwachen“ gegossen! Keine Limonade, möge man ihm glauben, sondern Sekt und Schwefelsäure!

Gumpenberg weigerte sich, das Stück zu lesen. Nun, Wedekind las ja auch keins von Gumpenberg. Aber der Freiherr hatte den Vorzug, Kunstreferent einer führenden Zeitung zu sein und zahlte heute den Wein für ihn. Wer noch? Und wer morgen?

Der dritte am Tisch war Kaulbach. Nicht der Historienmaler. Der war schon zwanzig Jahre tot. Friedrich August, der die Tänzerin Cleo de Mérode und jüngst die Spanierin Rita Guerero gemalt hatte.

Gumpenberg meinte, Kaulbach müsse die Debarrier malen.

Andere horchten auf. Wer sie wäre?! Richtig! Morgen begann ja ihr Gastspiel!

„Eine Tänzerin mehr!“ sagte wegwerfend Wedekind. „Kanaille Weib!“

„Nein!“ fuhr ihn Gumpenberg an und setzte böß hinzu: „Sei nicht wedekindisch!“

Kaulbach glomm auf. „Ist sie schön?“

„Schön“, versetzte ungeduldig Gumpenberg, „sind die Mérode und die Guerero! Die Debarrier ist die Debarrier! Übrigens“,

wandte er sich an einen jungen Bildhauer, „die Debarrier sieht aus wie Ihr Jungweib in Nymphenburg!“

„Ihr seid wohl toll!“ rief der. „Meine Nymphenburgerin ist die Tochter eines Gutsbesitzers in Mecklenburg und sitzt gefangen wie auf einer Wurt am Meer. Aber ihr sollt es wissen: Sie ist meine Beatrice!“

Was das heißen sollte, erkundigte sich Wedekind. Gumpfenberg sprang ein: „Ihr lest zu wenig, ihr Halunken! Hat einer von euch schon mein „Teutsches Dichterros“ gelesen, obwohl die Kritik schrieb, es wäre ein unverwüstlicher Hafergaul? Beatrice ist die unsterbliche Geliebte des Dante Alighieri!“

„Wie kann man!“ knurrte Wedekind.

„Mensch“, zürnte Gumpfenberg, „in der Comedia divina steigt Dante mit Beatrice zu Gott empor! Da kommst du niemals hin! Aber in Dantes Hölle wirst du wohl ein Plätzchen finden!“

Wedekind lachte auf und leerte den Römer.

„Aber“, wandte sich Gumpfenberg wieder Hegenrodt zu, „trotzdem sieht die Debarrier aus wie Ihre Beatrice!“

Sie beschlossen, morgen zu dreien im Prinzregententheater zu sein. Gumpfenberg wollte Karten besorgen.

Wedekind verzichtete. Er schreibe an der „Büchse der Pandora“.

Als am Abend danach die Debarrier erschien, umtost von Beifallslärm, starrte Hegenrodt entgeistert auf die Bühne und traute der Welt nicht.

„Nun?“ fragte Gumpfenberg.

„Renate Jens!“ stammelte Hegenrodt.

„Nein“, widersprach Kaulbach, „die Debarrier!“

„Nein“, schürte Gumpfenberg, „Beatrice!“

„Ihr seid verrückt!“ schäumte Hegenrodt.

„Ssst!“ zischte jemand. Das Orchester begann. Der Schwalbentanz hob die Schwingen.

Durstig tranken Eriks Augen Bewegung und Gestalt der tanzenden Frau. Ihre Tanzschar bemerkte er kaum. Was er sah, erstand wie ein Wunder. Renate die Debarrier?!

Mit jauchzender Kraftentfaltung zersprengte sie in verzückten Sprüngen und Flügen, im Gleiten und Wirbeln die Erdgebundenheit des Menschen, eine jubelnde Schwalbe durch die Geschmeidigkeit ihres Leibes und die Beschwingtheit ihres Herzens.

„Renate die Debarrier!“

Das Volk raste. Begeisterung durchbrach Ufer und Dämme. Menschen stürmten zur Bühne und warfen Blumen. Der Vorhang fiel, mußte sich wieder reffen, fiel abermals und wechselte noch mehrfach, ehe er dem Ansturm trotzen konnte.

Zwischenmusik.

„Die Debarrier kann ich nicht malen!“ raunte Kaulbach dem Dichter zu.

„Versuch's!“

„Ich kann nicht! Ich würde an ihr verbrennen!“

„Niemand darf sie malen!“ gebot Erik.

Die Musik erstieg Hymnen. Die Debarrier tanzte das „Gebet an die Liebe“.

Als der Vorhang fiel, regte sich keine Hand. Das Erlebnis war zu gewaltig. Erst allmählich wagten sich Hände hervor, schüchtern entfacht von glühenden Herzen, und nun brach es los, prasselnd wie ein Wetter und durchgellt von Schreien der Verzückung.

Hegenrodt taumelte hinaus. Die beiden andern machten keinen Versuch, ihn zu halten.

Er kannte den Theaterdiener, einen Bergler, der als dritter Sohn im Höflein auf der Alm keinen Platz gefunden hatte. Der fürchtete nicht Tod und Teufel und Impresario und sollte helfen.

Hegenrodt bekritzelte eine Besuchskarte, gab sie ihm, drückte ihm ein Zwanzigmarkstück in die Pranke und schärfte ihm ein, was zu tun sei. Gelingen es, wäre ein zweites fällig. Mehr könne ein anständiger Mensch in so kurzer Zeit nicht verdienen.

Wieder klang Musik auf. Die Debarrier tanzte. Hegenrodt blieb im Foyer und wartete auf Sepp.

Brausender Beifall, zum Tosen gesteigert. Dann herausströmende Menschen in erregten Gesprächen. Die erste Pause.



Nach Minuten kam Sepp. Er hatte den Berg bezwungen. Allerdings habe ihn der Impresario nicht vorlassen wollen, ein Stadtfrack, ein damischer, ein gescherter Hammel, ein gescherter. Es hatte ein Wortgefecht gegeben, ein hitziges, und Sepp hatte sich gezwungen gesehen, Totschlag anzudrohen, wenn auch in aller Güte. Alsbald war es ihm möglich gewesen, das Kärtchen abzuliefern. Die Demoiselle erwarte den Monsieur sofort.

Sepp streckte die Hand aus.

„Ja, so!“ fiel es Hegenrodt ein. Das zweite Goldstück. Dann stürmte er davon.

Hegenrodt hatte sich vorgenommen, Renate um Verzeihung zu bitten, daß er zu einer bei allen Künstlern verpönten Zeit eine Visite wage. „Meine Gnädigste!“ begann er, doch ihr Anblick verschloß ihm den Mund. Er sah ihr in die Augen, vergaß jede Konvenienz, kniete nieder wie der Jüngling seines Bildwerks, ergriff in scheuer Andacht ihre Hände und sprach wie im Gebet: „Dat du min Leevsten büst, dat du wull weest!“

Für die Debarrier war es eine Ungeheuerlichkeit, daß sich ein Mensch in den Ablauf ihrer Tanzfolge drängte. Jeder Abend beanspruchte von ihr eine Welt an Kraft und geistiger Ballung. Aber das Dünenlied jubelte in ihr wie in ihm. Sie nahm die straffen, feinen Manneshände, hob ihn auf und bot ihm den Mund.

Lange standen sie umschlungen.

Ein Gong schlug. Menschen warteten auf die Debarrier. Ein Jauchzen im Herzen, ging sie hinaus und tanzte das „Jubellied des Glücks“.

## XXI.

Urkundenfernen Künsten wie den Tänzen der Debarrier und politischen Bewegungen wie denen in Lippoldsburg stand Hofrat Dr. Hildebrand, Vater des Lutz, Hauptarchivar und Hofbibliothekar Seiner Durchlaucht, zumal sie sich in der Gegenwart abspielten, fassungslos gegenüber.

Während Lutz und mehrere andere Hildebrände als Gemüts-erben ihrer Mutter den Stürmen des Lebens mit schwelgerischer

Kampfesfreude entgegentraten, nannte sich Vater Hildebrand in weiser Selbsterkenntnis einen Gegenwartsgegner.

Schon als Student hatte er sich entschlossen, seine Zukunft auf die gewiß nicht häufige Art zu gestalten, daß er vornehmlich in der Vergangenheit lebte und der Gegenwart aus dem Wege ging. Die störte ihn nur beim Arbeiten. Mit ihr befassen wollte er sich lediglich, wenn sie Vergangenheit geworden war und im Arbeitsgang bei ihm durchlief, beispielsweise in Monatsbänden, wie sie ihm der „Generalanzeiger“ zur Verfügung stellte.

Bei alledem war Michael im Zweifel, ob das Vorhandensein einer Gegenwart überhaupt bejaht werden konnte. Zukunft und Vergangenheit weiteten sich zu Ausmaßen von Jahrmilliarden, aber die Gegenwart wurde, sobald sie aus der Zukunft auftauchte, sofort Vergangenheit, währte keine Sekunde, war tot geboren, also gar nicht verfügbar. Trotzdem behelligte sie die Welt in mückenartiger Tücke.

Da gab es zum Beispiel eine Abart Mensch, die mit erstaunlicher Unverdrossenheit jeden Dr. phil. für einen Philologen hielt und niemals ausstarb. Eine aufregende Sache! Michael führte einen gütigen Kampf gegen sie:

„Vertrauen Sie mir, es gibt auf dem ganzen Erdenrund nicht einen einzigen Doktor der Philologie, noch nicht einmal bei den Botokuden, die Holzpflocke in den Unterlippen für eindrucksvolle Zierden halten. Ein Dr. phil. ist ein Doktor der Philosophie, denn die Philologie ist nur eine Disziplin der philosophischen Fakultät. Verwechseln Sie also niemals wieder die Logie mit der Sophie!“

Er hatte Schrullen, aber glücklicherweise auch Humor, und so kam er unter der Obhut seiner getreuen Klarissa gut zuwege, überschätzte sich nicht, kannte sich genau und wußte sogar, daß er eine nicht entfernte Ähnlichkeit mit dem „Bücherwurm“ aufwies, den der ewige Biedermeier Spitzweg gemalt hatte. Auch ein Sacktuch lugte aus dem hinteren Rockschoß, und sogar die Haare hatten sich mittlerweile dem Spitzwegbilde angeglichen. Der Hofrat war kein Jüngling mehr und trieb mit gestrafftem

Widerwillen dem Tage zu, an dem er vor sechzig Jahren geboren wurde.

Da fand sich nun eine andere Abart, die sich anschickte, ihm zum einundsechzigsten Geburtstag zu gratulieren, weil er am ersten Geburtstag zur Welt gekommen sei, also im Alter von einem Jahre den zweiten Geburtstag gehabt habe.

Er war bemüht, auch diese Begriffswelt zu zertrümmern: „Mein Bester, geboren wurde ich nur ein einziges Mal, nämlich am Tage meiner Geburt und nicht an jedem Geburtstag. Ich glaube vermuten zu dürfen, bei Ihnen wird es ebenso gewesen sein. Was wir Geburtstag nennen, ist gegenüber dem Tag der Geburt ein Erinnerungstag. Deshalb sagen wir ja auch: Ich feiere meinen Geburtstag! Demgemäß feiert ihn der Mensch mit einem Jahr zum ersten und nicht zum zweiten Mal. Also begehende ich mit sechzig Jahren meinen sechzigsten Geburtstag, quod erat demonstrandum!“

Man hatte doch seine Not mit den Leuten! Am lästigsten waren die Aufklärungsbeflissenen. Einer hatte ihn dreist gefragt, weshalb er solange mit seinem Sohn Lutz in Fehde gestanden habe.

Der lange Michael hatte den Frager erst einmal von oben her zur Kenntnis genommen und dann erwidert: „Lesen Sie das alt-hochdeutsche Hildebrandslied. Neuntes Jahrhundert, doch immer neu. Leider haben wir nur ein Bruchstück. Der Inhalt ist schnell erzählt: Hildebrand kehrt nach jahrelanger Heldenfahrt in die Heimat zurück. Unterwegs trifft er auf seinen Sohn Hadubrand. Der Vater erkennt den Sohn, aber nicht der Sohn den Vater. Und was tut der Junge? – Er zwingt seinen Vater zum Zweikampf! Wissen Sie nun Bescheid?!“

Sogar Oberförster Dankelmann hatte einmal zu den Aufklärungsbeflissenen gehört. Der Hofrat bedauerte tief, daß die gotische Bibel des Ulfilas im schwedischen Upsala und nicht in Lippoldsburg aufbewahrt wurde. Er konnte den Inhalt aus dem Gedächtnis hersagen. Dagegen paßte das altindische Sanskrit, aus dem die Gelehrten durch ein urgermanisches Zwischenglied das Gotische herleiteten, nicht so fugengenau in seine Sprachen-

begabung. Teile der „Sakuntala“ verlor er immer wieder aus dem Gedächtnis. Das schmerzte ihn, und einmal auf einem Nachhausewege sagte er das dem Oberförster.

Da war Dankelmann in ehrlicher Verblüffung stehengeblieben. „Zu welchem Zwecke treiben Sie das eigentlich?“

Erst hatte ihn der Hofrat angestaunt, dann auch ihn von oben her zur Kenntnis genommen und die vernichtende Gegenfrage gestellt: „Zu welchem Zwecke rauchen Sie?“

Dankelmann war leicht zu versöhnen. „Sie haben ganz recht, Herr Ulfilas!“ hatte er zugegeben, und in gegenseitigem Wohlwollen, wenn auch kopfschüttelnd und verständnislos für die Lebensart des andern, waren sie voneinander gegangen.

Viel besser verstand er sich mit Adrian. Mit dem hatte er schon in jüngeren Jahren von Haus zu Haus verkehrt. Auch die Kinder hatten miteinander gespielt, und Kinder liebte Michael fast noch mehr als das Gotische, und sein Heim war der einzige Ort, an dem er es manchmal ungern sah, daß die sogenannte Gegenwart Vergangenheit wurde. Er wäre so gern mit seiner Klarissa jung geblieben und hätte seine Kinder am liebsten als kleine Strampelchen behalten.

Diese Gemütsverfassung hinderte ihn nicht, im Bedarfsfalle pädagogische Strenge zu üben, wie beispielsweise an einem Abend, als Klarissa, um ihren Theaterhunger zu stillen, die „Meistersinger“ hören ging.

Da mußte Hildebrand einige Stunden seine Kinder betreuen. Nun, es würde sich schon machen!

„Rüste dich, Beste! Ich verlasse mein Amt ein Stündchen früher!“

Klarissa zögerte. Hätte sie die Eintrittskarte nicht schon gehabt, wäre sie daheim geblieben. Sie hatte bei all ihrer hausfraulichen Begabung nicht vorausahnen können, daß ausgerechnet heute die Stütze verreisen mußte.

Nun, es würde sich schon machen! Klarissa schärfte ihm ein, vor dem Weggang richte sie das Abendbrot. Dann brauche er nur acht zu geben, daß alle manierlich präpelten und ein Stündchen später brav zu Bett gingen.

Beim Abendbrot verlief alles nach Wunsch, und so wären es ungetrübte Stunden geworden, hätte sich nicht ein Blondkopf, gerade der, dem es am tüchtigsten geschmeckt hatte, beim Zubettgehen patzig benommen. Er strampelte sogar höchst aufsässig mit den Beinen. Nein, er wolle nicht zu Bett und gehe nicht zu Bett, brauche es nicht, mache es nicht, tue es nicht, lasse sich's nicht gefallen!

Da sollte doch ein Wetter dreinschlagen! Ein so ungehobelter, widersetzlicher Bursche!

Nun, kurz und gut, als Klarissa, beglückt von Richard Wagner, zu später Stunde heimkehrte, mußte er ihr die betrübliche Mitteilung machen, daß es nicht nur in den „Meistersingern“, sondern auch im Hildebrandhäuschen eine Prügelfuge gegeben hatte; gelind zwar, aber immerhin!

Klarissa schüttelte ungläubig den Kopf und schälte sich erst einmal aus Pelz und Handschuhen.

„Er soll sich geweigert haben, zu Bett zu gehen? – Der Georg? – Unmöglich!“

„Ich will ihn dir zeigen, Beste! Ich kann mich ja im Namen irren! Ein Hellblonder mit Locken! Du wirst ihn strenger erziehen müssen!“

Alle schliefen, nur er nicht. Er hatte das Deckbett über den Kopf gezogen und lugte verstohlen unter einem vorsichtig gelupften Zipfel hervor.

Es war nämlich gar kein Hildebrändchen. Es war das jüngste Söhnchen Adrians, der kurz danach besorgt erschien, um sich nach dem Verbleib seines Hugwald zu erkundigen.

„Michael!“ prustete Klarissa. „Du hättest die Kinder doch nur zu zählen brauchen!“

Michael verwahrte sich. Er hatte sie gezählt. Mehrfach sogar. Und immer waren es acht gewesen.

Nun brach auch Adrian in ein Lachen aus. „Aber nun also, das weiß ja ich sogar: Vorerst, mein lieber Hildebrand, brauchen Sie nur bis sieben zu zählen!“

Michael blieb der Mund offen. Betreten langte er das Sacktuch aus dem hinteren Rockschoß, tupfte die Stirn und blickte auskunftstheischend auf Klarissa.

Die konnte aber vor Lachen nicht antworten.

Adrian streichelte seinem Vierjährigen das Haar, tröstete ihn ein bißchen, bugsierte ihn in Höschen, Hemdchen und Jäckchen hinein und schickte sich an, die Kinderzahl der Hildebrände um eins zu vermindern.

Entschlossen machte Hildebrand kehrt, verschwand für kurze Zeit und deckte dann das bittere Erlebnis mit einer süßen Tafel Schokolade zu.

„Ja, siehst du, mein Kind“, sprach Adrian, „einmal knufft uns das Leben, und hinterher schenkt es uns Naschwerk!“

Aber Hugwald sagte nun, es wäre gar nicht so schlimm gewesen, und schob leuchtenden Auges die große Tafel in sein Manteltäschchen.

Es war ja auch wirklich nicht schlimm gewesen. Die Prügelfuge im Hildebrandhäuschen hatte aus vielen Worten und einem einzigen Klaps bestanden.

Übers Jahr zählte Hildebrand wiederum acht. Aber diesmal stimmte es.

Eine unsterbliche Geschichte. Die Lippoldsburger erzählten sie immer wieder.

Das Amtsgebäude, in dem der Hofrat Hildebrand auf Grund einer Bestallungsurkunde als Hauptarchivar und Hofbibliothekar tätig war, barg Tausende von Büchern und Schriftstücken und galt als Fundgrube für einen Mann mit seinen Leidenschaften. Es war ein altes Barockschlößchen im unteren Schloßpark mit Kellergewölben, Galerien und Speichern, Gelassen und verborgenen Schränken, auf dessen Treppen und Stiegen, Leitern und Stufen er fundgierig herumkletterte. Meist war er auf diesen Forschungsgängen mit einem Kittel angetan, den Klarissa, sobald er schwarz war wie Kienruß, rücksichtslos beschlagnahmte.

Als sie wieder einmal mit einem derartigen Beutestück das Schlößchen verließ, begegnete sie Struck, der sie herzlich be-

grüßte. Er habe soeben einen Boten ins Hildebrandhäuschen schicken wollen, um eine Gefälligkeit zu erbitten. Es handele sich um den Geburtstag des Herrn Hofrats, der in seinen Arbeitsräumen festlich begangen werden sollte. Die fürstliche Kammerplane eine ganz besondere Überraschung. Ein Ölbild sollte enthüllt werden, das den Herrn Hofrat in Lebensgröße darstelle. Der Maler kenne den Herrn Hofrat bereits, brauche aber für seine Arbeit ein gutes Lichtbild. Wolle man den Herrn Hofrat überraschen, müsse man ja leider sein Bild sozusagen hinter seinem Rücken malen. Nun bitte er die Frau Hofrat, ihm eine Photographie ihres hochverehrten Herrn Gemahls zu verschaffen, natürlich eine, von der man sagen könne, sie wäre sprechend ähnlich.

Mit schwerem Herzen sagte Klarissa zu.

In den Tageszeitungen empfahl Hofphotograph Ziesenitz sein Atelier unter Hinweis auf ein vom Norden kommendes ruhiges Licht. Weil er nun mit seiner eindrucksvollen Blässe und seiner Aufgeschossenheit selber einer gravitatischen Kerze glich, hieß er bei den Lippoldsburgern das ruhige Licht, und kam er auf einer Straße von Norden, knufften sich die halbwüchsigen Jungen mit den Ellenbogen und feixten sich eins, und die Mädels kniffen sich gegenseitig die Arme rot.

Aber sein Handwerk verstand er und nannte es Kunst. Wenn er im Atelier sturzartig in die Knie sackte, um hinter dem geheimnisvollen Kasten im verhüllenden Dunkel eines schwarzen Tuches unterzutauchen und auf der Mattscheibe die Bildschärfe zu prüfen, dann jäh aufstrebend wieder emporschoß, wie eine Kerze stand und mit klangvollem „Bitte, recht freundlich!“ die Kappe vom Objektiv nahm, war er sich bewußt, daß er ausersehen war, der Nachwelt Menschenbilder zu überliefern.

Den Gedanken der fürstlichen Kammer fand Klarissa reizend. Das wäre doch wirklich etwas Auserlesenes, würdig einer fürstlichen Kammer und der wissenschaftlichen Leistungen ihres Mannes! Nur würde es schwierig sein, den Herrn Hofrat zu einer Aufnahme zu bewegen. Das einzige Bild, das sie besitze, wäre

eine Daguerrotypie aus seinem sechsundzwanzigsten Lebensjahr. Aber sie wollte ihr Heil versuchen.

Eine philosophische Spekulation Michaels kam ihr zu Hilfe. Als er eines Tages vor dem Atelier des Hofphotographen die Aushängkästen betrachtete, stieg der Verdacht in ihm auf, das Photographieren könne als Beweis für das Vorhandensein einer – wenn auch kurzen – Gegenwart gedeutet werden. Denn füglich konnten die Linsen nur Gegenwartsbilder, nicht Bilder der Vergangenheit auf die lichtempfindliche Platte werfen, schon gar nicht Bilder der Zukunft. Eine aufregende Entdeckung!

Klarissa fühlte ein Freudengeriesel. „Michael“, riet sie, „prüfe deine Beobachtung durch eine Aufnahme bei Ziesnitz. Ich habe ohnedies kein Bild von dir!“

So kam der Hofrat zum ruhigen Licht.

Den schmelzenden Ruf „Bitte, recht freundlich!“ überhörte er, fühlte auch nicht das kalte Stützeisen am Hinterhaupt, und so kam ein Bild zustande, wie es lebensechter kaum zu denken war.

Von da an glaubte der Hofrat an eine Gegenwart, war aber nun erst recht ein Gegenwartsgegner; auch bei der Feier seines sechzigsten Geburtstages!

Es ging sehr würdig her. Ort der Handlung der Hauptsaal der fürstlichen Bibliothek mit dem anschließenden Studierzimmer, in dem das Olgemälde verhüllt über seinem Schreibtisch hing. Beauftragter Seiner Durchlaucht Kammerherr Freiherr v. Struck, Exzellenz; anwesend außerdem alle Beamten der fürstlichen Privatverwaltung sowie die Angestellten des höheren Dienstes, mitwirkend ein Streichquartett, das einleitend ein Präludium von Haydn intonierte, und ein gemischter Chor der fürstlichen Hofoper.

Exzellenz v. Struck pries in zündenden Worten die hohen Verdienste des Hofrats für Fürst und Volk, überbrachte die Glückwünsche Seiner Durchlaucht zum – hkm! – einundsechzigsten Geburtstag, zugleich die Ernennung zum Geheimen Hofrat sowie die Verleihung des fürstlich Lippoldswieler Hausordens zweiter Klasse ohne Schwerter, überreichte die Urkunden mit der



persönlichen Unterschrift Seiner Durchlaucht und heftete dem nun Geheimen Hofrat den Hausorden an den Revers.

Das Quartett spielte ein Präludium von Sebastian Bach.

Inzwischen hatte Exzellenz v. Struck das Ölbild persönlich enthüllt. Ein ergreifender Augenblick! Auch Seine Exzellenz war tief bewegt. „Dieses wunderbar gemalte Konterfei ist aus-ersehen“, fuhr er nun in seiner Ansprache fort, „noch ferne Geschlechter an die überragenden Forschungen des Herrn Geheimen Hofrats zu erinnern. Nicht nur auf ihm selber, auch auf seinen Nachfolgern, die ja leider einmal kommen werden, da wir alle nur Menschen sind, sollen diese gütigen, weltweisen Augen ruhen!“

Ein Wink. Der Chor sang die Hymne „Gruß dir, mein Lippoldsburg!“

Die Feier war zu Ende. Sie war schön gewesen, der Bildgedanke ergreifend und geradezu ein Sondergeschenk für Klarrissa.

Noch schöner war daheim die Feier mit ihr und den Kindern, Eidamen und Schwiegertöchtern. Wundervoll vertrugen sich Michael und Lutz, zusammengeführt von Mareika, die den linken ihrer schönen Arme um ihren Mann und den rechten um den Vater schlang.

Trotzdem konnte der Geheime Hofrat die eine Frage an Lutz nicht unterdrücken, zu welchem Zweck er immer noch Politik treibe.

Und was antwortete der Filou?

„Zu welchem Zweck raucht Dankelmann?“

Da lachte Michael und sprach: „Sie haben recht, Herr Rechtsanwalt!“

Schon am nächsten Morgen kroch er wieder über Stiegen und Gänge. Dabei geriet er auf einer halsbrecherischen Leiter vor einen Dachspeicherverschlag, der ihm bisher entgangen war. Mürrisch knarrte die Tür. Aber Michael war nicht zu halten. Er wühlte in alten Fächern und Behältern mit der Wollust eines Maulwurfs.

Hier brauchte er nicht zu wühlen. Der enge Raum enthielt nur Ölgemälde, fünf an der Zahl, so groß wie seins, im Staub des Alters wunschlos ergeben aneinander gelehnt. Je ein Messingchildchen verriet, daß jedes einen Geheimen Hofrat darstellte, der von dann bis dann als Hauptarchivar und Hofbibliothekar der fürstlichen Privatverwaltung unauslöschliche Verdienste erworben hatte.

Nun wußte Michael Bescheid. War der Abbaugeburtstag gekommen, verließen die Bibliothek zwei, der Geheimrat und sein Bild. Der Geheimrat verschwand vom Arbeitsplatz, um niemals wiederzukehren, und kurz darauf kletterte das sprechende Bild in stummer Entsagung auf der Hühnerstiege zum Holzverschlag an und lehnte sich mit einem Seufzer der Erleichterung pensioniert an die andern.

Michael lachte, wie er noch nie gelacht hatte.

Aber vor Klarissa, der er sonst alles anvertraute, was in sein Leben trat, verschloß er diesmal sein Herz wie jetzt den Verschlag.

„Gefällt dir dein Bild noch immer?“ fragte sie daheim.

„Sehr, Klarissa! Ein Meisterwerk!“

„Und der Gedanke so schön, Michael!“

„Wunderschön, Klarissa!“

Struck war manchmal unzufrieden. Die ewigen Repräsentationspflichten verdrossen ihn. Unausstehlich, in feierlichen Klängen reden zu müssen, womöglich noch mit einer Träne in der Stimme wie bei der Geburtstagsfeier Hildebrands, obwohl man einen unbändigen Zorn im Leibe hatte! Man fand zu wenig Abwechslung in Lippoldsburg, merkte immer wieder die kleine Residenz. Leider war man groß, weil sie klein war, und mühte sich redlich, es niemals zu vergessen.

Er mußte sich hochgradiger mit Familiensinn befassen, sagte er sich, mehr für Ohrensesselromantik schwärmen, auch begreifen lernen, daß man unweigerlich in die Jahre kam, bis man schließlich gemalt und in einer Geburtstagsfeier als unersetzbar bezeichnet wurde.

In dieser Stimmung war ihm die Einladung des Oberbürgermeisters zum sommerlichen Gartenfest höchst willkommen.

Gneesebeck hatte ablehnen wollen. Bodenstedts kamen ja auch nicht! Zudem setzte er seinen Fuß ungern auf tieferes Niveau.

Aber seine Gattin Hertha glaubte zwischen dem eigenen Niveau und dem des Oberbürgermeisters wesentliche Unterschiede nicht entdecken zu können.

Da merkt man wieder ihr Bauernblut! dachte Gneesebeck ergrimmt, zupfte die Krawatte fester und warf das Kinn.

„Sein Niveau ist bürgerlich, liebe Hertha!“ tadelte er spitz. „Außerdem ist er mir unterstellt!“

Sie lächelte. „Nur gut, daß der Herrgott nicht ebenso denkt! Sonst hätte das Beten keinen Zweck! Er käme nicht!“

Gneesebeck hüstelte gekränkt, riß die Krawatte noch um ein Spürchen fester und zeigte sich gewillt, eisern zu beharren.

Da fielen ihm die Schwalben ein! Die in der „Rose“!

Die mußten doch weg, mußten vernichtet werden, hatten den fürstlich lippoldsburgischen Innenminister beleidigt!

In diesem Sinne kam das Gartenfest wie gerufen! Mit Schreierei erreichte man nichts!

Er hüstelte wieder. „Meine – eh – liebe Hertha“, begann er, „völlig unrecht hast du nicht. Cordas hat Niveau, ist zudem ein hochqualifizierter Verwaltungsbeamter, gescheit, gedankenreich, energisch und auf allen Gebieten der kommunalen Politik beschlagen: Wohnungswesen, soziale Fürsorge, Fremdenverkehr, Wissenschaft, Kunst, Steuerwesen, Berufserziehung, Straßenbahn, Hygiene, Licht und Gas, Schulwesen, Kanalisation, Durchgangsverkehr, Wasserversorgung, Finanzpolitik und was nicht alles in einem – eh – geradezu ergreifenden Durcheinander! Gut, wir sagen zu! Strucks kommen ja auch!“

Hertha zuckte das Herz. Litt sie auch schon an Extrasystolen? – Seit Jahren flirtete sie mit Struck und hatte soeben an seine Kinder gedacht. Die Ehe Gneesebeck war noch immer kinderlos.

Schade nur, daß auch Gartenfeste Frack vorschrieben! Gneesebeck liebte ihn nicht mehr.

Die Barbnin trug unter sommerlicher Mantille gestickten Voile mit glockigem Rock, dazu einen kapriziösen Schutenhut mit duftigem Schleier. Entzückend!

Das Fest begann um sechs. Nach dem Tee fuhren sie hin.

Die Gäste versammelten sich im Terrassenzimmer. Die Glas-türen zum Garten waren weit geöffnet. Ein schöner Abend blickte herein, gütig und sommerlich. Kieswege leuchteten herauf. Lampions warteten auf die Nacht.

Als Gneesebeck eintrat, erschrak er. Das Zimmer war voll Schwalben, Mehlschwalben wie in der „Rose“, nur alle in Menschengröße und mit anderen Köpfen. Der eine war ein getarnter Geier, der nächste eine verschwalbte Bulldogge, der dritte ein befiederter Fuchs, die nächsten mehlschwalbige Molche, Kröten, Frettchen, Igel, Spitzmäuse, Lämmer, Frösche, Kälber, Schleiereulen, der ganze Brehm.

Gneesebeck stieß ein Schwindel. Was er sah, war das Wahn oder – eh – letzte Erkenntnis?

Während er sich unter den Gästen bewegte, sein Monokel durchspähend wie ein Schlüsselloch, musterte er unauffällig die Damen.

Kannte nicht schon die Sage Schwanenjungfrauen? Und war das nicht bezeichnend? Vor Jahrhunderten schon hatte das Volk von Mädchen und Frauen gewußt, die sich als Schwäne tarnten! In dieser Maske fühlten sie sich sicher! Aber sobald ihnen das Schwanenkleid entwendet wurde, waren sie wehrlos! Weil sie dann – eh – demaskiert waren, entlarvt!

Nun sah er nicht nur Schwalben, sah auch Schwäne, und wenn er einer Dame die Hand küßte, durchschauerte ihn der Gedanke: „Oh, wenn ihr jetzt das Kleid entfiele! Das Schwanenkleid!“

Im Garten flammten Lichter auf. Im Vorbau der Terrasse stand ein Lindenbaum. Der Platz zwischen Stamm und Mauerwerk war für diesen Abend mit Parkett belegt und Tanzfläche geworden.

„Wie originell!“ schwärmte die Vogelschar und beneidete den Oberbürgermeister um diesen außergewöhnlichen Einfall.

Da kamen Struck und Gemahlin. Warum so spät? Was hatte diese Schwalbe zu versäumen?

„Bon soir! Bon soir!“

Allseitiges Gezwitzcher und Neigen von Schwanenhälsen.

Man erging sich im Garten. In lauschigen Winkeln und Lauben warteten gedeckte Tische, Sessel und Bänke, Hocker und Stühle, die Weine in Kühlern.

Gartenfeste verwarfen die Tischordnung. Man bot den Arm, tanzte und verschwand im Rauschen der Ranken und Zweige und dem Jauchzen der Geigen.

Sterne hatten Lämpchen angezündet. Silberwölkchen glitten um den Mond. In langen Reihen schimmerten bunte Lampions.

Wundersame Sommernacht!

Struck tanzte mit Hertha v. Gneesebeck. In einer Laube hatten sie mit sprudelndem Sekt ihre Herzengemeinschaft besiegelt.

Er konnte auch in der Glut das Bongmohen nicht lassen. „Mache dich frei, Herr! Mache dich frei, Frau!“ girrte er. Dann hatte er sie geküßt, und sie hatte sich nicht gewehrt.

Nun tanzten sie um den Lindenbaum. Gneesebeck, jenseits der Mauer, sah ihnen zu und grübelte. Strucks wehender Frack war der Gabelschwanz einer Stallschwalbe und Herthas flatternde Mantille ein Schwanenkleid.

Er begegnete der Baronin v. Struck und bat um den Vorzug, mit ihr tanzen zu dürfen. Wie rundlich war dieser Schwan!

Der Walzer war gehüpfter Wirbel. Der hagere Gneesebeck kam sich vor, als müsse er einen Berg umtanzen und der Berg tanze mit; und als sie anhielten, tanzten die bunten Reihen der Lampions mitsamt der alten Linde.

Freifrau v. Struck war eine gute Frau, nur leider zu rund. Man wußte, sie schluckte wahllos alle Pulver und Tabletten, Pillen und Tinkturen, die jugendlich schlanke Gestalt versprachen. Mit der gleichen Ausdauer widerstand sie der von Niewöhner verordneten Diät. Versuchte er einen Tadel anzubringen, zog sie

ein lustiges Schippchen und maulte: „Ich präpele so gern!“ Da war nichts zu machen! Achselzuckend trottete Niewöhner von dannen.

Im Herbst, plauderte sie eifrig, werde sie in einem Sanatorium kuren. Die Schrothkur vollbringe Wunder. Erdacht hätte sie ein heilkundiger Fuhrmann Schroth in Lindewiese. Man erhalte nur trockene Kost, vornehmlich alte Semmeln, und statt Flüssigkeiten nasse Umschläge. Auf diese geniale Art würden die Schlacken ausgeräumt, die jugendlichen Formen zurückgewonnen, die Spannkraft erhöht.

Gneesebeck lächelte. Er wußte, nach fünf, sechs Tagen verließ die Polluxin mit einem Seufzer der Entsagung die Heilstätte, um kurz danach in einem Grand Hotel die winzige Menge Körpergewicht, die ihr die Schrothkur hatte rauben können, strahlenden Auges wieder heranzupräpeln.

Es hatte jeder seine Moleste, er zum Beispiel anhaltende Dürre, leider ohne Glut, und Wirrsal mit Schwalben und Schwänen.

Schau, eine Schwalbe mit gut gelauntem Bernhardinergesicht kam über den blinkenden Kies: Oberbürgermeister Dr. Cordas.

Gneesebeck überließ die Polluxin dem Direktor der lippoldsburgischen Staatsbank.

„Darf ich Sie einen Augenblick beanspruchen, mein lieber Oberbürgermeister?“

„Ich bitte zu verfügen, Exzellenz!“

Sie schlenderten durch den Garten. Gneesebeck holte weit aus: die Enklave, die Rose, Preußen, die Wahlen, die dressierte Kreatur. In kaum bezähmbarer Ungeduld habe er abgewartet, ob die Untat weitere Kreise ziehen werde. Leider sei der Vorfall in aller Mund. Fast scheine es, als hätten die Schwalben es ausgezwitschert. Aber wenn er auch absehe vom persönlichen Affront der Kreatur, bleibe das öffentliche Ärgernis. Schwalben unmittelbar über dem Trottoir eines verkehrsreichen Platzes bedrohten die Sicherheit der Passanten. Daher wäre es Aufgabe der Stadtverwaltung, gegenüber der Direktion der „Rose“ die unverzügliche Beseitigung des unnatürlichen Nestes und seiner unrat-

werfenden Insassen zu verfügen. Von einer Anordnung der Regierung an den Magistrat wolle er absehen.

Ein Diener spähte suchend umher, fand Gneesebeck und sprang in Sätzen heran: „Pardon, Exzellenz! Dringender Anruf! Staatsgespräch! Durchlaucht lassen Exzellenz bitten, ohne Aufschub vorzusprechen!“

„Oh!“ entfuhr es Gneesebeck. Betreten rieb er das Kinn und starrte durch sein Monokel in die unergründliche Tiefe des Sternengewölbes. Was tun? Natürlich gehorchen! Aber vorher? Ah! Ein Gedanke! Freifrau v. Struck bitten, sich Herthas anzunehmen! Gute Hut, Hertha! Nach Schluß der Réjouissance konnte Struck die Damen nach Hause fahren.

„Schade, mein lieber Oberbürgermeister! Nun, wir haben uns ja verstanden!“

Wenige Minuten später saß Gneesebeck in seinem Kupee und fuhr hinter dem grämlichen Kutscher und zwei lustlos trabenden Pferden zum Schloß hinauf, ein verdrossener Storch, als Schwalbe getarnt.

Es ging um eine drängende Sache aus der Terminmappe. In einer überraschenden Note hatte die preußische Regierung wissen lassen, mit Wirkung vom 1. April des Jahres 1901 betrachte das Königreich Preußen, sofern die fürstlich lippoldsburgische Krone ihre Besitzrechte nicht urkundlich erhärten könne, nicht nur die Enklave Liebenböhlä, sondern das ganze Land Lippoldsburg als ewiges Eigentum.

Der Fürst war sichtlich erregt. „Was sagen Sie, Exzellenz?“

In Gedankeneilmärschen überprüfte Gneesebeck seine Zuständigkeit. Preußen war Ausland, er Innenminister. Warum behelligte ihn Seine Durchlaucht fortgesetzt mit der preußischen Frage?! Allerdings hatte die Regierung keinen Außenminister, nur einen Gesandten in Berlin; und der hatte sich noch nicht totgearbeitet! Er lebte noch!

Desungeachtet glaubte Gneesebeck mit der Bitte um huldvollste Erwägung vermuten zu dürfen, daß es nicht seine, vielmehr die Aufgabe des Grafen Bodenstedt wäre, für die Rückwerbung der Enklave einzutreten.

„Mit nichten, Exzellenz! Die Enklave ist lippoldsburgisches Gebiet, wenn auch vorerst unter preußischer Verwaltung! Zuständig ist also der Innenminister! Aber wie kommt Preußen dazu, mein ganzes Land zu beanspruchen?“

Gneesebeck empfahl seine Seele den Gnadenmächten des Himmels. Er wußte es nicht.

Der Fürst wollte unterrichtet sein, durch welche Urkunden die Besitzrechte nachzuweisen wären.

Gneesebeck hüstelte stößig und schnippte über sein Bärtchen. Er wußte es nicht.

Seine Kiefern klapperten wie ein Storchschnabel, als er hervorstotterte, der Regierung wäre lediglich bekannt, daß kurz nach der bevorstehenden Jahrhundertwende laut Vertrag mit Liutger die Enklave unwiederbringlich verloren sei, wenn zu dieser Zeit im Hause des regierenden Fürsten von Lippoldsburg kein männlicher Leibeserbe vorhanden wäre.

„Nun“, spöttelte der Fürst, „dieses Geheimnis ist schon längst Gemeingut aller Lippoldsburger. Sogar die Kinder singen: Mer hawe keine Prinze! Aber auch Söhne kann man nicht herbeizaubern! Das ist Ihnen ja bekannt, Exzellenz!“

Gneesebeck begann einen Sesselritt.

„Nun müssen aber“, fuhr Albrecht fort, „in dem zweiseitigen Rechtsgeschäft oder Unrechtsgeschäft Klauseln enthalten sein, die den Rechtsnachfolger der Brandenburger in die Lage versetzen, die Hand nach meinem Fürstentum auszustrecken. Ich darf Ihnen verraten, daß ich mich wehren werde. Es wird Ihnen nicht entgangen sein, daß ich willens gewesen bin, freiwillig größte Opfer zu bringen. Ich bin aber nicht gewillt, mein Erbe auf Grund verstaubter Verträge zu verlieren. Vor Mitternacht hatte ich bereits ein Ferngespräch mit meinem Gesandten. Ich hatte ihm befohlen, schnellstens zu eruieren, inwiefern ein dokumentarischer Nachweis erwartet werde. Er hat nichts erfahren. Die preußische Regierung ist zugeknöpft bis unter die Augen. Nun brauche ich die Urschrift des Vertrages. Wo ist sie?“

Gneesebeck ritt, schnippte und wußte abermals nichts.



Der Fürst wurde ungeduldig. „Beste Exzellenz, bereits unter der Regierung meines Vaters waren Sie beauftragt, die Enklave zu überwachen! Sind Sie nie auf den Gedanken gekommen, den Urtext der Vertragsurkunde einzusehen?“

Der Minister versuchte zu entweichen. „Ich glaube vor Jahren dem Geheimrat Hildebrand entsprechende Weisung gegeben zu haben. Urkunden unterstehen seiner Betreuung. Unverständlich, Durchlaucht, daß er versagt hat!“

Der Fürst betrachtete den Minister und fand ihn tadelnswert. „Nicht der Geheimrat, Exzellenz, der Innenminister hat versagt! Bitten Sie noch heute nacht den Grafen Bodenstedt, für morgen den Kronrat einzuberufen! Inzwischen danke ich Ihnen!“

Der Fürst erhob sich. Gneesebeck war entlassen.

Wehleidig bestieg er den Wagen, seines Amtes aus tiefstem Herzen überdrüssig.

Die Schloßuhr schlug zwei. Als er unter dem Gipfel des Wendenberges am Kämmererhause vorüberfuhr, lag in den Fenstern stumpfe Nacht. Nur im Vorbeigleiten spiegelte sich manchmal ein Stern in den Scheiben.

Im Garten des Oberbürgermeisters waren die Lampions und Laternen erloschen. Auf Kieswege, Rasen und Lauben schienen nur noch Mond und Sterne.

Gneesebeck tat sich leid und dachte plötzlich an den Preußenkönig Friedrich Wilhelm IV. Der hatte einmal verzweifelt gerufen: „Dieser Racker von Staat!“

In seinem Hause brannte noch Licht. Hertha erwartete ihren Gemahl. Wie reizend von ihr! Es ging auf drei!

Sie saß in seidnem Kimono am zierlichen Schreibtisch und las. Verführerisch sah sie aus im zuckenden Kerzenlicht.

Gneesebeck fühlte sich müde.

„Du Armer!“

„Seid ihr noch lange geblieben?“ fragte er nebenbei.

„Wir? Die Strucks und ich?“ Sie geriet ins Schwatzen. Die Struck habe sich beim Tanzen übernommen gehabt. Sie war

zuletzt mit dem Direktor der lippoldsburgischen Staatsbank zusammengewesen, einem Manne mit derartig fülligem Embonpoint, daß er ehrenvoll bestehen konnte. Leider zeigte er beim Tanz eine Ausdauer, die niemand vermutet hatte, schon gar nicht die Polluxin. Nun wollte sie nicht schwächlich erscheinen, zumal viele zusahen, wie die beiden Dicken unter kichernden Lampions Polka hüpfen und Walzer wirbelten. Und da mit einem Male tanzte nicht mehr die Polluxin, tanzten die Linde, der Garten, der Himmel, die ganze Welt. Und die Baronin? Nach Hause wollte sie, und ihr Gemahl war sofort bereit. Hertha natürlich auch. Das wollte aber die Struck nicht zulassen. Wie könnte sie die Gneesebeck, der ein fürstlicher Befehl schon den Gatten entführt hatte, noch um den ganzen Abend bringen! Struck sollte sie nach Hause fahren, dann wiederkommen! Sie hätte sich nur so kurz vor der Schrothkur zuviel Kräfte zugetraut! Bei diesem Standpunkt war sie geblieben, und so hatte sie der besorgte Kämmerer zwar im Wagen auf den Schloßberg begleitet, war aber zurückgekehrt, um sich der Baronin Gneesebeck zu widmen und sie nach dem Ausklang des schönen Festes nach Hause zu fahren. Drollig, er erzählte, als er mit seiner Gattin auf dem Wendenberg angekommen sei, habe sie gesagt, man solle doch niemals voreilig sein. Sie fühle sich schon wieder so wohl, daß sie am liebsten mit zurückführe. Aber das müsse komisch wirken. Deshalb verabschiedete sie sich und wünsche ihrem Pollux alles Gute.

„Reizend von ihr!“ anerkannte Gneesebeck.

Hertha nickte eifrig.

„Auch von ihm!“ meinte er.

„Nicht wahr?“ Hertha fand das auch.

Schon am übernächsten Tage wurde der „Rose“ eine municipale Verfügung zugestellt: „Sie werden hierdurch aufgefordert, die im ‚o‘ der zu Häupten Ihres Vorbaus befindlichen Firmenschrift sich aufhaltenden Mehlschwalben samt Nest und Brut spätestens bis zum Samstag der jetzt begonnen habenden Woche

zu beseitigen, da dieselben öffentliches Ärgernis erregen, andernfalls Sie eine Ordnungsstrafe und im Wiederholungsfalle eine Erhöhung derselben zu gewärtigen haben werden!“

Die Direktion schickte die Ausfertigung urschriftlich an den Landrat.

Der erwiderte, seine Rechtsberatung müsse nach Lage der Dinge unverbindlich bleiben. Die Direktion solle antworten, die „Rose“ wäre preußischer Boden. Vielleicht falle der Oberbürgermeister darauf hinein.

Cordas zog den Stadtsyndikus zu Rate und schrieb zurück, selbst wenn ein Verwaltungsstreitverfahren die Exterritorialität eines preußischen Hotels anerkennen würde, sei zu beachten, daß sich der Vorbau über einem der Haupttrottoire befinde. Die Belästigung friedlicher Passanten durch Schwalben der „Rose“ habe sich zu einem öffentlichen Ärgernis ausgewachsen, das zu beseitigen Pflicht der Stadtverwaltung sei.

Wie der Oberbürgermeister befürchtet hatte, erwiderte die Direktion, sie habe den Streitfall der königlich preußischen Regierung unterbreitet.

Die erklärte sich zwar für unzuständig, aber der Landrat hatte eine Verschleppung erreicht, die über Monate ging und den Magistrat bewog, bei der lippoldsburgischen Staatsregierung anzufragen, ob der Herr Staatsminister auf seine Schwalbenfahndung noch Wert lege.

Das Innenministerium blieb fest. Natürlich lege der Minister Wert darauf und erwarte von der Stadtverwaltung, daß sie die Schwalben zwangsläufig entferne.

So geschah es, daß eines Tages die städtische Feuerwehr anrückte, eine Verlängerungsleiter hochkurbelte und einen Mann zum „o“ der Rose hinaufbefahl, um armtief in die Röhre zu greifen und die Schwalbenfamilie auszunehmen.

Er griff umsonst. Sie war entschlüpft. Im März wollte sie wiederkehren. Die Schwalben in Stadt und Land rüsteten sich zu ihrer großen Reise.

## XXII.

Aus dörflichen Ställen und Dielen brachen Rauchschnalben ins Röhricht und bevölkerten in unabsehbaren Scharen auf Teichen und Seen das Schilfrohr. Erst schwatzten sie noch lärmend durcheinander und flatterten aufgeregt umher; aber allmählich umging sie Gemeinschaftsgewissen und brachte Ordnung in die Schwärme.

Kein Verwundern um den Lärm! Die Mütterchen waren besorgt. Zwar hatten ihre flaumfederigen Grünschnäbel die Zeit der täppischen Ängstlichkeit überwunden, sogar die Nesthocker waren brave Schwälbchen geworden, aber pfeilschnelles Flitzen durch Stall und Flett oder seliges Wiegen über Feldern und Wäldern war noch kein Wanderflug über Land und Meer; und war man auch sorgsam bedacht, die flüggen Knirpse nicht einzuschüchtern, es mußte ihnen doch kurz vor der Reise noch eindringlich bedeutet werden, daß der Kampf ums Dasein nicht mit einer lustigen Insektenjagd zu verwechseln wäre.

„Ei“, versetzte da ein frohgemuter Piepserich und erntete Zwitscherbeifall bei alt und jung, „wer den Frohsinn behält, dem kann nichts fehlen!“

„Richtig!“ stimmte ein weitgereistes Schwalbenmännchen zu. „Werden die Schwingen müde, schickt Freude hinein!“

Eilfertig in kleineren Scharen kamen nun auch die Uferschnalben, erdfarben mit weißem Brüstchen, aus ihren Quartieren geflogen, tiefen Schächten in Uferhängen.

Wehmütig sahen die Bauern dem Treiben zu. Die Schwalbe im Haus war die Hüterin des Glücks. Kehrt sie wieder, sobald bei Frühlingsanbruch die Kraniche Fanfare bliesen, zurück ins gleiche Haus und gleiche Nest, rief Geläut vom Turm oder ein Hornstoß die Menschen aus Stuben und Gehöften, und der Bauer atmete auf, kehrten seine Glücksbehüter wohlbehalten wieder heim.

In den Städten war es die Unrast des Mauerseglers, die zur Reise drängte, eines fremdstämmigen Vagabunden, der, als Schwalbe getarnt, mit gellenden Schreien um die Häuser raste

und Gneesebecks Überzeugung von der Maskierung der Geschöpfe schlagend bewies. Ein Taugenichts war er, ein Tunichtgut, der nie ein eigenes Nest baute und lieber an einer Mauer in einer Nisthöhle kauerte oder einen Spatz um sein Nest bestahl. Weit kam er her, verwandt mit den asiatischen Salanganen, deren Nester absonderliche Feinkostbäuche als Leckerbissen verspeisten, aber es war trotzdem nicht weit her mit ihm.

„Gut, daß er fort ist!“

Jetzt sammelten sich die Mehlschwalben und schwatzten und lärmten in langen Reihen auf Dachfirsten und Telegraphendrähten. Wie aneinandergereihte Perlen sahen sie aus, und durch die Drähte ging es wie Harfenschlag.

Und dann zur Nacht, wenn die Menschen schliefen, rauschten türmehoch über der Erde Millionen Flügel und trugen die befiederten Hausgenossen der Bürger und Bauern weit fort von ihrer Heimat.

„Werden auch Sie einmal wiederkehren?“ fragte man in Lippoldsburg die Debarrier und fragte es mit einer Wehmut wie die Bauern, als die Schwalben zogen.

Wie ein erfrischender Windhauch war sie gewesen in dieser versponnenen Residenz.

Aus dem schönen Lärm des Lebens, der sie in München und Wien umrauscht hatte, war sie noch einmal ins Nestchen Lippoldsburg geflogen, weil sie es immer noch liebte. Die Menschen da draußen waren ja auch nur Fleisch und Blut und lebten ihren Leidenschaften. Nur hatte man in einer Großstadt das Viele, das geraunt und gemunkelt wurde, nicht so dicht am Ohr, und was in Kleinstadt und Dorf nahe vor den Augen lag, sah man dort in Abständen.

Als Renate geschrieben hatte, sie habe sich mit Hegenrodt verlobt, war Dietmar spornstreichs nach München gefahren. Halt! Es stimmte nicht mehr mit dem Spornstreichs im Sprachschatz! Er hatte auf keinem Gaul gesessen, war von Hamburg aus mit Schnellzügen gefahren, und das in einem Tempo, daß einem die Haare zu Berge standen. Da gab es für einen Sporn nicht viel zu streichen! Es fehlte ja nur, daß die Menschen eines

Tages wie Vögel durch die Luft flögen. Sie würden sich dann in ihren schönsten Träumen nach dem behaglichen Trott der alten Postkutsche und nach dem Schwager Postillion zurücksehnen, der auf dem Kutschbock sein Horn blies. Darum bleibe er, Dietmar Jens, trotz ewiger Fernensehnsucht nach einigen Spritztouren immer wieder in Boltenhagen und frage seine Tochter nun zum letzten Male, ob sie das nicht ebenso machen wolle. Es müsse ja nicht Boltenhagen, es könne auch Hoikendorf sein.

Natürlich hatte sie abgelehnt, bezaubernd nett, aber doch abgelehnt. Er hatte das vorausgewußt, aber trotzdem Wert darauf gelegt, erst einmal allein nach München zu fahren, um das Äußerste zu versuchen, und seinen Karl nur im Bedarfsfalle nachzubestellen. Daheim ging es auf die Ernte zu, und wenn sein Verwalter auch ein prächtiger Kerl war, Dietmar Jens zählte seine Garben am liebsten selber.

„Mädel, zu guter Letzt wirst du ja doch in einem weltfernen Winkel hausen! Bekämst du, was ich dir noch immer nicht wünschen will, den Hegenrodt zum Mann, wird er, wie ich die Künstler kenne, eines Tages, vielleicht schon heute, Sehnsucht verspüren, wieder im Kinderland zu leben und zusammen mit dem Steingesicht des Klausners über das Meer zu träumen. Und wie ich dich kenne, wirst du dich prompt daneben setzen. Außerdem steht das auf deinem Reifen, der übrigens in meinen Augen ein Armband ist wie jedes andere. Sein Geheimnis habt ihr erst hineingeredet!“

Aber nun wollte er nach Nymphenburg, um Hegenrodt noch anders kennenzulernen als im Sportpelz mit Opossumkragen. Einem Dietmar Jens solle man nicht vorwerfen können, er hätte die Möglichkeiten nicht ausgeschöpft.

Dann hatte er das Bildwerk besichtigt, ganz allein, damit ihm niemand dazwischenredete. Eingeschult auf Kunstkritik war er nicht, aber auch hier kein heuriger Hase. Nach seiner unmaßgeblichen Meinung war nur das ein Kunstwerk, was nicht bloß den Anspruch erhob, sondern ihm auch gefiel. Er wußte, das war nicht völlig richtig, aber für ihn stimmte es genau, und dieses Recht konnte ihm niemand streitig machen.

Dieses Bildwerk, Donnerwetter, gefiel ihm; nicht wegen der Ähnlichkeit des Weibes mit Renate. Die merkte ein Pferd. Nein, weil der Eindruck ihn niederwuchtete, als hätte ihm der Steinblock den unfügsamen Trotz zerschlagen. Und Welch eine Lebensauffassung stak darin! Die unterschied sich wahrhaftig nicht um einen Kubikmillimeter von seiner eigenen. Wie oft hatte er daheim zu seinem Karl gesagt: Nichts ohne dich! und wie viele Male nicht gesagt, aber gedacht und getan! Nur daß es einem Menschen gelingen konnte, dieses Schönste und Beste an Lebensweisheit aus einem stummen Block in allen Sprachen der Welt reden zu lassen, das hatte er nicht für möglich gehalten.

Ehe er Hegenrodt aufsuchte, telegraphierte er an seine Frau: Mußt kommen, Karl! Verlobung feiern!

Begeistert hatte auch er den Schwalbentanz bewundert und bejubelt, aber trotzdem hinterher zu seinem Karl gesagt: „Wie schön, wenn die Schwalbe daheim bliebe und bei Erik im Nest säße! Ich hoffe immer, wenigstens einer wird es erreichen, die Schwalbe ins Nest zu zwingen und den Spruch ‚Mein Haus die Welt!‘ wahrzumachen!“

„Wer denn?“ fragte Karla gespannt.

„Leise, Karl! Der Storch!“

Ihren Vertrag mit Lippoldsburg hatte Renate völlig gelöst. Sie hatte dazu die Einflußnahme des Fürsten nachgesucht und unverzüglich erhalten.

In Lippoldsburg richtete sie ein Schreiben an das Fürstenpaar, um ihre Verlobung mitzuteilen und Abschied zu nehmen.

Die Kunde von ihrem Scheiden sprang von Haus zu Haus.

„Haben Sie gehört? Die Debarrier geht! Das mußte ja kommen! Wie durfte man den Namen einer so hochstehenden Frau in politische Kämpfe verwickeln? Warum hat man die tückischen Schwätzer nicht zur Strecke gebracht? Wie konnte man Gerüchte über Beziehungen zum Landesherrn für anderes halten als böswilliges Gerede? Nun steht es in der Zeitung, was sie ist und wo sie herkommt! Wie, das haben Sie noch nicht gelesen? Ich bitte Sie! Rittergutsbesitzer Dietmar Jens und Frau,

Karla, geborene de Debarrier, auf Boltenhagen in Mecklenburg, beehren sich, die Verlobung ihrer Tochter Renate – übersehen Sie die Klammer nicht, Frau Stadtbourat! – also ihrer Tochter Renate, in Klammern Karla de Debarrier, mit dem Bildhauer Professor Erik Hegenrodt in München bekanntzugeben. Der Professor hat schon in Zeitschriften gestanden! Ganz jung noch und schon Professor! Auch Werke sind abgebildet! Daß die Debarrier aus solchen Kreisen stammt, hat man ja doch nicht vermutet! Manche hatten sogar gesagt, ihr Vater wäre Akrobat! Nun läßt man sie gehen, anstatt dem Professor ein Palais zu bauen, um sie an Lippoldsburg zu fesseln! Aber ist das nicht Lippoldsburg, wie es im Buche steht?

Das Fürstenpaar beantwortete das Schreiben der Debarrier mit einer Einladung zum Abendessen.

Als Renate der Fürstin gegenüberstand, zum ersten Male im versöhnenden Odem einer häuslichen Gemeinschaft, entfachte sich in Marietta die Erkenntnis vom Adel der Persönlichkeit. Vergebens wehrte sie sich gegen die drängende Überzeugung: „Sie ist fürstlich wie du!“ und kam von diesem Eindruck nicht mehr los, überwältigt von der berückenden Erscheinung und unberührten Anmut dieses jungen Weibes, das sie widerwillig bewundert und mit Inbrunst gehaßt hatte.

Nur dreimal war sie Renate nahe gewesen, auf dem Ratsmarkt, als der Fürst zu ihrem Entsetzen den Wagen halten ließ und das mitleidslose Spähen der Öffentlichkeit sie zwang, Huld und Anteilnahme zu heucheln, später am Märchenabend in der Fürstenloge und schließlich während eines feindseligen Gesprächs beim Fasching im Schloß.

Erst heute erfaßte sie das Wesen dieses bezwingenden Menschen, und im Banne des Außergewöhnlichen fand sie ein Begreifen für jene Entrücktheit ihres Gemahls, aus der er wie von zielverlorenen Pfaden wieder heimgefunden hatte. Darum wich ihr Haß einer schwesterlichen Bereitschaft, sich nicht mehr an Vergangenes zu verlieren und im Verstehen Freund zu sein.



Sie hinderte die Debarrier, in höfischer Reverence zu grüßen, umfing sie leicht und hauchte ihr einen Kuß auf die Stirn. „Mademoiselle, Fürstinnen und Schwestern bieten sich im Gruß die Accolade!“

Einen Herzschlag lang war Renate verwirrt. „Ich danke Eurer Durchlaucht für diese ehrende Herzlichkeit!“ Ihr klang noch immer das Haßgeflüster der Pierette im Ohr, und so standen ihre Schläfen in Glut, und ihre Blicke zuckten in die Augen Mariettas.

Aber diesmal trieb die Fürstin kein Maskenspiel. Sie wußte, daß sie nicht mehr auf trügerischem Boden stand, und daß nicht die Debarrier, sondern sie das Erlebnis dieser Stunde zu bestimmen hatte.

Im Tafelzimmer servierte der gleiche Diener, der in der Sonnwendnacht den Tisch bereitet hatte. Ihre Blicke suchten die Augen des Fürsten. „Mir ist“, sagte sie, „als stände wieder die Sonnwendnacht vor den Fenstern!“

Er küßte ihr die Hand.

Sie blieben zu dreien. Der Raum war ein behagliches Gemach mit Palisandermöbeln, der Tisch kreisrund.

Als sie Platz genommen hatten, fiel es Marietta auf, daß der Fürst, wie auch immer die Plätze verteilt worden wären, unvermeidlich zwischen ihr und der Debarrier saß, und heiter sprang ihr der Scherz auf die Lippen: „Der Fürst zwischen zwei Frauen!“

Sie sprach ihn nicht aus. Sie erschrak vor ihm. Kein Scherz des Frohsinns wäre er gewesen, und nicht nur die Trautheit dieser Stunde, das Glück von Jahren hätte er zerschlagen; und doch war der Einfall nichts anderes als der sprühende Übermut eines neu beglückten Menschen.

Ihr war, als löse sich eine Hand an ihrem Herzen, als der Fürst sein Glas hob, und doch schauerte sie zusammen, als er sprach: „Mademoiselle, die Fürstin und ich trinken auf die Beglückung durch Ihre Kunst und das Glück Ihres Herzens!“

Die Gläser hatten guten Klang, und Marietta beschloß, ihr Herz zu hüten, um nicht zu straucheln.

Es gelang ihr nicht.

Wie das schürende Eisen im Kamin eine Lohe entfachte, so hatte der Trinkspruch des Fürsten im Herzen Mariettas den schwelenden Haß entflammt. Er loderte aus ihren Augen, als könne er nie ersticken. Sie zürnte sich, verging in Scham, konnte sich aber des Ausbruchs nicht erwehren. Mit dem Scherz war sie fertig geworden, nicht mit dem Haß. Es war die flackernde Schmach des gekränkten Weibes, das nicht vergessen konnte.

Renate erkannte, was sich zutrug. Ihr Blick irrte ab. Als hätte sie nichts bemerkt, erzählte sie von dem Heim, das sie in Wien erwerben wollten, Erik Hegenrodt und sie, einem Rokokopalästchen in einem kleinen Park.

„Nicht in München?“ fragte der Fürst.

„Nein, Durchlaucht, in Wien!“

„So fern von hier?“ setzte er hinzu, als wären sie allein.

„Schwalben fliegen weit!“ entfuhr es der Fürstin.

Sie hatte Renate nicht kränken wollen, kannte das Herzeleid aus eigenem Erleben übergenug, aber die schwelende Glut wollte lodern. „Wann kehrt die Schwalbe wieder?“ setzte sie hinzu.

Jetzt hob Renate das Haupt und blickte mit ruhigem Stolz in die flackernde Lohe, fürstlich wie Marietta, nur durch die Erhabenheit ihrer künstlerischen Begnadung leuchtender gebenedeit als die Fürstin durch ihre Krone.

Trotzdem wurde sie in diesem Augenblick nicht von ihrem Künstlertum bewegt. Weibesehre gebot die Antwort. Aber ihre Stimme schwang leicht wie beim Beginn des Mahls das Gläserklingen, und ihr Herz behielt seinen ruhigen Schlag.

„Durchlaucht, die Menschen sagen, wo Schwalben seien, da wohne das Glück! Mein Nestchen ist in Wien! Ich kehre niemals wieder! Schwalben fliegen nie in fremde Nester!“

Atemstille durchschreckte den Raum. Man hörte das geschäftige Pendelschlagen der kleinen Standuhr auf dem Kaminsims. Es war, als wollte sie zeigen, daß das Leben weitergehe und nicht gestorben sei.

In einer mühsam gebändigten Erregung verkrampfte Marietta die Hände. Aber sie zürnte nicht der Debarrier, sie hielt Gericht über sich selbst.

Noch früher als Renate hatte der Fürst erkannt, was sich zutrug. Sein Herz hämmerte. Keinem schlug dieser verstohlene Kampf Wunden wie ihm. Auf Höhen reinsten Menschentums hatte die Fürstin gestanden, als sie die Debarrier begrüßte, war aber nicht gottnahe geblieben, hatte die Tiefen nicht meiden können und bestimmte nicht mehr das Erleben dieser Stunde; denn bestimmend in der Welt war immer nur das Edelste im Menschen, die Liebe.

Aber Marietta rang sich wieder empor, gewann erneut die reinen Höhen der Menschengesinnung, ergriff die Hände der Debarrier und sprach: „Nehmen Sie eine Bitte mit nach Wien, Renate Jens: Kommen Sie bald einmal wieder! Ich habe Sie lieb!“

Der Fürst preßte die Lippen zusammen und dachte an ein Wort aus seiner Leutnantszeit, als ihn bei einer Manöverkritik sein Vater zerzaust und hinterher gescholten hatte: „Dir hat der Mund gezuckt, als hättest du flennen wollen! Bist du auch noch ein Junge, die Augen müssen trocken bleiben wie Steppen!“

Als die Schwalben das Land verlassen hatten, saßen auf Dächern und Telegraphendrähten rundliche Sperlinge und sahen mit spöttischem Behagen zu, wie sich nun die Stare zur Fahrt versammelten.

„Wollt ihr mit?“ fragte mit höhnischem Pfiff ein zierlicher Schwarzfrack. „Ihr mit euren Adlerfittichen?“

„Nicht für eine Scheune voll Weizen!“ schilpten die Sperlinge zurück. „Wir ehrlichen Spatzen finden auch im Winter Brot!“

„Ehrlich?“ entrüsteten sich die Stare. „Ihr drängt euch doch in Schwalbennester, als wäret ihr wie der Kuckuck! Ehrlich ist der Buchfink, der mit rotem Brüstchen, graublauem Köpfchen und schwarzweißen Flügeln!“

„Der Buchfink?“ rebellierten die Sperlinge. „Der schlechte Kavalier? Er läßt ja seine Damen allein zum Süden fliegen!“

Die Stare zuckten die Schulterfittiche. „Vielleicht wünschen die Damen es so! Jedenfalls haben wir über diese Art Finkenbahn noch keine Klage gehört. Der Buchfink schlägt sich auch

im Winter ehrlich durch, geduldig wie die Meise, nur nicht so scheu!“

„Die Meise?“ zeterten die Spatzen. „Die ist nur scheu, weil sie schlecht ist! Wir anspruchswosen Sperlinge hüpfen bescheiden auf der Straße umher und picken uns zusammen, was von einem Getrappel übrigblieb. Aber die Meise fliegt anmaßend in Küchen hinein, sobald ein Fenster offen und die Luft geheuer ist, und hackt sich einen Riesenschnabel voll Frischfleisch aus dem Vorrat! Und dann natürlich heidi und auf und davon! Das nennt ihr scheu?! Sie überfällt sogar Sperlingsnachwuchs, manchmal Jugend aus edelstem Spatzengeschlecht, und hackt ihr Fleisch aus dem Leibe! Aber ihr Stare habt ja selber Überfälle auf dem Gewissen! Haltet den Schnabel und trollt euch!“

„Spatzenbrut!“ empörten sich die Stare und schwirrten davon.

„Spatz ist Trumpf!“ riefen ihnen die Sperlinge nach. „Herrscht ihr im Sommer, herrschen wir im Winter! Wenn nirgendwo mehr ein Vogel singt, hören die Menschen den Sperlingen zu und sagen bewundernd: Wie schilpen sie schön!“

Überhaupt nahmen die Menschen den Spatz viel wichtiger als andere Vögel. Die erwähnten sie kaum, fluchten höchstens einmal: Hol' dich der Kuckuck! Aber vom Sperling sprachen sie fortgesetzt. Naseweise Jungen nannten sie frecher Spatz. Grüßte einer nicht pflichtgemäß, fragten sie: Hast wohl Spatzen unter dem Hut? Leute, die sich bescheiden wollten, fanden den Trost: Der Spatz in der Hand ist mir lieber als die Taube auf dem Dache! Und war ein Geheimnis schon in aller Mund, hieß es rundum: Die Spatzen pfeifen es von den Dächern!

Was piffen die Spatzen in Lippoldsburg?

Die Fürstin war bei der Debarrier vorgefahren, um persönlich Abschied zu nehmen. Die Sensation der letzten Tage!

Elfriede v. Winterstetten und Anneliese Fabritz hatten sich um eine weitere Sensation bemüht, überdies eine, die zum Ruhme Lippoldsburgs auch Schlaglichter in die Weltpresse werfen konnte. Sie hatten der Debarrier zugeredet, mit ihnen zusammen am gleichen Tage in Lippoldsburg zu freien. Das Standesamt machte keine Schwierigkeiten, wenn sie bis zur Hochzeit ihren Wohnsitz

in Lippoldsburg behielt. Auch Elfriede wollte nicht im Elternhause heiraten, weil sich in Berlin eine Hochzeit wie eine Nadel in einem Schober Heu verlor. Dann allerdings wollte sie mit ihrem Gatten in die Reichshauptstadt übersiedeln. Major v. Trinsenkern wurde versetzt; nach Berlin in den Generalstab. Der Fürst gönnte ihm den Aufstieg, bedauerte aber sein Scheiden. Darauf durfte sich Trinsenkern etwas einbilden. Na, und die Anneliese, die wollte sich natürlich erst recht in Lippoldsburg kopulieren lassen.

Eigentlich konnte sie einem leid tun. Sie war dem Braß tatsächlich treu geblieben. Man hatte aber Verständnis dafür, daß der Kommerzienrat und die Schulte nicht wieder zurückzuckten, zumal auch Braß nach Berlin abschwimmen sollte; die Spatzen meinten, im März. Er war eine sehr umstrittene Persönlichkeit. Schreiben konnte er ja. Geradewegs aufgepeitscht hatte er das Volk. Aber moralisch war er nichts wert. Er hatte sich von Preußen kaufen lassen, so wahr die Spatzen auf dem Dache saßen, war ein Gesinnungssöldling, der es vermutlich fertig brachte, morgen für die Erhaltung des Fürstentums und die Einverleibung der Enklave einzutreten, wenn er nur gut dafür bezahlt wurde. Und gut bezahlt wurde er. Wer konnte es sich leisten, sein lebelang in einem Hotel zu wohnen, wenn er nicht der Hotelier war oder zum Personal gehörte! Das sagte auch Frau Oberamtmann v. Kranteck. Aber den Landrat schien das nicht zu berühren, sonst hätte er sich gewiß nicht einverstanden erklärt, daß seine Schwester und die Anneliese ihre Hochzeit gemeinsam in der „Rose“ feierten.

Das hätte ein Aufsehen gegeben, wenn es eine dreifache Hochzeit geworden wäre. Aber da hatte Dietmar Jens einen Knüttel dazwischen geworfen. Er war wohl doch ein bißchen ungeschliffen, der mecklenburgische Rittergutsbesitzer! Man erzählte, sein Großvater habe nach einem Streit mit der Krone das „von“ vor seinem Namen wie einen Handschuh abgestreift. Nun, Dietmar also hatte geschrieben, ein Wetter solle dreinschlagen. Geheiratet werde daheim, wo seinerzeit ein junger Herr mit Opossumkragen vorgefahren wäre, just, als die Flocken tanzten

und der Schnee unter den Rädern knirschte; und am besten heirate man im Winter, weil man da auch Herzenswärme gut gebrauchen könne. Er stimme nicht für lange Verlobungen. Im alten Griechenland habe es einen Unhold Prokrustes gegeben, der seine Gäste auf einer Marterbank zu Tode quälte, indem er sie in die Länge zog. Das wäre der Erfinder der langen Verlobungen gewesen. Basta, geheiratet werde also in Boltenhagen und kurz vor Weihnachten an irgendeinem Advent. Die Doppelhochzeit der Freundinnen könne sie mit Hegenrodt im Frühjahr mitfeiern. Würde er sich anders entscheiden, heule sich beispielsweise Jochen Molkenthin die Augen aus dem Kopfe, weil er sein Hätschelkind nicht persönlich zur Trauung kutschieren könnte.

So piffen die Spatzen. An dem, was sie über Braß zu pfeifen hatten, mußte etwas Wahres sein. Aber seinen politischen Zweck hatte dieser Aufwiegler offenbar erreicht, denn das Volk raste wie die wilde Jagd. Den Altkonservativen und Freikonservativen hatten die Wahlen einen ungeheuren Zuwachs beschert. Die parlamentarische Mehrheit war ihnen sicher. Die Unentwegten unter den Lippoldsburgern hätte dieser Ruck nach rechts erfreuen dürfen. Leider piffen die Spatzen, daß unter Führung des freikonservativen Parteivorsitzenden Fabritz und des neugewählten Fraktionsvorsitzenden Dr. Lutz Hildebrand gerade die Konservativen bis zum letzten Mann für die Einverleibung des Fürstentums in das Königreich Preußen eintreten wollten, zumal diese Vereinigung auch der Fürst erstrebe.

Die Unentwegten waren fassungslos. Am Jour fixe hatten die Zirkel und Salons ungewöhnlich regen Besuch, die Klubs und Kränzchen erhielten Gäste, die Stammtische Zuwachs. Man schrie nach Protestversammlungen. Umstürzler witterten Morgenluft. Durch die Wandelhallen des Landtags, dessen Abgeordnete schon vor der ersten Plenarsitzung in den Fraktionszimmern tagten, schwirrten erregte Gespräche. Die Linksparteien und die Mitte rüsteten sich zu einer Anfrage an die provisorische Regierung Bodenstedt: Was soll werden? Wie steht es um die nächste Zukunft des Fürstentums und der Enklave?

Das bisherige Ministerium hatte gute Aussicht, weiterzuregieren. Der Landtag hatte das Vorschlagsrecht. Schon seit Jahren war es immer wieder ungerupft aus der Asche emporgestiegen wie der ägyptische Phönix.

„Aber“, hatte Struck den Ministern zugeraunt, „dieser seltsame Vogel stürzte sich bei Todesahnungen immer freiwillig ins Feuer. Ahnt ihr Ähnliches, laßt euch nicht erst hineinstoßen!“

Bodenstedt ahnte natürlich nichts, hatte ja nie eine Ahnung. Aber Gneesebeck schleppte sich mit düsteren Gesichtern. Die Spatzen pfften, der Fürst habe an Lutz Hildebrand, dem Sohne des Geheimen Hofrats, und an diesem selber einen Narren gefressen. Nur wußten die Spatzen noch nicht weshalb.

Der Geheimrat war ja noch immer ein Gegenwartsgegner und konnte schon aus diesem Grunde den politischen Neigungen seines ältesten Sprößlings keinen Geschmack abgewinnen. Auch heute nicht! Der junge Mann hatte sein Assessorexamen mit Auszeichnung bestanden, war aber nicht zu bewegen gewesen, Verwaltungsbeamter, Staatsanwalt oder Richter zu werden. Immer hatte ihn die Politik beim Wickel gehabt.

Nun, den Fürsten Bismarck ja eigentlich auch. Da hatte Klarrissa Hildebrand, die auf ihrem Lutz kein Stäubchen sitzen ließ, wahrhaftig recht. Man dachte nur nicht an solche Parallelen. Zuerst war Bismarck den geregelten Weg gegangen, aber schon als Referendar aus der diplomatischen Laufbahn ausgebrochen wie ein wildes Füllen und hatte sich vor einer Welt, die einem Eigengewächs von seinen Ausmaßen nichts geben konnte, auf sein pommersches Rittergut gerettet. Dort hieß er der tolle Bismarck. Derartige Lebensabschnitte überragender Männer kamen den Nachfahren, ja, schon den Zeitgenossen ganz unwahrscheinlich vor. Seine politische Laufbahn hatte Bismarck als Landtagsabgeordneter und Mitbegründer der Konservativen Partei begonnen. Man konnte nicht alles mit der Elle messen!

Dieser Rückblick in das Vergangene versöhnte den Geheimrat.

Gneesebeck suchte keine Parallele. Er wußte, Seine Durchlaucht war ihm nicht mehr so huldvollst gewogen wie einst, vermutete auch, daß er sich die fürstliche Gunst selber verscherzt

hatte. Nicht immer hatte er geziemende Distance und sublimen Delicateresse gewahrt, par exemple, als er sich vermaß, auf das Königsliebchen Lola Montez anzuspieren. Da hatte er geglaubt, eine Parallele zu haben. Es war aber keine. Es war ein Debacle.

Aber hatte er damals bei einer Debarrier, von der er nicht vermuten konnte, aus welcher Familie sie stammte, die gleiche sittliche Vollkommenheit voraussetzen können wie im eigenen Hause?

„Du hast doch nicht Verkommenheit gesagt, Gneesebeck? Bist manchmal so gedankenlos!“

Er mußte sich Mühe geben, nicht laut mit sich zu reden.

„Vollkommenheit hast du gesagt!“ rief er sich bekräftigend zu und beschleunigte die Schritte.

Er trug einen Brief zur Post. Der enthielt sein Demissionsgesuch. Seine Durchlaucht sollte ihn gnädigst von seinem Amte entbinden. Als Minister könne er den Zusammenbruch des Fürstentums Lippoldsburg nicht überleben, und hindern könne er ihn auch nicht.

Der Postkasten war preußischblau. Schwer plumpste der Brief hinein. Der Kasten verschlang ihn wie Preußen das Fürstentum Lippoldsburg, verglich Gneesebeck und hatte nun seine Parallele; leider keine erfreuliche.

Er fühlte sich nicht wohl.

Krankheiten machen an keiner Schwelle halt, noch nicht einmal an der Schwelle eines Jahrhunderts! stellte Klobbe fest, als er den Burgberg hinanstieg, um ein zweites Mal von Seiner Durchlaucht empfangen zu werden, und meinte die Krankheit der Kleinstaaterei.

Er stapfte durch Schneegestöber, hatte einen gewaltigen Schirm über sich aufgespannt, um die Flocken abzuwehren, die in Milliarden Schwärmen vom Himmel fielen, und war selber gespannt wie sein Schirmdach. Er war nicht befohlen, er war geladen, zusammen mit Dr. Braß zu einem Abendimbiß und einem Glase Wein. Es konnten auch mehrere werden, sagte er sich und sann schneeblasend über die Tücken der Sprache nach.



Der Fürst hatte die beiden Herren in seine Arbeitsräume bitten lassen, Klobbe für sieben Uhr, Braß eine Stunde später. Im Vorzimmer stieß Klobbe auf Exzellenz v. Struck. Der lachte in sich hinein, wenn er den kleinen Professor mit dem großen Kalabreser sah. Er mußte ihm eins versetzen.

„Was macht die Rose, Professor? Sie wird wohl jetzt entblättert sein! Auch andere Blüten liegen unterm Schnee! Ich fröstele, denke ich an den Herzog von Meiningen! Sie waren es doch, der Seine Durchlaucht zu einer Demarche bewegte! Der Herzog gibt sie auf; sie lohnt sich nicht! Hat das der Spökendenker nicht vorausgesehen?“

Klobbe hatte sich mit Hilfe des Kammerdieners aus dem Have-lock geschält, nahm eine Prise und erwiderte: „Alles kann auch der Begabteste nicht voraussehen. Das wollen Sie schon aus der Tatsache erkennen, daß ich Ihnen andernfalls nicht begegnet wäre!“

„Alle Wetter!“ anerkannte Struck. „Das hätte ich nicht besser machen können! Mögen Ihnen die spukenden Geister gnädig sein!“

„Danke, gleichfalls!“

Der Diener riß die Tür auf. Klobbe stand vor Seiner Durchlaucht.

Der Fürst legte ihm ein Schreiben Georgs II. vor. Zwei Staatsmänner, die infolge ihrer künstlerischen Begabung weiter blickten als die nobilistische Schicht, hatten einander verstanden und ihr Bestes getan. Vor allem hatte Georg, der jetzt Vierundsiebzigjährige, seinen Einfluß geltend gemacht. Nun kündigte er seine Beteiligung auf. Zur Verwirklichung fehle der Grundpfeiler. Bismarck, vor zwei Jahren gestorben, acht Jahre vorher entlassen, habe keine geistigen Nachfahren. Immer wären es Persönlichkeiten, die Völkerschicksale bestimmten, nie das Volk; und Persönlichkeiten würden geboren und vom Weltwillen entsandt. Was nach Bismarck dem Reiche fehle, sei die volkaufrüttelnde Idee. Als das Reich zerging, schon längst verloren, ehe es am napoleonischen Rheinbund zerbrach, erstanden im ärmsten und entlegensten Gebiet, in des Heiligen Römischen Reiches Streusand-

büchse, nacheinander drei Staatsmänner, die das Gebröckel zu einer Einheit schmiedeten, der Große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und der Alte Fritz. Ihre Idee war das Preußentum mit seinem Erstehungswillen, seinem Darben und Sparen und seiner rücksichtslosen Pflichterfüllung. Die Idee Bismarcks war ein geeinigtes Deutschland an Stelle des machtlosen Staatenbundes.

„Durch unsere neue Idee“, schrieb Georg, „müßte das deutsche Volk über den Bundesstaat, der die Krankheiten des Staatenbundes noch nicht überwunden hat, zur deutschen Einheit geführt werden. Die Idee ist da. Die Persönlichkeit, die sie verwirklichen könnte, fehlt. Wir scheitern daran, daß es noch immer so ist, wie Bismarck in seinen ‚Gedanken und Erinnerungen‘ geschrieben hat: ‚Es sind nicht Stammesunterschiede, sondern dynastische Beziehungen, auf denen die zentrifugalen Elemente beruhen!‘“

Klobbe legte den Brief beiseite.

„Haben Sie diesen Ausgang erwartet, Professor?“

„Erwartet nicht, befürchtet immer. Aber der Hof Eurer Durchlaucht scheint nicht überrascht zu sein!“

Der Fürst verstand nicht.

„Exzellenz v. Struck redete über die Absage Seiner Königlichen Hoheit wie über Selbstverständlichkeiten!“

„Wo?“ fragte Albrecht überrascht. „Und wann?“

„Vor wenigen Minuten im Vorzimmer!“

„Ah!“ durchfuhr es den Fürsten. „Der Fuchs im Schnapp-eisen!“ Hatte nicht vor Jahren Bodenstedt berichtet, Struck habe in einer Weinlaune geäußert, er könne auch versiegelte Briefe lesen? Das Schreiben des Herzogs war ein Kurierbrief. Der Kammerherr durfte ihn nicht öffnen.

„Exzellenz v. Struck“, erwiderte der Fürst, „überbrachte den Brief. Ich habe ganz vergessen, ihm eine Quittung zu geben. Die werde ich nachholen!“

Der Kammerdiener meldete Dr. Braß.

Der Fürst erhob sich. „Ich begrüße Sie, Herr Oberregierungs-rat!“

Braß war verblüfft. „Durchlaucht wissen?“

Albrecht lächelte hintergründig. „Ab und an muß meine Berliner Gesandtschaft ihre Existenzberechtigung beweisen!“

Diener brachten kalte Platten und Wein.

Bei Tisch wandte sich der Fürst vornehmlich an Braß. Er setzte ihm auseinander, wie er bereit gewesen war, das Fürstentum der preußischen Krone zu unterstellen, um beispielgebend zu sein. Seine Absicht sei Preußen bekannt gewesen. Trotzdem habe es durch einen Mittelsmann Gelder in der Hollenriedischen Tageszeitung investiert und einen Oberregierungsrat entsandt, um das lippoldsburgische Volk aufzuwiegeln und preußisch zu färben. Dafür habe er kein Verständnis und stemme sich Annexionsbestrebungen rückhaltlos entgegen.

Braß war unangenehm berührt. Er hatte sich den Abend anders vorgestellt. Nur konnte er an einer Berichtigung nicht vorbei. Nicht wäre er entsandt, das Volk aufzuhetzen, sondern für den preußischen und den gesamtdeutschen Gedanken reifer zu machen. Am 1. April 1901 falle das Fürstentum Lippoldsburg doch ohnedies an die preußische Krone!

Der Fürst sprang auf. „Parbleu, wieso?! Ich denke nicht daran, vor Preußen zu kapitulieren!“

Die beiden andern standen hilflos am Tisch.

Der Fürst zügelte sich: „Pardon, meine Herren! Wallungen soll man vermeiden! Bitte wieder Platz zu nehmen!“

Er trank ihnen zu.

„Wissen Sie Näheres?“ wandte er sich an Braß.

Der verneinte. „Durchlaucht, es ist nicht so, daß ich nichts sagen darf. Ich kann nichts sagen, weiß nichts! Nur wollen mir Durchlaucht den Hinweis gestatten, daß mein Auftrag beendet ist. Mit dem 1. April verlasse ich Lippoldsburg!“

„Sobald wir preußisch werden?“ spöttelte Albrecht.

„Wahrscheinlich!“

„Nie“, rief der Fürst, „werden wir preußisch! Ich würde alle Welt rebellisch machen! Was ist euer Fetzen Papier gegen meinen Trotz! Reichsdeutsch wollen wir werden oder bleiben, was wir sind! Das merkt euch!“

Er schwieg und sann. Kerzenlicht blinkte im Wein. Sturm war aufgestanden und heulte im Kamin. Um knackende Scheite zuckten Flammen und Funken.

Mit seltsamen Augen starrte der Professor in die berstende Glut, sah Maße sich weiten, hörte Donnern und Dröhnen und erkannte wie von einem sichtigen Gipfel das verheerende Wüten tobender Geschosse im Feuer eines Völkerbrandes.

Mit fremder Stimme berichtete er: „Ein solcher Sturm ist gewesen, als Bismarck gestorben war. Staubwolken trieb er vor sich her wie heute den Schnee. Ich kann es nie vergessen. Zur Nacht hörte ich eine Stimme rufen: ‚Glaube an die zwanzig Jahre! Friedrich der Große starb 1786. Zwanzig Jahre später schlug Napoleon die Preußen bei Jena und Auerstedt. 1870 begann der siegreiche Feldzug gegen Frankreich. 1890 wurde Bismarck entlassen. 1898 starb er. Was wird im Jahre 1918 sein!‘“

Fauchend schnob der Wind. Der Fürst und Braß erschauerten nicht unter dem heulenden Grimm einer Naturgewalt, vor der sie geborgen waren. Die unheimlichen Worte des Professors hatten ihr Herz gestoßen.

Albrecht raffte sich auf. „Trinken Sie, meine Herren!“ unterbrach er das Schweigen. „Wir wollen diesen Abend nicht mit düsteren Gedanken verbringen. Im Ratskeller zu Lippoldsburg steht ein weltweiser Spruch an die Wand gemalt: Das Leben froh genießen ist der Vernunft Gebot. Man lebt ja nur so kurze Zeit und ist so lange tot!“

„Unser Volk stirbt nie, unser Volk ist Ewigkeit!“ rief lohend der Professor.

Der Fürst nickte ihm zu. „Ich denke wie Sie und wäre noch heute bereit, Zepter und Krone niederzulegen, könnte mein Land aufgehen in einem geeinigten Reich unter einem Herrscher und einem Gebot. Aber“, fügte er mit einem wehmütigen Lächeln hinzu, „eine Schwalbe macht noch keinen Sommer!“

Er wandte sich an Braß. Mit ganzem Herzen habe er auf seiner Seite gestanden und seine Feinde abgewehrt, bis ihm gemeldet wurde, daß der Hauptgesellschafter Hollenrieds ein Beauftragter der preußischen Krone war.

„Der Landrat wußte es. Auch Sie, Herr Oberregierungsrat?“

„Nein, Durchlaucht! Aber wäre es so gewesen, hätte ich schweigen müssen wie Winterstetten.“

„Auch Fabritz gegenüber?“

„Erst recht! Ich war in eine Front gestellt wie der Landrat und hatte zu gehorchen. Über die wirtschaftlichen Grundlagen der ‚Tageszeitung‘ nachzudenken, war nicht meine Aufgabe. Natürlich blieben mir die Zusammenhänge nicht verborgen. Wird ein Beamter angewiesen, eine Zeitlang privater Angestellter zu sein, nimmt er das Recht mit auf die Fahrt, sein Teil zu denken!“

Der Fürst eröffnete Braß, ihm liege die Zukunft der Hollenriedischen Zeitung sehr am Herzen. Mißlinge Preußen der Fischzug, werde es auf die Angel wohl keinen Wert mehr legen. In diesem Falle sei die fürstliche Kammer bereit, die Preußengelder abzulösen, um der „Tageszeitung“ die Aufgabe zuzuweisen, unter dem Schutz der fürstlichen Krone kaum anders als bisher für die Verwirklichung des deutschen Einheitsgedankens zu werben. Diese Bereitschaft der Kammer dürfe der Oberregierungsrat seinem Vorgesetzten amtlich unterbreiten.

„Der Vorgesetzte wird kein Ministerialrat sein, Herr Oberregierungsrat!“

„Inwiefern, Durchlaucht?“

Der Fürst lachte. „Ich sagte Ihnen schon, daß meine Berliner Gesandtschaft hin und wieder ihre Existenzberechtigung beweisen muß. Wegen Ihrer ausgezeichneten Leistungen in Lippoldsburg werden Sie selber Ministerialrat!“

„Und wenn der Fischzug, wie Eure Durchlaucht zu scherzen geruhten, mißlingt?“

„Auch dann!“ Der Fürst hob sein Glas. „Dieses Amtsgeheimnis ist eins, das Sie der Familie Fabritz mitteilen dürfen. Erfüllt von der Wertschätzung, die ich Ihnen und der Familie des Kommerzienrats entgegenbringe, trinke ich auf das Wohl Ihrer Fräulein Braut und das Glück Ihrer Ehe!“

Braß ergriff sein Glas. Er war zutiefst berührt. „Wollen Durchlaucht gestatten, daß ich mit diesem Trunk auf das Wohlergehen Eurer Durchlaucht und der fürstlichen Familie meinen

Dank verbinde für die huldvolle Gesinnung, die mir Eure Durchlaucht trotz allem, was geschah, entgegenbringen!“

„Was hat das Geschehene mit Ihnen und Ihren Leistungen zu tun!“ erwiderte der Fürst und rief dem immer noch in sich versunkenen Klobbe zu: „Trinken Sie mit, Professor! Der Rhein, an dem die Trauben wuchsen, hat viel Leid gesehen. Sein Volk hat sich den Frohsinn nicht rauben lassen!“

In das Sturmgeheul klangen die Gläser.

Aufgeräumt plauderte der Fürst: „Nicht nur Sie werden befördert, Herr Oberregierungsrat, auch Rechtsanwalt Dr. Hildebrand. Die konservativen Parteien, deren Fraktionen inzwischen unterrichtet sind, daß ich dem Anschluß an Preußen widerstrebe, haben ihn, wie die Parlamentssprache es ausdrückt, als Minister präsentiert. Ich werde den Vorschlag annehmen und Hildebrand zum Innenminister ernennen! Die ‚Tageszeitung‘ unterstelle ich seiner politischen Betreuung!“

Klobbes Augen leuchteten. Morgen konnte er wieder den Rohrstuhl besteigen, um an der Ehrenwand Lutz Hildebrand zu suchen.

Noch in der gleichen Nacht, während Klobbe und Braß in einem Schlitten des Fürsten durch wildes Schneegestöber nach Hause fuhren, wurde der Kämmerer zur Audienz befohlen.

Der Fürst überraschte ihn mit der Frage, wie es sich erkläre, daß Exzellenz v. Gneesebeck sein Abschiedsgesuch auf postalischem Wege eingereicht habe.

Struck war verblüfft und verlor zum ersten Male vor seinem Fürsten die Fassung.

„Durchlaucht, mir ist von einem Demissionsgesuch des Herrn Innenministers nichts bekannt!“

„Wer öffnete heute die Post?“

„Mein Stellvertreter, Kammerherr v. Kley!“

„Wie erklären Sie sich die Demission?“

Struck rang nach Worten. „Vielleicht will sich der Baron seiner Familie widmen!“

„Inwiefern Familie?“ staunte der Fürst.

Struck riß sich zusammen. „Die Baronin befindet sich bereits auf dem Rittergut der Gneesebecks, um in schöner Einsamkeit einem – hm! – freudigen Ereignis entgegzusehen!“

Der Fürst war überrascht. Die Baronin Gneesebeck? „Welch ein entzückendes Geschenk für den Herrn Gemahl! Reizendes Glück am Lebensabend! Wie alt war er eigentlich, der Gneesebeck? Soso! Nun, das beste Alter! Die zweite Jugend!“

„Eigentlich sollten auch Sie auf Ihr Rittergut übersiedeln, Exzellenz v. Struck!“

„Ich habe nicht die Absicht, Durchlaucht!“

„Oh, doch! Morgen erwarte ich Ihr Demissionsgesuch!“

Struck erblaßte. „Gestatten Durchlaucht die untertänigste Frage –!“ –

„Gern, Exzellenz! Ihre Augen sind mir zu scharf! Sie durchdringen sogar versiegelte Briefe!“

Noch immer lag im Burghof Schnee, und die Sonne schaute grämlich in den Tag. Vor einigen Wochen war in demselben Gleichschritt wie sonst von Jahr zu Jahr die Zeit in ein neues Jahrhundert hinübergewechselt. Es war nichts Aufregendes dabei gewesen. Nur hatte sich ganz Lippoldsburg auf einen Kampf mit Preußen gerüstet.

Albrecht war sich bewußt, daß es ein Treffen werden konnte, das über den Federkrieg diplomatischer Noten hinausging. Die Anfrage der Linksparteien an die Regierung Bodenstedt in der ersten Plenarsitzung des neuen Landtags war ihm nun willkommen gewesen. Der neue Innenminister, Dr. Hildebrand, hatte sie beantwortet:

„Seine Durchlaucht der regierende Fürst von Lippoldsburg garantiert auf Grund seiner Souveränitätsrechte die Unversehrtheit und Unabhängigkeit des Fürstentums mit der Einschränkung, daß infolge eines Vertrages des Grafen Liutger mit dem brandenburgischen Kurfürsten Joachim II., genannt Hektor, vom Jahre 1551 die Enklave Liebenböhla am 1. April 1901 unwieder-

bringlich an Preußen fallen muß, weil dem Herrscherhause derer von Lippoldswiel der männliche Leibeserbe fehlt!“

Darauf schloß der Präsident die Sitzung.

Albrecht war sich bewußt, daß er keinen leichten Stand hatte. Gesetzt den Fall, es lag den Beziehungen zu Brandenburg und Preußen noch ein Vertrag zugrunde, der für den Beginn des neuen Jahrhunderts unter gewissen Sicherheitsklauseln die Einverleibung des ganzen Fürstentums vorsah, konnte er füglich nicht den einen Vertrag ablehnen und den andern anerkennen. Er wollte Preußen wissen lassen, daß er zwar jeden überalterten Vertrag, der mit Liutger geschlossen sei, verwerfe, sich aber trotzdem bereitfinde, Liebenböhla aufzugeben, wenn die preussische Krone auf die übrigen Gebietsteile verzichte.

In Berlin vollzogen sich inzwischen die Vorarbeiten für die Gesamteingliederung. Der Referentenentwurf hatte die Instanz der Staatssekretäre bereits durchlaufen und lag dem Gesamtkabinettt zur Beschlußfassung vor.

Da erbat eines Tages Kammerherr v. Kley Audienz für den Geheimen Hofrat Dr. Hildebrand, Hauptarchivar und Hofbibliothekar Seiner Durchlaucht, in einer wichtigen Angelegenheit.

Nach monatelanger Spürarbeit hatte Michael in einem verborgenen Stahlfach, das vermutlich schon Generationen vergessen hatten, drei Pergamentrollen aufgestöbert, die jenen verruchten Pakt zwischen Brandenburg und Liutger dem Brander enthielten.

Die erste beurkundete die Abtretung der gesamten Grafschaft Lippoldswiel an die kurfürstlich brandenburgische Krone gegen Erhaltung von Leib und Leben des Grafen Liutger, die zweite die Verwaltung des Gebietes Liebenböhla durch den Sequester Preußen, die dritte die vorbehaltliche Auslieferung der übrigen Gebietsteile an Liutger auf Grund seines Urfehdeides.

Urkunde eins stammte aus dem Jahre 1541. Ihr Pakt hatte bereits im Jahre 1550 seine Gültigkeit verloren. Brandenburg hatte aber das gesamte Gebiet in der Hand behalten, erst den gefürchteten Brander Urfehde schwören lassen und dann durch einen neuen Vertrag, niedergeschrieben in der Urkunde zwei, das Teilgebiet Liebenböhla der Pflugschaft Preußens unterstellt, ein



durchtriebener Schachzug des Kurfürsten, der inzwischen mit dem Ordensland Preußen belehnt worden war, so daß er die Exklave selber in Pflegschaft nahm. Endgültig in den Besitz Brandenburgs übergehen sollte Liebenböhla, wenn der um die Wende zwischen 19. und 20. Jahrhundert regierende Nachfahre Liutgers am 31. März 1901 ohne männlichen Leibeserben war.

Wie der Geheimrat nachwies, beruhte die Festsetzung des Jahres 1901 auf einer damals gebräuchlichen Zahlenmystik. Kurfürst Joachim II. übernahm die Regierung über Brandenburg im Jahre 1535. Beim ersten Pakt vom Jahre 1541 wählte er die Vertragsdauer von 9 Jahren, nämlich das Dreifache der heiligen Zahl 3, so daß der Zwangsvertrag mit Ablauf des Jahres 1550 außer Kraft trat. Als im Jahre 1551 die Zusatzverträge abgeschlossen wurden, entnahm der Kurfürst der Jahreszahl seines Regierungsbeginns die Zahl 35 als Richtzahl für die Jahrhundertziffer und zählte 350 zu 1551, so daß 1901 entstand.

Der Inhalt der zweiten Urkunde war dem Fürstenhause aus den Annalen bekannt, der dritten hatten die Vorfahren Albrechts offenbar keine Bedeutung beigemessen oder einer gerissenen Klausel nicht die erforderliche Beachtung geschenkt. Sie besagte, falle Liebenböhla nach dem Jahre 1900 an Brandenburg, so gelte das gleiche für die gesamte Grafschaft, also das heutige Fürstentum, sofern bis dahin der Inhaber der Oberhoheit, also der heutige Fürst, nicht durch Vorlage der Originalurkunde des zweiten Zusatzpakt, von dem sich das Gegenstück in den brandenburgischen Archiven befinde, sein Besitzrecht erhärte.

Eine hinterhältige Vertragspolitik! urteilte der Geheimrat, aber der Fürst war ausnehmend erfreut. Dieser lebende Nachfahre von Spitzwegs Bücherwurm ersparte ihm den Kampf mit Preußen. Nun brauchte nur die Urkunde durch einen Kurier nach Berlin geschickt zu werden, und keine preußisch-brandenburgische Regierung konnte das Fürstentum streitig machen.

Anders leider die Enklave!

Albrecht wollte wissen, was man unter dem Sequester Preußen zu verstehen hätte. Auch darüber konnte Hildebrand Auskunft erteilen:

In der Zeit altrömischen Niedergangs hatte man unter einem Sequester einen Mann verstanden, der berufsmäßig Bestechungen vermittelte. In der Medizin dagegen, und zwar in der pathologischen Anatomie, nannte man Sequester ein abgestorbenes Knochenstück und kam dadurch der Enklave schon etwas näher. Im Rechtsleben jedoch – und auf das Recht schien es auch bei diesem Unrecht anzukommen – war der Sequester der Zwangsverwalter einer Sache, die ihm als Drittem einstweilig ausgeliefert wurde. Das Unrecht zeigte sich darin, daß der Vertragspartner Brandenburg zugleich der Sequester Preußen, also der Erste und der Dritte in einer Person war. Nur war das Recht des Stärkeren von jeher das stärkere Recht, und so war auch diese Sequestration zu Recht erfolgt, und wohl oder übel mußten sich die Lippoldsburger fügen, wenn auf dem friedlichen Wege eines Vertrags aus dem Pfand eine Beute wurde. Sie konnten nur bedauernd mit den Achseln zucken: Erbse, Bohne, Linse! Mer hawe keine Prinze!

Die Lippoldsburger besprachen von nun an den Verlust der Enklave in eindrucksvoller Zurückhaltung. Das Schlimmere war verhütet.

Selten hatte der Gegenwartsgegner einem Zukunftsfrühling mit so heiterer Stimmung entgegengesehen wie nach dieser Jahrhundertwende. Sein verlorener Sohn war Minister geworden, er selber hatte das Fürstentum gerettet. Das versöhnte ihn geradezu mit jener Zeitspanne, die bei den Leuten Gegenwart hieß. Allerdings durfte nicht übersehen werden, und um diese Beachtung bat er dringend, daß er die Rettung des Landes aus der Vergangenheit herausgeholt hatte. Die war eben zuverlässiger als die Gegenwart, nicht mehr so jung und unerfahren, schon gereifter und nur noch leicht durchsetzt mit ausgeglühten Leidenschaften.

Die Enklave allerdings hatte er nicht zu retten vermocht, fühlte sich jedoch mit Recht für diesen Mißerfolg nicht verantwortlich. Er selber hatte der Söhne fünf.

Sein Ansehen war beträchtlich gestiegen. Man fand ihn gar nicht mehr so absonderlich wie einst, fand ihn adrett und inter-

essant. Nur schade, daß ihm noch immer das Sacktüchlein zwischen den Rockschößen herauslugte, als ob es fragen wollte: Wie steht es um Liebenböhla?

Der Landrat hielt eine derartige Frage nicht mehr aus. Er hatte Zustände, in denen er schon das Wort Liebenböhla nicht mehr hören konnte.

Als er eines Tages mit dem Amtsrichter am Herkulesbrunnen vorüberging, deutete er mit dem Daumen hin: „Guck dir den Antäus an! Dann brauche ich mich nicht für dich in Ton kneten zu lassen!“

Er wollte um seine Versetzung einkommen, sei es als Landrat in irgendeine Kreisstadt oder, was ihm lieber gewesen wäre, als Regierungsdirektor an den Sitz eines Regierungspräsidenten. Er und seine Frau – das durfte jetzt eingestanden werden – hatten Heißhunger nach der großen Welt.

Der Amtsrichter nicht. Wurden sie beide versetzt, hatte er schlechte Aussichten, mit dem Landrat in die gleiche Stadt zu kommen. Beziehungen, die es hätten ermöglichen können, waren nicht vorhanden, und vom Justizminister, dem er unterstand, zum Innenminister, der über den Landrat zu befinden hatte, war ein weiter Weg. Infolgedessen hatte er seinen Landgerichtspräsidenten gebeten, ihn tunlichst in Liebenböhla zu belassen.

„Und wenn es nicht preußisch bliebe, dein Liebenböhla?!“ fuhr ihn Winterstetten an.

„Du bist verrückt, Jockei!“

Der Landrat blieb vor dem Brunnen stehen, als hätte ihn Herkules in die Erde geschlagen. „Was tätest du, wenn es lipoldsburgisch würde?“

„Sakrament!“ wetterte der Amtsrichter. „Dann wäre ich trotzdem im Deutschen Reich!“

Winterstetten gab nach: „Hast ja recht, Alcalde!“ und schränkte doch ein: „Nur ist es keine Einheit und kein Großdeutschland!“

Der Amtsrichter behielt sein gläubiges Vertrauen: „Einmal wird einer kommen, der es dazu macht!“

Die „Rose“ erwartete die Feier der Doppelhochzeit. Kurz nach Frühlingsanfang sollten die Trauungen vollzogen werden, die eine in Liebenböhla, die andere in Lippoldsburg.

„Haben Sie schon gehört, Frau Oberstaatsanwalt? Bis zur Verlobung haben die Fabritz nicht gewußt, auch nicht die Anneliese, daß Dr. Braß Oberregierungsrat im preußischen Ministerium war! Wie romantisch!“

„Inwiefern? Er hatte doch eine führende Stellung, Frau Senator, und erregte Aufsehen durch seine Schriften!“

„Gewiß! Er schien aber doch Angestellter zu sein und nicht höherer Beamter mit Pensionsberechtigung!“

„Meinen Sie, das wäre das Heil des Lebens? – Mein Bruder ist Kaufmann, allerdings einer, der etwas kann, und der Bruder meines Mannes ist Schriftsteller, auch einer, der etwas kann. Wir haben also Gelegenheit, Vergleiche zu ziehen. Was meinen Sie, wie oft wir die zwei beneiden!“

Frau Senator überlegte ein Weilchen. „Vielleicht haben Sie recht, Frau Oberstaatsanwalt! Aber romantisch finde ich es trotzdem!“

Der Anneliese gönnte man die Romantik. Sie war ja ein netter Kerl, nicht wahr? Aber war es zu glauben? Bald mußte man Frau Ministerialrat sagen! Ein bißchen abseits war sie ja immer gewesen, genau wie die Schulte, lieber mit dem Hund im Wald als mit einem Kavalier im Café! Aber in der Waldeinsamkeit hatte sie ja ihren Mann gefunden!

Nun erst die Ehe des Freiherrn v. Trinsenkern! Letzten Endes hatte er seine Elfriede nur bekommen, weil er sich mit ihrem Bruder geprügelt hatte! Zusammenhänge gab es im Leben, Zusammenhänge! Nicht auszudenken! Die Bölle mußte einmal ein Buch schreiben „Wie wir unsern Liebsten fanden!“, ein Sammelwerk! Das würde noch mehr gekauft als das Böllebuch!

Elfriede urteilte, mit Romantik habe die Liebe nichts zu schaffen. Im Gegensatz zur Schwärmerei, die ohne Romantik ungenießbar bliebe, wäre sie eine ehrliche, klare und infolgedessen höchst einfache Regung, zu der man allerdings lebenslänglich verurteilt sei. Trinsenkern dagegen hielt auch die Liebe

für kompliziert. Nun, wäre es so, hatte Elfriede erwidert, dann müßte sie eben vereinfacht werden. Die praktischen Erfolge standen noch aus.

Braß war bereits als Ministerialrat aufgeboten. Diese Amtsbezeichnung verwundete Frau Oberamtmann v. Kranteck so tief, daß sie sich verkroch wie ein weidwundes Tier.

Sie hieß Wilhelmine, nannte sich aber Helma, als legte sie Wert darauf, durch eine helmgemahnende Abkürzung ihren kriegerischen Charakter zu betonen, und hatte sie Anlaß, mit sich zu hadern, rauschte sie in ihr Boudoir und redete vor dem Spiegel ein ernstes Wort mit Helma. Aber diesmal, als sie am schwarzen Brett des Standesamtes und im „Generalanzeiger“ – die „Tageszeitung“ verweigerte sie – die Aufgebote las und dabei entdeckte, daß sie einen Ministerialrat aus dem Hause gewiesen hatte, trat sie nicht erst vor den Spiegel, nannte sich auch nicht mehr Helma, sondern jammerte: „Was hast du getan, Frau Oberamtmann v. Kranteck?!“

Ihr Schmerz wurde vermehrfacht durch die Eidame der Frau Geheimrat v. Boelle, die sich noch obendrein seit einigen Wochen Beauelle schreiben durfte. Sie hatte dieses Recht durch Urkunden belegt und einen Antrag gestellt. Der eine Eidam war gleichfalls Ministerialrat, der andere sogar Minister und beide noch nicht einmal in Preußen, sondern im alten, lieben, angestammten Lippoldsburg! Solche Schicksalsschläge waren schwer zu tragen! Ob unter so betrübenden Umständen Frau Oberamtmann der Frau Geheimrat die alte Freundschaft bewahren konnte, stand dahin.

Über Hochzeiten schrieb das Böllebuch: „Ansehnliche Festivitäten bei Vermählungen sind nicht selten und keinesfalls verwerflich. Ob sie im Hause der Braut oder in einem Hotel stattfinden, muß den Hauptbeteiligten überlassen bleiben. Der gute Ton hat in beiden Fällen nichts einzuwenden.“

Auch Lippoldsburg wandte nichts ein, wenn auch die Unentwegten festliches Gepränge in gut lippoldsburgischen Hotels lieber sahen und es für bedenklich hielten, daß der bisherige

Flügeladjutant des Fürsten sein Hochzeitsmahl in der „Rose“ nahm. Ja, wenn die „Rose“ lippoldsburgisch wäre! Ob man das je erreichte?

Das Gepränge blieb aus. Brautpaare und Gäste, sogar die Debarrier mit ihrem Gemahl, den man bei dieser Gelegenheit so liebend gern besichtigt hätte, fuhren in geschlossenem Wagen. Es war aufregend.

Auch die Hochzeitstafel mied Prunk. Rosengefüllte Silberschalen, Bastkörbchen mit frischem Moos und Blumenarrangements, dazu ein Veilchenstrauß vor dem Kuvert jeder Dame waren der einzige Schmuck. Allerdings war das Geschirr aus Sèvres-Porzellan, in der Tafelmitte erhob sich ein Aufsatz aus getriebenem Silber, und alle Gerichte standen auf Réchauds. Aber auch die Speisenfolge ließ die vornehme Schlichtheit nicht vermissen.

Den ersten Toast sprach Dankelmann, seit Jahresanbruch Forstmeister. Seine Rede galt dem Frühling, dem kalendermäßigen und dem richtigen, und dann dem Liebesfrühling. Dabei gedachte er der Forschungen des Professors Prutz, der mit seiner Gattin ebenfalls zu Gast war. Dieser Ornithologe habe den Vogelflug im Herbst durch ein Ermatten der Keimdrüsentätigkeit erklärt und den im Frühling durch deren Wiedererwachen. Trotzdem seien diese Wanderflüge etwas Wunderbares, wunderbar wie das ganze Leben; ein Wunder sei auch der Frühling. Schon habe man die Fanfaren der Kraniche vernommen. Sie wären die Herolde, und nun würden auch die Schwalben wiederkehren.

Packend sprach er mit seinem Herzen voll Waldweben und Sonnenschein. Aber der ewige Lausbub in der einen Herzkammer, der plötzlich an einem Fenster erschien und den Menschen die Zunge zeigte, wollte auch sein Recht haben.

„Im Brehm“, fuhr Dankelmann fort, „habe ich jüngst gelesen, die Schwalben flögen in den südlichen Breiten bis zum Kap der guten Hoffnung!“

Und da geschah es, daß Tante Reese, die lauschend ihr Hörrohr am Ohre hielt, ungewollt kräftig durch den Saal rief: „Deutlicher!“

„Nein“, entgegnete Dankelmann, „deutlicher möchte ich nicht werden! Gott segne die Schwalben!“

Lachen, Händeklatschen, Hörrohr, Geplausch – und plötzlich – was? – auf dem Ratsmarkt ein Rufen und Händeheben: „Die Schwalben, die Schwalben!“

Die Gäste eilten ans Fenster, die Brautpaare und die Debarrier vor das Portal. Wahrhaftig, da flog das Schwalbenpärchen, heimgekehrt aus Afrika, mit jubelndem Gezwitscher in das alte Nest im „o“ der „Rose“!

Aber was denn nun?

Was gab es denn jetzt? –

Salutschüsse von der Lippoldsburg und Jungensgeschrei: „Extrablätter!“

„Her damit! Lesen! – Ein Prinz geboren!“

Freude durchtoste Stadt und Land. Um den Brunnen vor der „Rose“ schlangen Männer, Frauen und Kinder einen Reigen und sangen begeistert:

„Kresse, Bohne, Linse!

Nu hawe mer en Prinze!“

Herkules hatte Antäus besiegt! Die Enklave Lieberböhla war gerettet!